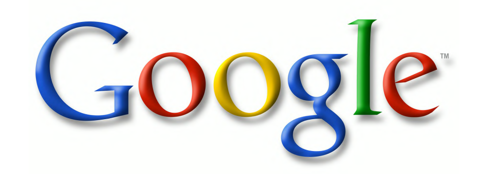
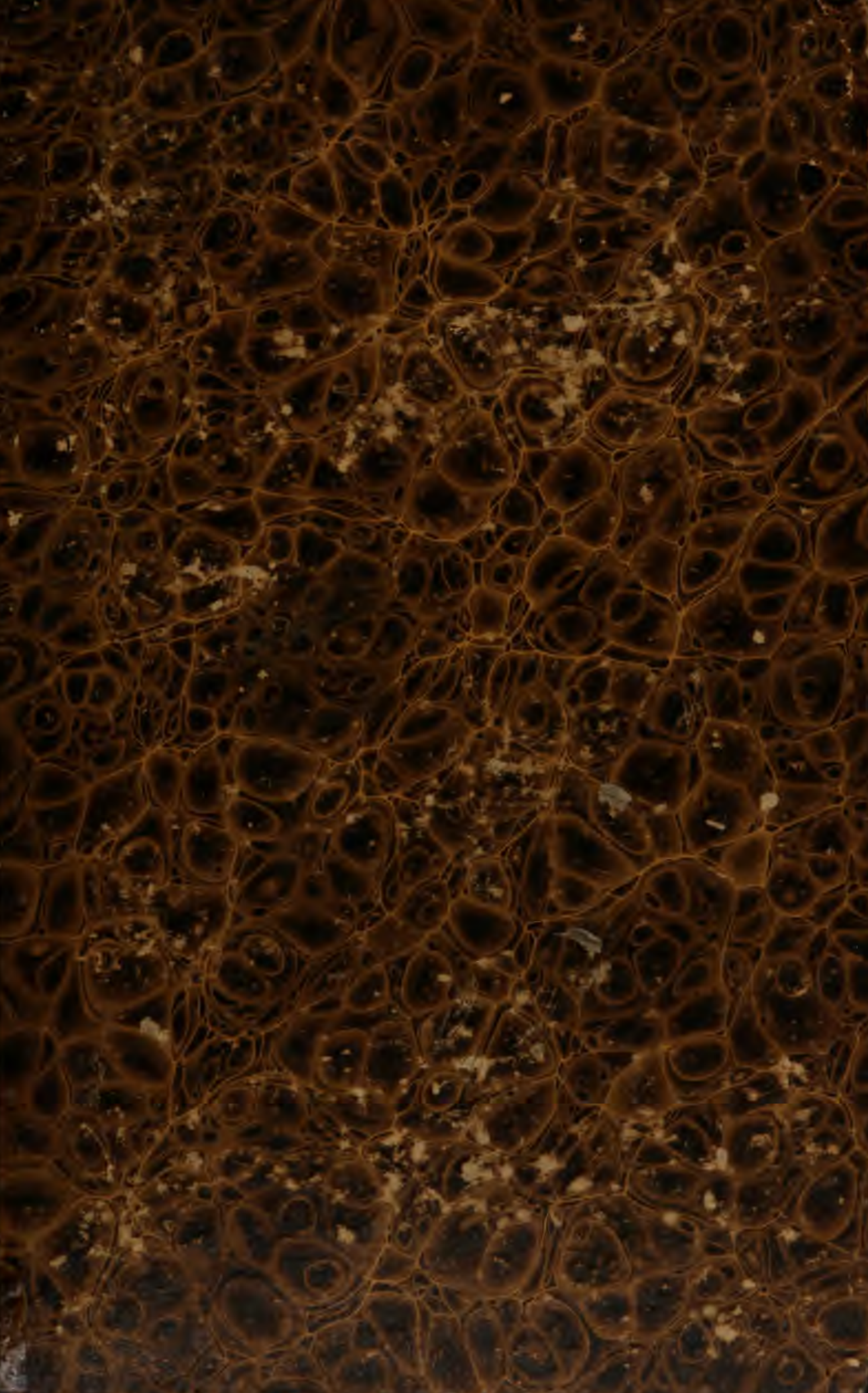
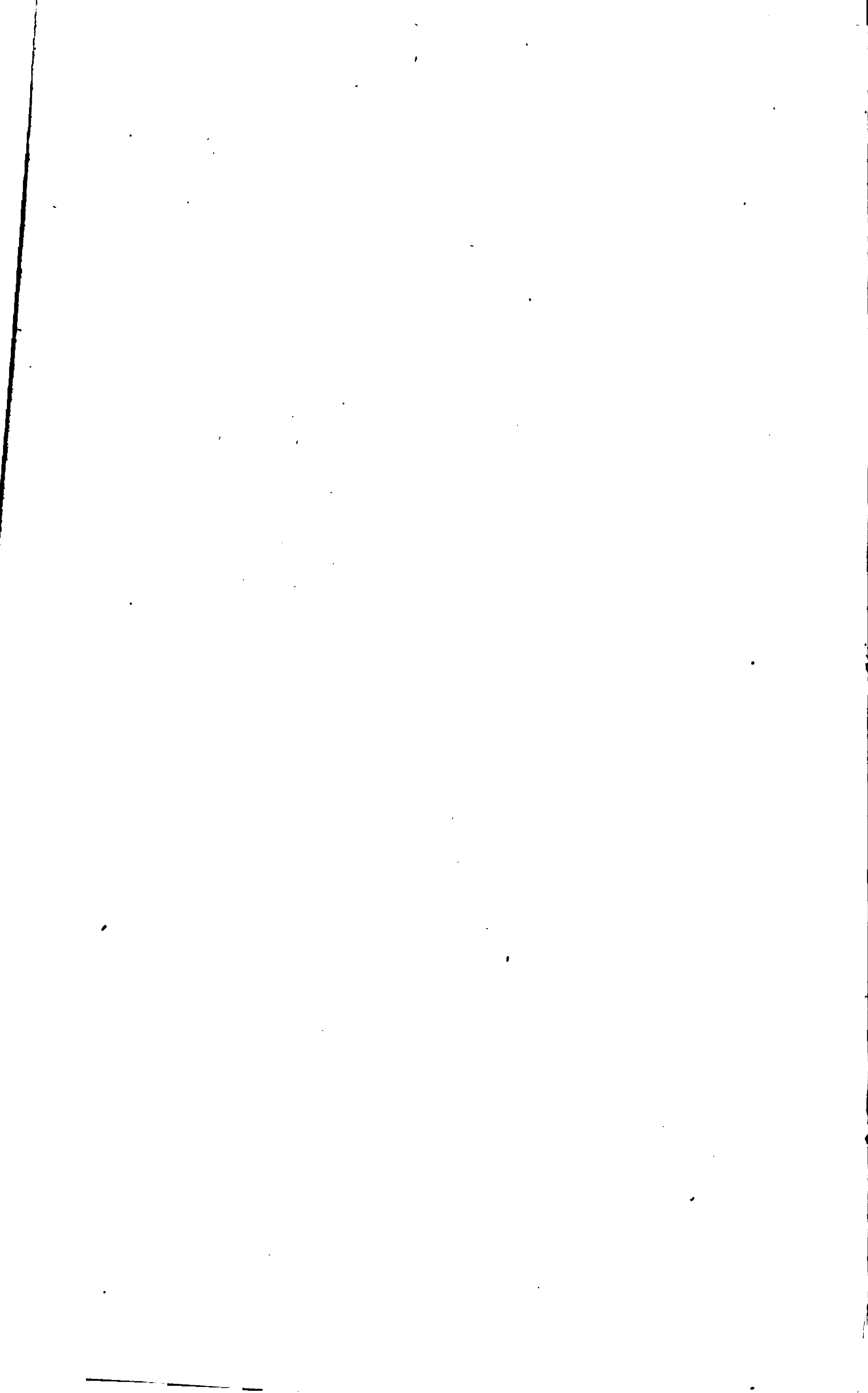


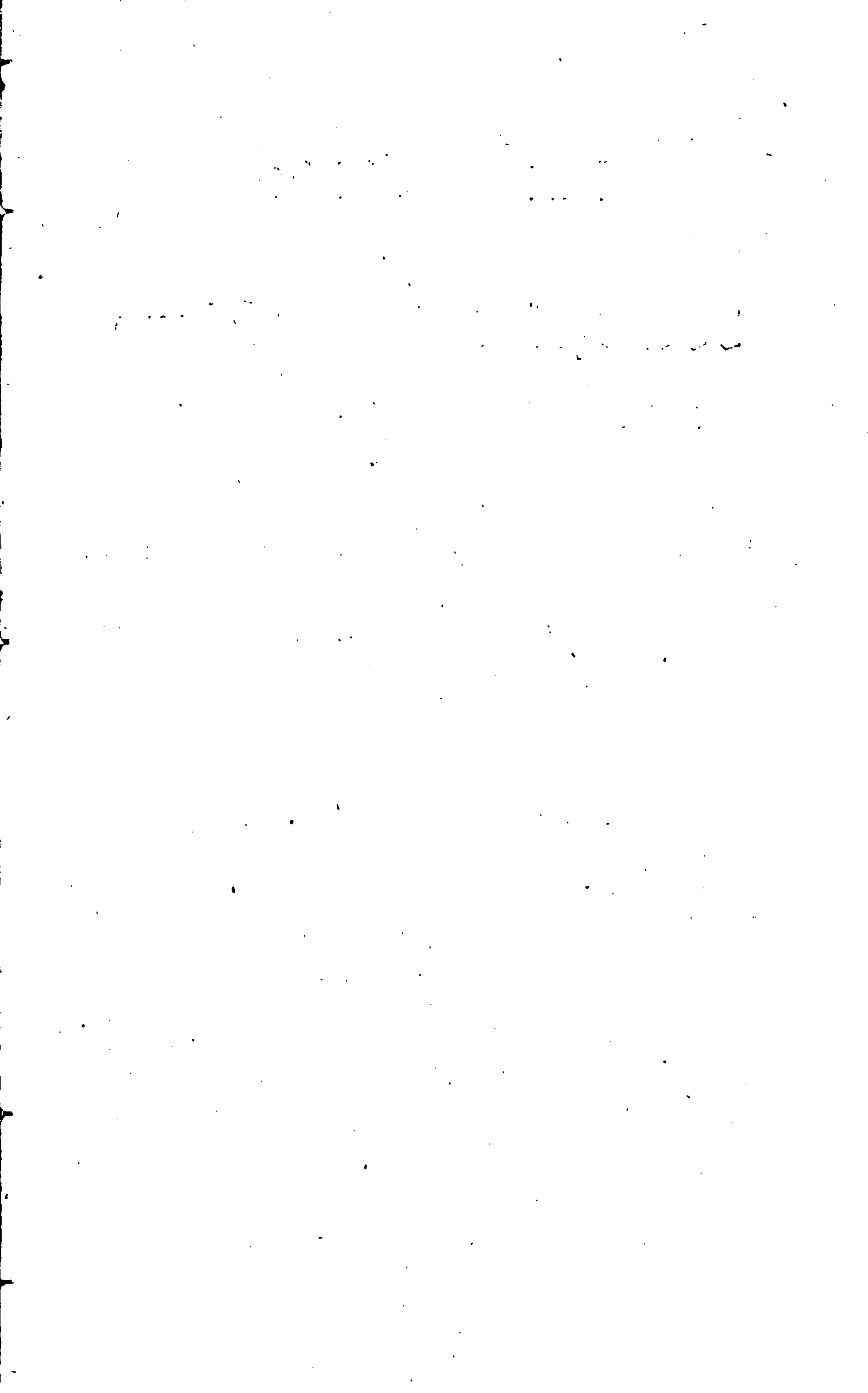





LIBRARY OF
LEON J. COLE


UNIVERSITY OF WISCONSIN - MADISON





Naturgeschichte

der

domesticirten Thiere

in ökonomischer und technischer Hinsicht.

Ein Hand- und Hülfsbuch für Jedermann

besonders

für Stadt- und Landwirthe

Mit illuminirten Abbildungen.

Von

Dr. Chr. Adolph Buhle,

Inspector des königl. zoologischen Museums der Universität Halle, der naturforschenden Gesellschaft daselbst, der ökonomischen Gesellschaft zu Dresden und Leipzig, der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin und anderer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

5tes Heft:

Die Tauben.

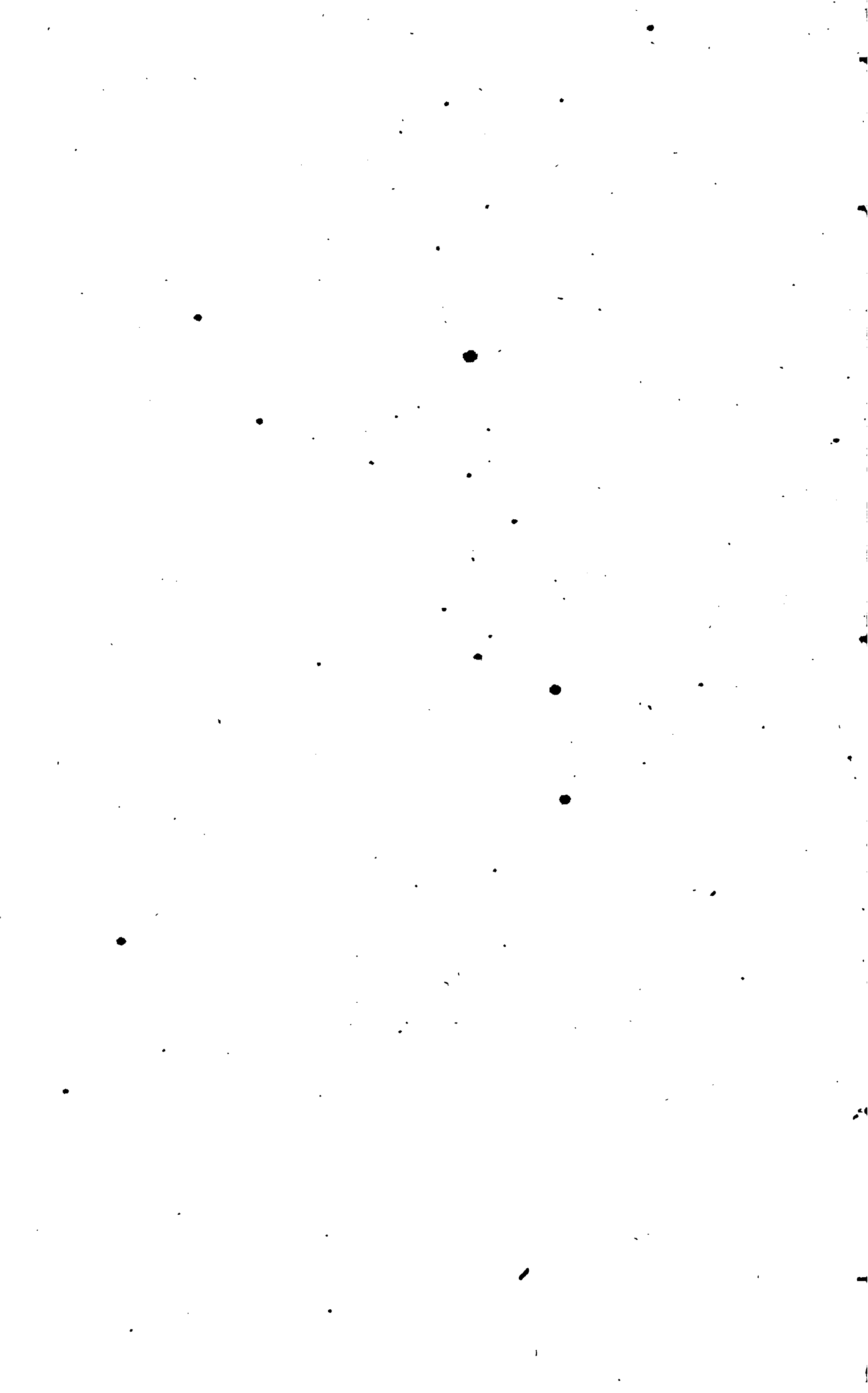
Halle,

Druck und Verlag von Ed. Heynemann.

1844.



1. Turteltaube nebst Nest. 2. Hohlt. 3. Ringelt. 4. Riesent. 5. Lacht. u. Jungen. 6. Zwergt. 7. a. b. Feldt. 8. Tümmlert.
9. Trommelt. 10. Türkent. 11. Kropft. 12. Perrückent. 13. Pfauent. 14. Mevent.



Die Tauben nebst ihren Verwandten.

Ihre Naturgeschichte, Zucht, Wartung, Pflege und Krankheiten und deren Heilung, so wie ökonomisch-technische Benutzung

von

Dr. Chr. Adolph Buhle,
Inspector des königl. zoologischen Museums der Universität Halle, der naturforschenden Gesellschaft daselbst, der ökonomischen Gesellschaft zu Dresden und Leipzig, der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin und anderer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Nebst einer colorirten Tafel nach Zeichnung vom Prof. Fr. Naumann.

Halle,
Druck und Verlag von Ed. Heynemann.
1844.



Vorwort.

Die gütige und nachsichtsvolle Aufnahme unserer früheren Hefte belebt bei uns den Eifer, auch diesem die möglichste Vollkommenheit zu geben. Es giebt zwar eine große Menge kleinerer und größerer Werke mit und ohne Kupfer, wovon einige mehrere Thaler kosten, die der Taubenzucht gewidmet sind, doch entmuthigen sie uns nicht. Wir haben sie geprüft und die Erfahrungen unserer Freunde, so wie die unsrigen bei dieser Arbeit benutzt und von allen das Praktische ausgewählt, obgleich unser Heft uns dazu nur weniger Raum bietet, den wir schon deshalb überschreiten mußten; so glauben wir doch nichts übergangen zu haben, was eine gerechte Forderung verlangen möchte.

Alles, was nur zu einer glücklichen Taubenzucht gehört, ist beigebracht, und so die Anschaffung größerer Werke entbehrlich, wodurch der weniger Begüterte Gelegenheit erhält, seine Lieblinge der Natur getreu zu erziehen und sich in den vorkommenden Krankheiten schnell Raths zu erholen.

Die Beschreibungen unserer 4 wilden einheimischen Taubenarten vermißte ich in anderen Werken entweder gänzlich, oder fand ihrer nur beiläufig gedacht. Diesem Mangel habe ich abgeholfen

und sie weitläufiger behandelt, als man wohl vermuthete. Denn es ist ja Pflicht, erst das Einheimische kennen zu lernen, ehe man sich mit dem Fremden bekannt macht. Hierzu kommt noch, daß man sich nicht geeinigt, welches denn die eigentlichen Stammeltern sein mögen, von denen auch unsere Schläge mit bevölkert sind. Denn Einige halten die Holz- oder Hohltaube (Col. oenas), Andere, wie wir glauben mit größerm Recht, die Feld-, Felsen- oder Thurmtaube (Col. livia. *Briss.*) dafür. Mehreres hierüber mögen die geehrten Leser im Hefte selbst nachlesen.

Dies wäre demnach das, was wir zu bevorworten uns verpflichtet hielten und so übergeben wir auch dieses 5. Heft einer nachsichtsvollen Beurtheilung. Möge es sich desselben günstigen Urtheils zu erfreuen haben, wie die vier ersten Hefte in der landwirthschaftlichen Dorfzeitung und im Archiv der deutschen Landwirthschaft October-Heft 1844. und möge der Zweck, dadurch recht Vielen zu nützen, erreicht werden, und den angehenden Liebhabern der Taubenzucht Nutzen und Vergnügen gewähren, das ist der aufrichtige Wunsch

des Verfassers.

Dr. C. A. Buhle.

Taube.

Columba.

Die Tauben schließen sich sehr natürlich an die hühnerartigen Vögel an, denn sie verschlucken wie diese auch Alles, wovon sie sich nähren, ganz, und dies sind hauptsächlich harte Samenkörner und Sämereien, welche in ihrem doppelten Kropfe erweicht werden, ehe sie in den kleinen muskulösen Magen kommen. Mit den im Kropfe erweichten Körnern füttern die Tauben auch ihre Jungen, indem sie jene herauswürgen und durch den Schnabel ihnen in den Mund einstopfen, was aber in der zartesten Jugend eine eigene breiartige Masse ist, welche im Kropfe bereitet und zu diesem Zweck von dem Uebrigen abgesondert wird. Sie trinken in Einem Zuge, indem sie den Schnabel ganz ins Wasser tauchen und es so in sich hineinpumpen. Die Jungen sind wahre Nesthocker, indem sie dasselbe ungestört dann erst verlassen, wenn sie fliegen können.

Der Schnabel ist bei den meisten Arten kaum mittelmäßig, gerade, zusammengedrückt, wenig gewölbt, an der Spitze des Oberkiefers etwas erhaben und dann herabgekrümmt, aber die ganze Spitze etwas kolbig und hart, an der Basis oben sehr aufgetrieben, weich und mehr oder weniger wulstig; die Mundkanten eingezogen und klaffend, die der Unterkinnlade am Grunde etwas vorstehend. Die Zunge etwas lang, mit abwärts gebogener rinnenförmiger Spitze.

Die Nasenlöcher stehen fast in der Mitte des Schnabels, ritzförmig, nach vorn etwas aufwärts gerichtet, hinterwärts von

einer stark aufgetriebenen, weichhäutigen, schäbigen Schwiele bedeckt, die sie verschließbar macht.

Füße: mittelmäßig, ja oft kurz und etwas klein, weich, ihre härtern Schilder meistens roth, die 3 Vorderzehen ganz getheilt oder nur wenig verbunden, die etwas schwächlichere Hinterzehe nicht höher als jene stehend, die Krallen stark, aber nicht sehr groß. Oberschenkel und Schienbeine sind befiedert. Es giebt indessen einige, wo die Füße und Obertheile der Zehen mit Federn bedeckt sind, wie bei den Latschtauben. Unter den Vorderzehen ist die mittelste, aus 4 Gelenken bestehend, die längste. Die andern beiden sind fast von gleicher Länge; doch ist die äußerste an jedem Fuße aus 5 Gelenken zusammengesetzt und daher beweglicher als die innere. Der Daumen hat nur 2 Gelenke.

Der Kopf: (mit wenig Ausnahme) völlig befiedert, nach Verhältniß klein, glatt, auch wohl bei einigen mit einer Muschelhaube am Hinterkopfe und auch einer Schnippe über dem Schnabel versehen. Der Hals kurz, am Grunde desselben ein großer Kropf.

Flügel: länger oder kürzer, bei allen europäischen Arten ziemlich lang, mit starken, harten Schwingfedern, von welchen die vorderste etwas kürzer als die zweite und diese die längste von allen ist.

Schwanz: bald gerade, bald ab- oder zugerundet, bald keilförmig spitzig, aus 12 harten, breiten Federn bestehend.

Das kleine Gefieder ist sehr derb, dicht und glatt, mit sanften Farben, oft aber auch theilweise mit metallisch glänzenden Prachtfarben geziert, Eine Farbe aber, ein sanftes Aschblau (Taubenblau) ist besonders vorherrschend, und ein grüner und purpurfarbener Metallglanz auf den sehr geglätteten Halsfedern kommt ebenfalls an vielen Arten vor. Die beiden Gatten unterscheiden sich im Aeußern nur wenig, auch sind die Jungen vor der ersten Mauser oft anders gefärbt. Sie mausern jährlich nur Ein Mal. Das Männchen nennt man Tauber, das Weibchen Täubin, auch wohl schlechtweg Taube.

Die Gestalt der Tauben ist angenehm. Die Flugwerkzeuge sind bei den meisten Arten stark ausgebildet, sind schnell und gewandt im Fluge, daher man sie auch zu luftigen Briefträgern benutzt hat. Dagegen sind die kleinen rothen Füße unserer Arten wohl zum Gehen, aber nicht zum Schnelllaufen geschickt. Unter den ausländischen Tauben sind mehrere Arten, die viel längere Füße, kurze, abgerundete Flügel haben, und sich immer auf der Erde aufhalten, z. B. (Lophyrus, Vieilot.), andere eine etwas verschiedene, stärkere, kürzere Schnabelbildung (Vinago, Cuvier.), und jene hat man, ihrer Aehnlichkeit mit den Hühnern wegen, Hühnertauben (Colombi gallines, Vaill.), diese dickschnäbelige Tauben (Colombars, Temm.) genannt; weil sie aber nur in der äußern Gestalt und einigen damit in Verbindung stehenden Sitten, nicht aber an allem übrigen den ächten Tauben zukommenden wesentlichen Verhältnissen von diesen abweichen, sich auch durch stufenweise Uebergänge mit diesen verschmelzen, so hat man sie auch bloß als eine Unterabtheilung, nicht als eigene Gattung, in der Taubengattung betrachtet. Als Ordnung sondern sie sich sehr bestimmt von andern Vögeln; ihre zahlreichen Arten aber (deren man über 100 kennt) stehen einander so nahe, daß sie nur Eine Gattung bilden. Sie sind fast über alle Theile der Erde verbreitet, doch scheint keine Art bis innerhalb der arktischen Zone zu gehen. Zur bessern Uebersicht in der Aufzählung der Arten hat man noch mehrere Unterabtheilungen, z. B. mit geraden, mit langen keilförmigen Schwänzen u. s. w. zu machen sich genöthigt gesehen. Die meisten Arten haben eine mittlere Größe, doch kommen sie fast in allen Abstufungen, von der einer Truthenne bis zu der eines Goldammers herab, vor. (S. unsere Tafel.)

Die Augen geben manchen Arten ein schönes Ansehn, sie sind rund, platt und verschieden gefärbt. Ihre Augenlieder sind unbehaart, statt derselben aber mit häutigen Erhöhungen versehen. Unter den Augenliedern befindet sich noch ein dünnes Häutchen (Nickhaut), das sie, ohne die Augenlieder zu schließen, herab- und heraufziehen können. Bei einigen befindet sich auch ein breiter,

kahler, warziger, rother Augenkreis, was ihr Ansehen verschönert, wie z. B. bei der türkischen Taube; die Gehörgänge bedecken meist Federn.

Die Gallenblase fehlt gänzlich, doch sind 2 Gänge da, welche Galle in den Darm ergießen. Wer indessen von dem innern Bau der Tauben nähere Belehrung zu haben wünscht, dem empfehlen wir das vortreffliche Werk vom Prof. Dr. Fr. Naumann: Naturg. der Vögel Deutschl. Thl. 6. S. 163. — Ein treffliches Werk, was die Tauben besonders behandelt, ist: Temmink histoire naturelle des pigeons Paris 1808. Fol.

Die Tauben leben monogamisch in Wäldern und felsigen Gegenden und wohnen gern in Gesellschaften beisammen. Auf ihren Wanderungen und Streifzügen vereinigen sie sich oft in große Flüge, ja manche Arten in unermeßliche Schaaren *). Viele fliegen auch gern in Gesellschaft auf Nahrung aus und nisten auch gern bei einander auf hohen Punkten in leicht gebaute Nester, wo sie gewöhnlich nur 2 weiße Eier legen, die von beiden Gatten gemeinschaftlich ausgebrütet werden. Die Jungen, anfänglich blind und mit schwefelgelben, Flachsfasern ähnlichen, ziemlich langen Dunen nicht sehr dicht bekleidet, werden von den Eltern anfänglich mit dem oben erwähnten zarten Brei, nachher mit aufgequellten Sämereien aus dem Kropfe gefüttert, indem sie ihnen den Schnabel in den Mund stecken, dann die Nahrungsmittel aufwürgen und sie ihnen einstopfen.

Die Tauben bleiben meist ihre Lebenszeit hindurch mit einander gepaart, klatschen zur Paarungszeit mit den Flügeln, indem sie im Fluge die Spitzen derselben zusammenschlagen, laden ihre Weibchen durch eigenthümliche Töne, die man Rucksen, Ruchsen oder Ruxen nennt, und in sonderbaren Bewegungen, Drehen und possierlichen Anläufen u. dergl. bestehen, zur Begattung ein, und beide Gatten schnäbeln sich als Vorgruß dazu. Durch die verschiedenen Töne, die sie hervorbringen, drücken sie ihre Empfin-

*) Als Beispiel dient die Wandertaube (Col. migratoria) in Nordamerika. Von ihr weiter unten.

dungen der Liebe und des Zornes aus. Der genaue Beobachter lernt bald, wo man Tauben hält, ihre Sprache verstehen. Merkwürdig ist noch das Trommeln der Trommeltauben, was sie mehrere Minuten ununterbrochen aushalten können. In den Monaten Februar und März, nach Beschaffenheit der Witterung, regt sich auf den Taubenschlägen der Begattungstrieb, was sich mit Lärm, Schlagen der Flügel und Beißen der streitenden Männchen ankündigt. Die Tauber geben den Tauben ihre Wünsche zu erkennen, endlich nickt die Taube ihrem Gatten zu und giebt ihm dadurch zu verstehen, daß sie seine Liebkosungen anzunehmen bereit sei. Sie geht dann stolz vor dem Tauber her, der ihr mit girrendem Rucksen nachfolgt, was man das Treiben nennt. Hält sie endlich Stand, so giebt ihr das Männchen durch das Reiben des Kopfes auf seinem Rücken zu verstehen, daß er sich mit ihr vereinigen will, die Täubin kommt dann zu ihm und das Füttern aus dem Kropfe (Schnäbeln) beginnt. Nachdem dies einigemal wiederholt, erfolgt, wie oben gesagt, die Begattung. Nach diesem Akt gehen beide Gatten einige Augenblicke stolz einher oder fliegen spielend, mit den Flügeln klatschend, eine Strecke in der Luft herum, da sie diesen Akt meist im Freien verrichten, oder der Tauber setzt sich auch nieder, um sich von der Täubin treten zu lassen, worauf dann beide still sitzend ihr Gefieder wieder in Ordnung bringen. Nun suchen sie sich einen Ort aus, ihr Nest zum Brüten anzulegen. Ist der Ort gefunden, so zeigt dies der Tauber an, indem er denselben einnimmt und dabei gebückt einen eigenen Ton, der gedehnt wie au! au! klingt, hören läßt. Die Taube versteht diesen Ruf, nähert sich und krabbelt mit ihrem Schnabel den tief gebeugten Kopf ihres Gatten, wobei sie ihm ihre Zärtlichkeit zu erkennen giebt. Einige Tage darauf setzt sich die Täubin auf diese Stelle nieder und der Tauber fängt an, ihr Reißer, Federn und Strohhalme zuzutragen, welche die Täubin sorgfältig um sich herum legt und so das Nest baut. Das Nest ist übrigens ganz kunstlos. Am liebsten nehmen sie als Material schwache Reißer. Einige tragen dazu auch öfters gar Nichts ein, legen ihre Eier

auf den platten Boden oder in die bekannten geflochtenen Taubennester. Einige Tage vorher, ehe noch die Täubin legt, treibt sie der Tauber beständig vor sich her dem Neste zu, und läßt ihr kaum Zeit zum Fressen. Ist die Begattung fruchtbar gewesen, so legt die Täubin das erste Ei nach 8 oder 10 Tagen und dann das zweite nach 3 Tagen. Gewöhnlich geschieht das Legen Morgens. Ist das zweite Ei gelegt, so geht auch das Brüten vor sich, was 16 bis 17 Tage dauert. Bei kalter Witterung dauert es 18 bis 19 Tage. Beide Gatten brüten abwechselnd; der Tauber von Morgens 10 Uhr an bis Nachmittags 3 oder 4 Uhr, wo ihn dann die Taube wieder ablöst und das Brütgeschäft die Nacht hindurch allein besorgt. Nach 8tägiger Brutzeit erscheinen die Eier dunkel, ein Zeichen, daß sie bebrütet sind; sind sie indessen nach 8 Tagen noch durchsichtig und hell, so kann man sie sicher als unbefruchtet wegwerfen. Die bebrüteten kommen meist den 16ten Tag aus dem Eie. Das erst gelegte Ei entwickelt sich zuerst, das zuletzt gelegte erst den zweiten Tag darauf.

Die Alten, die das Futtergeschäft gemeinschaftlich besorgen, haben, wie oben gesagt, zu dieser Zeit ein Futter im Kropfe, das sie ihren zarten Jungen anfangs füttern; es ist breiartig zum leichten Verdauen vorbereitet, damit füttern sie dieselben etwa 6 Tage lang, dann fangen sie an, Körner zu füttern, die schon mit feinem Sande, der Verdauung wegen, vermischt sind. Dabei erwärmen die Alten die Jungen abwechselnd 6 Tage lang, dann geschieht dies nicht mehr regelmäßig. Nach 14 Tagen hört auch dies auf, und die Täubin setzt sich nur des Nachts darauf. Nach 4 Wochen verlassen endlich die Jungen das Nest und suchen sich selbst zu ernähren. Die im Frühjahr ausgebrüteten sind zur Fortzucht die besten, und diese begatten sich schon in dem darauf folgenden Herbst. Ja es giebt einige, die es schon nach 8 bis 10 Wochen thun und sich fortpflanzen.

Diese hier beschriebenen Scenen der domesticirten finden wir auch mit einigen Veränderungen bei den wilden Arten. Zur Brutzeit bemerkt man übrigens nicht, wie bei vielen andern Vö-

geln, am Bauche kahle Stellen (Brutflecke), was auch ein ihnen eigener zu dieser Zeit um Vieles gesteigerter Wärmegrad, sowie ein mehr Wärme haltendes Nest unnöthig macht.

Ihre Zärtlichkeit und überhaupt ein ihnen eigenes sanftes friedliches Wesen ist zum Sprichwort geworden: „sanft wie die Tauben, ohne Falsch wie die Tauben ꝛc.“, obgleich sie dabei gegen ihre eigenen Jungen weit weniger Anhänglichkeit beweisen, als viele andere Vögel. Liebe zu ihrer Heimath, Treue und Anhänglichkeit an den Ort, wo sie erzogen worden, macht, daß man sie zu Briefträgern, durch die Luft eilend, benutzt hat. Die flüchtigsten, wie die Tümmler, sind dazu am geschicktesten. Liebe und Zuneigung der Gatten gegen einander, Sorgfalt beim Brüten und Auferziehen der Jungen, Geselligkeit und Reinlichkeit zeichnen sie aus. Um sie nun gesund zu erhalten, muß besonders auch auf Reinlichkeit im Fressen, Saufen, Reinigen der Nester und des Schlages gesehen werden, was wo möglich alle 4 Wochen geschehen muß, denn es gehört zur Erhaltung ihrer Gesundheit. — Man kann auch zur Tilgung des Ungeziefers Schnupftaback und klaren Rauchtaback in die Nester streuen.

Die Arten, die sich noch in einem natürlichen, wilden Zustande als freie Kinder der Natur befinden, wandern, selbst unsere europäischen, in der kalten Jahreszeit meist in mildere Himmelsstriche; andere sind dagegen nur Strichvögel oder solche, welche bloß die Gegenden ihres Aufenthaltes nur gelegentlich mit andern vertauschen, in welchen sie reichlicheres und besseres Futter zu erhalten hoffen.

Zuerst wollen wir aber doch unsere 4 wilden Arten genauer kennen lernen, da sie unserem Vaterlande angehören.

1. Die Ringel-, große wilde Taube. Columba palumbus. *Linn.*

Unsere Leser finden sie auf der Tafel Fig. 3. Auf den Flügeln, nahe am Vorderrande befindet sich ein großer weißer Fleck.

Es ist ein schöner Vogel, und unter den einheimischen wilden Tauben die größte und den Kropf- und Türkentauben gleich. Ihre Gestalt erscheint großflügeliger und breitschwänziger als die der Hohl- und Feldtauben, was man schon in der Ferne wahrnehmen kann. Genauer unterscheidet man sie aber an dem weißen Flügelflecke und die Alten an dem weißen Halsringe.

Ihre Länge ist 17 bis 17¾ Zoll, die Flügelbreite 31 bis 32½ Z., die Länge des geraden nur wenig abgerundeten Schwanzes beträgt 6½ bis 7½ Z., und die ruhenden Flügel decken ihn bis auf 3½ Z. Der Schnabel ist etwas über 1 Z. lang, an der Wurzel gute 4 Linien hoch und 5 Linien breit. Bei den Alten ist er an der Wurzelhälfte, mit der starkwulstigen Nasendeckhaut hochroth, diese aber stark weißbestäubt, die Endhälfte allmählig aus dem Rothen ins Hochgelbe und zuletzt in die zitronen- oder schwefelgelbe Spitze übergehend, bei jüngeren Vögeln nur schmuzigroth, die Spitze graulich oder graugelb; der innere Schnabel, Zunge und Rachen sind gelblich. Die Nasenlöcher sind nach vorn stark in die Höhe gezogene Ritzen, welche durch jene häutige Decke verengert und erweitert werden können. Die Augen haben einen blaß- oder schön schwefelgelben Stern. Die kurzen, stämmigen, weichen Füße sind an den Läufen, vom Fersengelenk vorn in einer Spitze bis beinahe zur Hälfte herab, befiedert, der kahle Theil vorn mit großen Schildtafeln und an den Seiten mit kleineren Schildchen bedeckt, und auf den Zehenrücken grob geschildert, sonst und in den weicheren Zwischenräumen röthlich weiß und kleiicht; die Schilder blutroth, die Krallen stark, wenig gebogen, scharfrandig, aber abgestumpft an der Spitze; von Farbe dunkel oder schmuzigbraun.

Im Frühlingskleide sind die Tauben am schönsten. Das alte Männchen, wie es auf der Tafel abgebildet, hat folgende Farben: der ganze Kopf und Oberhals mohnblau, an der Kehle am lichtesten; die Seiten des Halses und zum Theil der Nacken haben schichtweise schuppenartige, sehr glänzende, glatte Federn, die aus einem gesättigten Meergrün in Purpurfarbe schillern,

unter welchen 3—4 Querschichten von glänzend weißen Federn einen weißen Halbmond, aber keinen Ring bilden. Der Oberrücken und der ganze Oberflügel, bis auf seinen vordersten Theil, sind aschblaugrau; Unterrücken, Bürzel und obere Schwanzdeckfedern schön mohnblau, der Schwanz schieferschwarz, mit einer großen hellern, aber wenig abstechenden, schieferfarbenen Querbinde. Die Fittigfedern sind schwarz, die nächsten kleinern, mittlern und größern Flügeldeckfedern übereinander, in einem breiten Streifen oder einen großen Längsfleck nahe am Rande des Flügels bildend, weiß. Der Kopf hat ein sanftes, mit Blaugrau gedämpftes Purpurroth, auch Weinroth genannt (wegen der Aehnlichkeit mit der rothblau gepuderten Weinbeere), was sich auf der Oberbrust allmählig in das den ganzen übrigen Unterkörper einnehmende mohnbläuliche Weiß verliert.

Sehr alte Männchen unterscheiden sich von den jüngeren durch das lebhaftere Schwefelgelb der Augensterne, das schönere Gelb und Roth des Schnabels und den großen weißen Halsfleck. Die Weibchen sind äußerlich oft nicht von den Männchen zu unterscheiden, wenigstens nicht von den jüngeren.

Wer nun ein schönes altes Männchen für seine Sammlung wünscht, muß dies im Frühjahr besorgen, denn im Laufe des Sommers bleichen Luft, Sonne und Regen die angenehmen Farben. Die Jungen vor ihrer ersten Mauser haben noch keinen weißen Halsfleck, doch haben die Flügel den oben beschriebenen weißen Fleck. Die Mauser beginnt bei diesen Tauben schon im August oder September. Sie geht langsam von Statten, dauert den Herbst hindurch und endet in den Wintermonaten, in ihrer Abwesenheit, in einem mildern Himmelsstriche. Als große Seltenheit führt Bechstein eine weiße Spielart an; es war ein Weibchen, fast schneeweiß mit einem röthlichen Anfluge an der Brust.

Die Ringeltauben bewohnen Asien und ganz Europa, nur den hohen Norden nicht. Auf ihren periodischen Reisen besuchen sie auch die Inseln des Mittelländischen Meeres und im Winter die Küstenländer von Nord-Afrika. In Deutschland finden sie sich

in allen ebenen und gebirgigen Gegenden, wenn sie nur Wald haben, und sind da mehr oder weniger gemein. In gelinden Wintern bleiben einzelne hier, bei harten Frösten und vielem Schnee verlassen uns aber alle. Im südlichen Frankreich und in Italien sollen sie aber gar nicht wandern. Nach der Brutzeit findet man sie da familienweis, wo sie die meiste Nahrung finden, aber im September begeben sie sich zusammen und verlassen unsere Gegend in kleinen Gesellschaften von 12—20 Stück, auch wohl in Schaaren von 30—100 Stück, meist im October, wo man sie oft am Tage ziehen sieht. Im Herbst ziehen sie gerade nach Westen, im Frühling nach Osten. Sie haben eine Vorliebe für den Schwarzwald, der ihnen zugleich durch seinen Samen Nahrung spendet. Die Gegenden, wo Aecker, Wiesen und Holzungen sich befinden, werden von ihnen gern zum Aufenthalt gewählt, und wo sie einmal waren, kommen sie gern wieder, um da zu nisten. Ihre Nahrung suchen sie auf der Erde herumlaufend, entfernen sich aber nicht gern weit vom Holze, dem sie nach der Sättigung zufliegen, sich auf den höchsten Bäumen niederlassen, wo sie dann, vom Laube gedeckt, nicht eher als beim Auffliegen bemerkt werden.

Ihre Nachtruhe halten sie auf dem starken Aste eines großen Baumes und zwar meist nahe am Schafte, um so vor Wind und Wetter geschützt zu sein. In der Begattungszeit aber sitzt das Weibchen auf dem Neste und das Männchen dicht dabei. In der Abenddämmerung findet man sie an ihren Ruheplätzen, wo sie die Morgendämmerung wieder weckt.

Es ist ein sehr scheuer, vorsichtiger Vogel, der von weitem schon die drohende Gefahr sieht und, auf der Erde herumgehend, den Menschen schon in weiter Ferne beobachtet. Sie haben einen kräftigen, schnellen und gewandten schönen Flug, sind aber weniger gesellig, als andere Taubenarten, und die nistenden Paare sind zerstreut in den Wäldern. In ihrer Lebensart findet sich viel Regelmäßiges im Ausfliegen nach Nahrung, im Ausruhen rc.

Die Stimme beider Gatten ist ein dumpfes Huh oder Puh, doch hört man sie selten vom Weibchen. Sie drückt bald Erstau=

nen oder Unwillen, bald, wie kurz vor der Begattung, ein inniges Behagen aus. Hat das Männchen den Platz für das Nest gewählt, so lockt er, fast wie unsere zahme Taube, die Täubin. Nächst jenem läßt er auch noch andere Töne hören, wie etwa: Ahuh! ku kuha! in der Nähe hört man auch noch ein sonderbares Klappern, wie wenn es tief aus der Lunge herauf käme. Das Männchen sitzt dabei auf einem starken Aste still, öfters in einer etwas gebückten Stellung, bläst dabei den Kropf auf und bewegt ihn stark. An windstillen Morgen hört man diese Töne weithin in dem Holze. Vor der Begattung macht auch das Männchen verschiedene Manöver, worauf dieselbe erfolgt.

Die jungen Ringeltauben piepen wie die Haustauben, sie lassen sich leicht auffüttern und bleiben, wenn sie nur die erste Mauser überstanden haben, am Leben. Mit den Alten glückt es weniger, sie sterben lieber, ehe sie Futter zu sich nehmen, weßhalb man ihnen das Futter einstopfen muß.

Ihre Lieblingsspeise ist: der Same der Nadelholzarten, weßhalb sie auch diese Wälder besonders zu ihrem Aufenthalte wählen; hier lesen sie ihn von der Erde auf. So besuchen sie auch grasige Plätze, Buschraine und Wiesen an den Waldungen, wo sie den Samen der Grasarten aufsuchen, womit sie die Jungen großfüttern; auch die Felder, wo Waizen, Linsen, Wicken, Erbsen, Haidekorn ꝛc. wächst; auch fressen sie Rübsen, Lein und Hanf, auch den Samen der Wolfsmilch (Euphor. Cyparissios). Im Juli und August suchen sie besonders auf Blößen gern Heidelbeeren, die sie in Menge genießen, damit auch ihre Jungen füttern, die davon ein sehr delikates Fleisch bekommen. Im Herbst fliegen sie auf die Aecker, um Körner und ausgefallene Sämereien zu suchen. In Laubwäldern verschlucken sie Eicheln und Buchekern. Zu ihren ungewöhnlichen Nahrungsmitteln gehören grüne Baumknospen und männliche Blüthenkätzchen von Buchen, kleine Schneckchen mit den Gehäusen; auch Knollengewächse, z. B. vom Saxifraga granulata und Ranunculus ficaria oft in Menge.

Uebrigens besuchen sie auch gern die Salzlecken, um da

Klümpchen mit Salz geschwängerter Erde zu verschlucken, wonach sie sehr begierig sind.

Sie nisten im einsamen Walde einzeln, auch nahe bei Walddörfern, in kleinen Feldhölzern, sogar auch in großen Baumgärten. Das Nest steht bald 10, bald 100 Fuß von der Erde entfernt auf Nadelholz- oder Laubbäumen. Sie fangen oft mehrere Nester an zu bauen, wenn sie dabei gestört wurden, ehe sie das rechte vollenden. Beide Gatten tragen Materialien dazu zusammen; das Weibchen ist der Baumeister. Kleine dünne Zweige und Reißerchen von irgend einer Baumart werden dazu verwendet. Das Nest ist ziemlich kunstlos, fast ganz platt. Zuweilen nehmen sie auch ein altes Eichhörnchennest ein, das sie oben plattdrücken und dann mit einigen Reisern belegen.

Nach Vollendung des Nestes legt das Weibchen 2 Eier, etwas größer als die der Feldtaube. Die Schale ist dünn, hat Poren, die deutlich zu sehen sind und wenig Glanz. Bei ihrer starken Brutwärme kommen die Eier in 17—19 Tagen aus. Die Gatten brüten abwechselnd, indem das Männchen sein Weibchen alle Tage von 9 oder 10 Uhr früh bis 3 oder 4 Uhr Nachmittags regelmäßig ablöset. Die Jungen sind bis gegen den 9ten Tag blind, haben einen etwas unförmigen Schnabel, schmuzig gelbliche Füße und die fleischfarbige Haut des Körpers ist mit zottigen, blaßgelben Dunen bekleidet, die dichter als bei den Haustauben stehen. Geht Alles seinen richtigen Gang, so findet man die ersten Eier gewöhnlich in der Mitte April, wo dann die Jungen im Mai ausfliegen. Zur zweiten Brut machen sie wieder ein anderes Nest im Juni, wo man dann die Jungen vor Ende Juli flugbar findet.

Sie haben wenig Liebe zu ihren Jungen und lassen sich dieselben ohne Angst und Wehmuth zu zeigen, nehmen. Nimmt man ihnen nur ein Junges, so verlassen sie das andere und geben es somit dem Hungertode preis. Von den Eiern einmal verscheucht, kehren sie nicht wieder und verlassen sie.

Zu ihren größten Feinden gehören: der Wanderfalke

(Falco peregrinus), der Tauben= oder Hühnerhabicht (F. palumbarius), auch der Uhu sucht sie des Nachts auf, so wie der Baummarder und die Katzen. In ihrem Gefieder haust die Taubenlaus (Philopterus baculus. *Nitzsch.*).

Ihre Jagd hat, da sie sehr scheu und vorsichtig sind, viele Schwierigkeiten, indem sie von ihren hohen Sitzen den Jäger schon in weiter Ferne erblicken. Nur auf dem Anstande an ihren Lieblingsplätzen gelingt es bisweilen, sie zu überlisten; auch giebt es Jäger, die ihr Ruchsen täuschend nachahmen und sie so leicht schießen können. An den Salzlecken und ihren Tränkplätzen kann man sie in Schlingen fangen und sie aus dem Hinterhalte schießen. An dem Tränkheerde trifft man sie entweder Mittags um 11 oder 12 Uhr oder auch gleich nach Sonnenuntergang.

Sie haben ein sehr wohlschmeckendes Fleisch; das der völlig ausgewachsenen Jungen gut gebraten kommt an Zartheit und Wohlgeschmack dem der Waldschnepfe gleich. Die ausgenommenen Jungen geben wahre Leckerbissen.

In waldreichen Gegenden thun sie hin und wieder am ausgesäeten, wie am reifen Getraide besonders auf den nächsten Aeckern oft bedeutenden Schaden, wenn sie sich in Menge einfinden, auch da, wo Aussaaten von Nadelhölzern gemacht sind.

2. Die Feld=, Felsen=, Thurm=, Loch= und Blochtaube, Columba livia. *Briss.*

ist die bekannte Feldtaube, (Feldflüchter), die bei uns in Deutschland theils in einem zahmen, theils halbwilden Zustande angetroffen wird. Sie ähnelt der folgenden, doch unterscheidet sie schon in der Ferne der weiße Unterrücken und die 2 sehr deutlichen schwarzen Querbinden des Flügels. Uebrigens verweisen wir unsere werthen Leser auf eigene Anschauung unserer Feldtauben.

Die Länge der wilden Feldtaube beträgt 13—13½ Zoll, die Flügelbreite 25—27 Z., bei dem in Ruhe liegenden Flügel bis ¾ Z. vor das Ende des 4—4½ Z. langen geraden Schwan=

zes, dessen Federn breit und am Ende kurz abgerundet sind. Das Augenliederrändchen kahl und röthlich; die Iris brennend gelbroth, nach außen fast feuerroth. Die kurzen stämmigen Füße sind von der Fußbeuge auf der Vorderseite des Laufs, bis fast zur Hälfte herab, besiedert, ja auf der inwendigen Seite läuft eine Reihe kleiner Federn ganz bis ans untere Fußgelenk herab. Eine Andeutung der besiederten Füße der Latschtauben.

Männchen und Weibchen sind im Aeußern wenig von einander unterschieden, letzteres aber stets etwas kleiner und schmächtiger, es hat viel weniger Grün am Halse und viel weniger Roth am Kopfe; das Mohnblau des Mantels ist nicht so rein und weniger schön, alles Aschblau überhaupt düsterer. Bei den Jungen, wenn sie auch schon erwachsen sind, die Kehle immer noch ohne Federn, was sich nach der ersten Mauser verliert. Die Feldflüchter mausern früher, als die andern Arten, schon im Juli und beenden sie erst vor Anfang des Winters, wo sie dann am schönsten aussehen.

Ob unsere Spielarten, weiße und weisgefleckte, auch unter den wilden sich finden, ist zweifelhaft; dagegen kommen bei den zahmen von dunkelm Schwarzblau oder Schieferschwarz durch alle Abstufungen zum Mohnblau, und von diesem aus dem Lichtgrauen zum reinsten Weiß, dann wieder vom Rothbraunen und einem dunkeln Kupferroth zur lichten Rostfarbe bis zum Erbsengelb, Abänderungen vor. Die regelmäßig gezeichneten werden besonders von den Liebhabern geschätzt und benannt. Eine sehr häufige Abänderung ist deshalb merkwürdig, weil sie uns die erste Stufe zu den vielfältigen Abweichungen liefert, vom rein wildblauen Kleide in andere Farben, nämlich die, wo auf dem mohnblauen Grunde des Mantels, noch an jeder Feder ein rundlicher oder mondförmiger schieferschwarzer Fleck steht, an welchem die beiden Flügelbinden viel breiter sind und zwei breite schieferschwarze Halbmonde bilden; doch der weiße Unterrücken und noch andere Kennzeichen der Stammrasse bekunden die Abstammung. Die Taubenliebhaber nennen sie Hammerschlägliche (S. uns. Taf. Fig. 7 b.).

Selten erscheint dagegen eine Abweichung unter den zahmen Feldtauben, bei welchen der Unterrücken und Bürzel nicht weiß, sondern lichtmohnblau ist, deren schwarze Flügelbänder unzusammenhängend nur aus Flecken bestehen, welche daher, bis auf den anders gefärbten Augenstern und Schnabel und einen etwas gedrungenern Körperbau der Hohltaube täuschend ähnlich sehen, und auf diese Art wurde Mancher verführt, die Hohltaube (Col. Oenas) für die Stammmutter unserer zahmen Feldtaube zu halten, wogegen aber die große Verschiedenheit im Betragen und in der Lebensart streitet.

Wunderbar, doch nicht selten ist die Ausartung der zahmen Feldtaube mit gehäubtem Hinterkopfe. Ein Büschel in die Höhe gerichteter, zu einer kleinen spitzigen Haube (Holle, Kuppe) vereinigter Federn bildet die erste Stufe dieser Abweichung, die weiter in eine breitere und endlich in eine solche ausartet, deren gekräuselte oder mit den Spitzen vorwärts gebogene Federn nicht allein das Genick einnehmen, sondern auch noch gegen den Nacken zu herablaufen.

Endlich sieht man noch bei den zahmen Feldtauben mehrere, deren Fußwurzeln (allein oder zugleich auch die Zehenrücken) mit kleinen Federchen bekleidet sind, wovon sich bei manchen ächten wilden Feldtauben schon Spuren vorfinden. Bei den zahmen Arten mag nach und nach diese Befiederung zugenommen haben, besonders auch an den Seiten der Zehen, und so erblicken wir diese Ausartung bei den sogenannten Latschtauben, und wo nur die Fußwurzeln befiedert sind, wählten die Liebhaber dieser Thiere den Namen Strümpfe.

Durch unsere Feldtaube allein, oder durch Vermischung mit andern vielleicht bestimmten ausländischen Arten scheint das Heer unserer scheckigen, oft auch so verschieden gestalteten Haustauben abzustammen. Die Gewohnheit, gezähmte Tauben in Häusern, Ställen und Taubenschlägen zu halten, verliert sich in das graue Alterthum, und Aristoteles und Plinius sprechen davon als von etwas ganz bekanntem. Es wäre indessen sehr interessant,

durch Versuche mit wiederholten Begattungen der Stammrasse die verschiedenen Varietäten wieder zurückzuführen.

Die Feldtaube treffen wir in ihrem wilden Zustande in mehreren Theilen des südlichen Europas in Menge. Sie bewohnt die felsigen Küsten des mittelländischen Meeres z. B. von Süd-spanien, von Italien, Illyrien und Griechenland, auch alle felsige Inseln jenes Meeres, Sardinien und Sicilien, Malta u. A. in großer Menge; ferner die gegenüberliegenden Küsten dieses Meeres, die Canarischen Inseln, ganz Nord-afrika und Aegypten, Asien, namentlich Persien, in grö-ßerer Anzahl, bis in die südlichen Provinzen Rußlands. Auch im nördlichen Europa haben wir Spuren ihres Vorkommens z. B. auf mehreren Felseninseln der Küste Norwegens (S. Panto-pidan, Naturh. v. Norw. II. S. 132 der deutsch. Uebers.), auf den Faröern, den Shetlandsinseln, den Orkneys und den Hebriden, nach Pennant und Latham, auch in Groß-brittannien und Irland in den felsigen Küstenprovinzen. In Deutschland wird sie, außer am südlichen Ende desselben, in Krain, bei Triest und im Oestreichischen Littorale, nirgends anders (etwa beim Durchzuge) als in einem halb oder ganz ge-zähmten Zustande angetroffen. Nur halb verwildert sehen wir in der Mitte von Deutschland unsre allbekannten Feldflüchter in einem weniger beschränkten Zustande als in Taubenschlägen, Tauben-häusern bloß auf hohen Thürmen, Kirchen, Schlössern und hohen Ruinen, doch nur da, wo es diese in der Nähe von menschlichen Wohnungen, in Dörfern oder in Städten giebt.

In den oben genannten Ländern, wo sie als freie Kinder der Natur leben, sind es Zugvögel, die den Winter unter einem wärmern Himmelsstrich zubringen und im Frühjahr von da wieder in ihr Heimathsland zurückkehren. Die aus den Europäischen Län-dern sollen über das Meer nach Asien und Afrika wandern und von denen, welche die nördlichen Länder dieser Erdtheile be-wohnen, behauptet man, daß sie bis unter die Wendekreise zögen. Doch sollen auch viele das ganze Jahr in den Gegenden bleiben,

wo sie brüten. Auch von denen, welche im südlichen Rußland die steilen felsigen Ufer der Flüsse und die Thürme der Dorfkirchen bewohnen, wird behauptet, daß sie gegen den Winter nach Süden ziehen.

Bei denen, die bei uns auf Thürmen, Schlössern und Taubenschlägen wohnen, bemerkt man gar keinen Trieb zum Wegzuge; sie haben sich dessen ganz entwöhnt, weil sie theils von den Menschen gehegt und gefüttert werden und selbst noch bei tiefem Schnee vor den Scheunen und auf den Höfen ihr Futter finden. Alle einheimische Taubenarten, die zärtliche Turteltaube ausgenommen, scheinen nicht der Kälte, sondern des Futtermangels wegen wegzuziehen; denn in gelinden, schneearmen Wintern bleiben viele, namentlich Hohltauben, bei uns. Vielleicht ist auch der Trieb zum Wegziehn bei der Feldtaube schwächer als bei der Hohltaube und es bedurfte daher nur Anregung ihn ganz zu unterdrücken. Schon die Gewohnheit, wild unter natürlichen Abdachungen, Felsenabhängen, in Grotten und großen Höhlen der Felsen zu leben, macht es ihnen leichter, sich an und in unsere Gebäude zu gewöhnen, da hingegen die Hohltaube in Wäldern auf Bäumen sitzend, in Baumhöhlen nistend und meist nur einsam, jene aber in Gesellschaften in Felsenhöhlen nistet und in zahlreichen Schaaren beisammen lebt.

Uebrigens ist der Zustand, in welchem die Feldtauben bei uns leben, doch nur ein halb zahmer zu nennen, wenigstens noch lange kein so gezwungener, wie bei unserm übrigen Hausgeflügel, die dagegen wahre Sclaven zu nennen sind. Man hat indessen die Feldtauben dahin gebracht, daß sie sich an die Gesellschaft des Menschen anschließen, ohne doch ihre Freiheit ganz aufgeopfert zu haben; denn sie haben freien Willen behalten sich dahin oder dorthin zu begeben, wo es ihnen am besten gefällt. Sie lieben hohe Orte, daher findet man sie gern auf Thürmen, alten Schlössern und Ruinen, die ihre Felsenwohnungen repräsentiren und von wo aus sie meilenweite Ausflüge machen. Dagegen gehen die ächten Haustauben in der Regel nicht aufs Feld, selten aus ihrem Ge-

höfte, wo sie zu allen Zeiten gefüttert werden müssen, indem sie theils zu schwerfällig und zum Theil auch höchst unwissend im Aufsuchen ihres Futters, eher verhungern, als dies in der Ferne anderwärts aufzusuchen. So sind sie dann ohne Rückkehr Sclaven geworden; doch nicht so unsre Feldflüchter.

Wahrscheinlich hat man die Feldtauben zuerst in Italien, wo sie in Menge in felsigen Gegenden wohnen, gefangen und dann gezähmt und nach den nördlichen Ländern gebracht. Auf demselben Wege können wir auch die vielen Spielarten der Haus-tauben erhalten haben, weil bekanntlich die Römer auch Tauben, so wie viele andere Vögel in kostbaren Vogelhäusern unterhielten. Der Trieb zum Wandern konnte daher auch schon längst in ihnen erstickt sein und dieser Trieb hat sich nur noch in einer unab-hängigeren Lebensart erhalten als bei anderm Hausgeflügel. Daß bisweilen Flüge wilder Feldtauben auf ihren periodischen Wanderungen Deutschland berühren mögen, hat sich im December 1818 bei Ostwind im Weimarschen bestätigt, wo etwa 1000 Paar mit einer eben so starken Anzahl Raben und Dohlen erschienen waren. Man hatte davon viele erlegt, sie blieben etwa bis Mitte Januar 1819, wo sie sich wieder entfernten.

Die wilde Feldtaube liebt vorzüglich die am Meere belegenen Felsen und die felsigen Küsten der Inseln, wo hohle, kahle, schroffe oder überhängende Felswände, mit vielen Schluchten und tiefen Spalten, weiten Höhlen oder großen Felsengrotten sind, be-sonders wo der Felsen vom Meere bespült wird, doch auch die stillen Felsenwinkel am Lande selbst, wie z. B. auf Sardinien, wo sie überhaupt in unzähliger Menge angetroffen wird; doch findet man sie nie hoch im Gebirge. Einzelne Gruppen hoher Felsen, von angebauten Ländereien durchschnitten, oder mit weiten Ackerflächen umgeben, scheinen ihr am meisten zuzusagen. Man kann sie daher mit allem Rechte die Felsentaube heißen, denn sie liebt dergleichen Gegenden, wenn sie gleich ganz kahl und auch die Umgegend ganz von Bäumen und Gebüsch entblößt ist. Sie setzt sich auch im wilden Zustande nicht gern auf Bäume und

sucht sie so viel als möglich zu vermeiden, wodurch sie sich wieder sehr von der Hohltaube unterscheidet, die nur immer Wälder und Bäume zu ihrem Schutz und Sicherheit aufsucht.

Die zahmen Tauben findet man fast über alle Länder verbreitet, in welchen Getreide gebaut wird und die Menschen haben ihnen auch eigene Wohnungen gebaut, wovon wir weiter unten handeln werden. Ob nun gleich unsere Feldtaube nicht selten eine solche Bequemlichkeit verläßt und dafür hohe Thürme und Mauerlöcher wählt um sich von den Menschen zu sondern, so hat sie doch den Trieb zum Wegziehen verloren. Sie übernachten in Höhlen oder wenigstens unter einer Art von Bedachung, nie aber in hohlen Bäumen. Merkwürdig ist noch der Umstand, daß manchmal eine einzelne Taube, wenn es schon finster ist, aus einem Schlage in den andern oder gar aufs Feld hinaus fliegt, und man zuweilen dann solche auf freiem Felde auf der Erde sitzend und bis zum anbrechenden Morgen schlafend findet. Der gemeine Mann nennt sie Wachttauben *).

Im Betragen hat unsere Feldtaube viel mit den andern wilden Tauben gemein. Sie ist äußerst flüchtig, ja einer der schnellsten Vögel, besonders wenn sie Futter für ihre Jungen holt oder vom Raubvogel verfolgt wird. Ihr gewandter, kräftiger und ausdauernder Flug ist mit einem pfeifenden Säuseln (wig wig wig wig klingend) begleitet. Sie schwingt dabei, wenn sie recht eilig ist, die Flügel in kleinern und schnellern, im langsamern Fluge aber in weniger schnellern und größern Schlägen, kann so die Schnelligkeit desselben sehr mäßigen und auch ganze Strecken ohne alle Flügelbewegung und meist mit sehr ausgebrei-

*) Meine Erfahrungen hierüber sind folgende: ich wohne in der Mitte der Stadt in der Nähe eines Thurmes, dessen große Kuppel auf mehreren Säulen ruht, übrigens von allen Seiten offen ist. Oben auf den Balken wohnen mehrere Paar Feldtauben. Oefters, wenn der kleine Hausröthel sein Liedchen lange ausgeschwirrt hat und die übrigen Tauben schon lange ihr Nachtlager eingenommen, kommt gleichsam als Nachzügler bei vollem Dunkel auf jenen Thurm noch eine geflogen. Ob es nun immer dieselbe ist und ob es alle Tage geschieht, wage ich nicht zu behaupten. —

tetem Schwanz durch die Luft schwimmen und schweben. Ueberhaupt machen sie besonders bei schönem Wetter manche artige Bewegungen in der Luft. Ihr Gang ist ziemlich geschwind, wobei sie zuweilen mit dem Schwanze unterwärts wippen (was sie mit der Familie der Laubvögel gemein haben). Uebrigens lieben sie die Reinlichkeit, sind friedfertig und verträglich mit andern Vögeln und nur bei der Verpaarung oder um den Nestplatz giebt es unter ihres Gleichen bisweilen Streit.

Die wilde Feldtaube wird als nicht sehr scheu geschildert und die zahme hat die Wildheit in der Nähe der Menschen sehr abgelegt, ob sie gleich die Zutraulichkeit der Haustaube nicht besitzt und sich bei Menschen ansiedelt, so läßt sie sich doch auch nicht gern in ihrer Wohnung stören. Sie liebt übrigens die Gesellschaft, daher sieht man sie auch immer in kleinern oder größern Gesellschaften auf den Feldern herumschwärmen und auf diese Liebe zu ihres Gleichen basirt sich das Sprichwort: „Wo Tauben sind, fliegen Tauben zu.“ Man findet dies auch bei den wilden Feldtauben, so daß nach Berichten, da wo sie leben, Züge von vielen Tausenden angetroffen werden.

Das Rucksen der Feldtaube hat Aehnlichkeit mit dem der Hohltaube; man hört es am häufigsten in der Begattungszeit oder auch im Zorn gegen Nebenbuhler und im Streit um einen Nestplatz. Dem Beobachter werden diese Töne mit ihren Modulationen und Bewegungen vor und nach der Begattung bald mit ihren Bedeutungen klar werden. Ein kurzes Hu stoßen sie aber aus, wenn sie aufbrausen oder wenn ihnen plötzlich etwas Unerwartetes aufstößt. Die Jungen, wenn sie schon eine lange Zeit ausgeflogen sind, behalten ihr Piepen in einem scharf gezognen Tone bei.

Diese Tauben nähren sich im Allgemeinen von allen Arten des reifen Getreides, doch fressen sie die eine Art immer lieber als die andere, darnach möchte ihre Folge folgende sein: Lein, Rapps- und Rübsaamen, Linsen, Wicken, Kichern, Erbsen, Hirse, Waizen, Gerste, Hafer, Roggen, von allen cultivirten Arten und

Abarten. Sie fliegen gesellschaftlich zu allen Jahreszeiten, so lange die Erde nicht Schnee deckt, auf die Felder, Sämereien aufsuchend, picken die reifenden aus den Hülsen und Kapseln, indem sie Stengel und Halme zur Erde herabziehen, lesen sie die ausgefallenen Körner auf und genießen im höchsten Nothfall selbst die, welche sie unverdauet noch im Auswurf des Viehes finden. Roggen genießen sie nur im Nothfall, denn er ist ihnen schädlich, und selbst den Jungen, unreif gefüttert, wird er tödlich.

Außer den angegebenen Saamen suchen sie auch die Körner und Sämereien vieler wildwachsenden Pflanzen auf den Stoppel- und Brachäckern, auf Haiden, an Wegen, an den Abhängen der Berge und zwischen den Felsen, ziehen auch deshalb auf Waldblößen und in lichte Waldungen. Auf Aeckern finden sie eine angenehme Speise an dem Saamen von Vicia angustifolia, V. segetum, V. cracca u. a., von Ervum Monanthos, E. tetraspermum, E. hirsutum, von Orobus- und Lathyrus-Arten und vielen andern hülsentragenden Pflanzen, kurz von einer sehr großen Menge Pflanzen und sogenannten Unkräutern, die draußen wachsen. Daher kommt es denn auch, wenn längst alles eingeerndet ist, sie dennoch auf den Aeckern noch sehr fleißig die kleine Sämerei aufsuchen und sich noch gut ernähren. Auch in sandigen Gegenden finden sie immer noch außer dem Haidekorn Sämerei genug aus der Gattung Polygonum, Astragalus arenarius, einige Arten von Allium u. a. m., besonders aber die Saamen der Wolfsmilcharten, namentlich Euph. Cyparissias. Sie besuchen deshalb häufig die Plätze, wo dieser sich findet und verzehren diesen Saamen, der den Menschen Gift ist, ohne allen Nachtheil in großer Menge. Im Spätherbst und im Winter ziehen sie, wenn kein Schnee liegt, in die lichten Waldungen und unter die einzeln stehenden Eichen, um Eicheln aufzulesen, die sie sehr gern verschlucken. Sie besuchen auch die nahe gelegenen lichten Nadelwaldungen, um den Nadelsaamen aufzulesen; auch verzehren sie Wachholderbeeren und selbst Heidelbeeren, die sie auf den Blößen in den Waldungen aufsuchen, besonders da um diese Zeit noch

kein reifes Getreide vorhanden ist. In Ermangelung von Sämereien verzehren sie auch allerlei kleine Wurzelknollen z. B. von der kleinen Ackerzwiebel (Ornithogalum), von Saxifraga granulata, Ranunculus ficaria, Lathyrus tuberosus u. a. m. und ob sie sonst wohl nichts Grünes genießen, so picken sie doch gern die schon gekeimten Saamen aus der Erde und fressen nicht allein diese, sondern auch die grünen Keime derselben, selbst wenn sich diese schon in die Saamenlappen ausgebreitet haben. Ein Picken und gleichzeitiges Schleudern mit dem Schnabel, womit sie in lockerm Boden, aber nicht sehr tief, die eingeeggten Saamen hervorholen, vertritt bei ihnen das Scharren der Hühner. Kleine Schnecken mit dem Gehäuse verschlucken sie; im Nothfall auch Insektenlarven, wie Prof. Naumann, der sorgfältige Beobachter, anführt. Zur Verdauung verschlucken sie auch kleine Steinchen, Sandkörner, Kalk, auch gern Lehm von alten Gebäuden, die mit Erdsalzen geschwängert sind; daher sieht man sie auch oft an dergleichen picken.

Ihre Nahrung suchen sie oft Stunden weit, besonders wenn es ihre Lieblingsnahrung betrifft, wie etwa Erbsen. Zur Zeit aber, wo es überall Nahrung giebt, halten sie auch eine gewisse Ordnung in ihren Mahlzeiten. Sie fliegen nämlich Vormittags von 5 — 6 Uhr und von 8 — 10 Uhr, dann wieder des Nachmittags von 3 — 5 Uhr und auch wohl noch ein Mal um 7 Uhr danach aus, später aber nicht mehr. In den Zwischenzeiten ruhen sie sich aus oder fliegen zum Wasser, nicht allein um zu trinken und zu baden, sondern auch an dem sandigen Ufer kleine Steinchen aufzulesen und sich am Wasser abzukühlen. In den Mittagsstunden sind sie am unthätigsten.

Sie trinken viel, am liebsten reines klares Wasser. Sie stecken dabei den Schnabel ins Wasser und saugen es stoßweise in sich. Sie baden sich auch im Wasser, indem sie bis am Bauch hineintreten, sich eintauchen und schütteln, aber doch nicht sehr naß machen; auch baden sie sich im Staube, wie die Hühner. Bei einem sanften Regen baden sie sich so, daß sie abwechselnd

den Flügel der einen Seite ausbreiten und sich so naß machen. Nur wenn es an Futter draußen fehlt und eine Schneedecke die Felder belagert, giebt man ihnen Futter und wenn man die Körner schonen will, gewöhnt man sie auch an gekochte Kartoffeln. Bei hinlänglicher Nahrung auf dem Felde lassen sie sich selbst bei gutem Futter nicht zu Hause halten; sie ziehen, ihre Wildheit zu bekunden, doch das Feld vor.

Der Unrath dieser Tauben ist sehr kenntlich an seiner spiralförmigen Gestalt, am meisten wenn sie lauter Körner gefressen haben. Er ist bald hart und spröde, dies vom Genusse der Wachholderbeeren; weicher, ekelhaft, blauschwarz und sehr stinkend nach dem Genuße von Heidelbeeren.

Die wilden Feldtauben nisten in den Spalten und Höhlungen hoher, schroffer Felsen, besonders unter Ueberhängen oder in großen weiten Höhlen und Grotten, gesellig in mehreren Paaren, oder auch in großen Vereinen beisammen. Hier unterscheiden sie sich sehr von den mehr in einzelnen Paaren lebenden Hohltauben. Sie lieben besonders solche Felsen und Grotten, die unten vom Meere bespült werden, nisten im südlichen Rußland auch an solchen Flußufern, wo unten Wasser ist, und dort, wie man berichtet, auch auf Thürmen der Dorfkirchen, anderswo auch in alten hohen Ruinen und in Aegypten auf den Pyramiden. Nach Pennant brüten sie auch in den Thälern auf den sandigen Ebenen von Suffolk, um Brandon (in England) in den Kaninchenhöhlen, von welchen die Schäfer jährlich die Jungen zum Verkauf ausnehmen.

Die gezähmten Feldtauben gleichen auch ihren Stammeltern, daß sie lieber in Gesellschaften als einzeln bei einander nisten; lieber an hohen als niedern Orten; daß sie Störung am Nistplatze gar nicht vertragen können und bei öftern Störungen lieber Thürme und alte Schlösser wählen, wohin selten Menschen kommen.

Im Anfange des Frühlings beginnt die Begattung mit alle den vorbeschriebenen Vorspielen. Das einmal verbundene Paar bleibt zeitlebens zusammen, denn Ausnahmen davon sind selten.

Die Nester bauen sie kunstlos. In der Regel legen sie nur 2 Eier. Sie sind wie die übrigen Taubeneier weiß, etwas länglich, an den Enden bald abgestumpft, bald zugespitzter (das eine Ende mehr als das andere), mehr oder weniger bauchicht über der Mitte, mit einer glatten, glänzenden, kreideweißen, ungefleckten Schaale, dem Eie der Hohltaube sehr ähnlich. Das Weibchen brütet sehr fleißig und bringt mit Ausnahme der Stunden von etwa früh 9 bis Nachmittag 3 Uhr, in welcher Zeit sie der Tauber ablöst, die Eier in 16 bis 18 Tagen aus. Läßt ein Gatte den andern zu lange auf sich warten, so giebt er es durch ein klagendes Heulen zu verstehen. Alle Nächte schläft der Tauber auf dem Rande oder dicht neben dem Neste, um die Gattin zu beschützen, und leidet nie die Annäherung einer andern Taube.

Die Schaalen der ausgekrochnen Jungen werden bald aus dem Neste geschafft. Die Jungen sehen häßlich aus im Dunenkleide, das um die dicken Augen fehlt, und an der Kehle sind sie ganz nackt. Erst nach dem 9ten Tage öffnen sich die Augen und an den untern Theilen schimmert die nackte Haut durch. Nach 8 — 10 Tagen brechen die Kiele der stärkern Flügel- und Schwungfedern hervor, und später, etwa nach 14 bis 16 Tagen, verdrängt das Hervorbrechen der übrigen Federn den gelblichen Flaum, indem jede einzelne Flaumfeder auf der Spitze der ordentlichen Feder aufsitzen bleibt, welches nach 4 Wochen an vielen Federn noch zu sehen ist. Anfänglich erwärmen die Alten die zarten Jungen noch 2 Wochen hindurch; dann hört es aber auf und die Jungen kriechen schon aus der Mitte des Nestes auf den Rand oder in einen Winkel der Nesthöhle und machen sonderbare Geberden, wenn man sich ihnen nähert. In der ersten Zeit werden sie von ihren Eltern mit dem merkwürdigen quarkartigen, weichen Futterbrei aus dem Kropfe gefüttert, an dessen Stelle in der Folge im Kropfe erweichte Sämereien treten, die nicht selten mit kleinen Steinchen und Lehmerde gemischt sind, die sie ihnen unter angestrengtem Auswürgen gleichsam einstopfen. Sie lernen bald ihr Futter suchen, verfolgen jedoch eine Zeit lang noch die

Alten mit pipendem Tone um Futter bittend. Die beiden Jungen einer Brut sind meist verschiedenen Geschlechts, und sie liebkosen einander schon, ehe sie noch das Nest verlassen.

Zur zweiten Brut macht unsere Feldtaube gewöhnlich in der Nähe des alten Nestes ein neues, wenn sie aber das alte wieder benutzen will, so werden wieder frische Materialien herbeigeschafft, und die alten, vom Unrath der Jungen oft ganz bedeckten, werden dann mit neuem Baumaterial belegt. Es stellt sich daher die Nothwendigkeit ein, nachdem das Nestpaar ausgeflogen, gleich die Nester zu reinigen. Die wilde Feldtaube soll jährlich nur 2 Bruten machen, und mit der ersten (in südlichen Ländern) im März beginnen; dagegen machen die zahmen wenigstens 3, bei guter Wartung und Pflege wohl 5 Bruten.

Ob die Tauben nun gleich viele gute Eigenschaften haben, sanfte Sitten und man möchte sagen eine gewisse Zartheit des Gemüths besitzen, um so mehr contrastirt es, wenn man ihnen die Jungen nimmt, wobei eine scheinbare Gleichmuth, die man bei keinem andern Vogel so findet, wahrnehmbar ist.

Sie haben übrigens viele Feinde, unter dem Geflügel den Wanderfalken und den Hühnerhabicht, denen sie nur durch ungemeine Schnelle und Ausdauer im Fluge entgehen oder wenn sie in gedrängten Haufen fliegen; diejenige Taube aber, welche sich abgesondert hat, wird meist eine Beute des Falken. Ihre Furcht vor dem flüchtigen Räuber ist erstaunlich. Prof. Naumann giebt davon ein Beispiel an. Er sah nämlich eine Taube, vom Wanderfalken heftig verfolgt, sich ins Wasser stürzen, untertauchen und an einer ganz andern Stelle, weit von der ersten, wieder auftauchen und trocken hinwegeilen. Den Klauen des Hühnerhabichts zu entgehen, sahe man eine Taube in der Todesangst eine Fensterscheibe durchstoßen, um sich zu retten, selten flüchten sie aber in dichtbelaubte Zweige eines Baumes. Sie verstehen recht gut die Stimme der Krähen, wenn diese die Ankunft eines Raubvogels anzeigen und begeben sich dann schnell auf die Flucht. Auch der weibliche Finkenhabicht (Sperber) fängt manche Taube

und alle die befiederten Räuber fressen gern das zarte Taubenfleisch, weshalb sie auch gern einander sich die zarte Beute zu entreißen streben. Im Winter suchen auch die großen Eulenarten, wenn die Nahrung fehlt, eine Taube im Schlafe zu erwischen.

Viele alte Feldtauben sterben bei strenger Kälte und nicht hinlänglichem Futter; ein neuer Beweis, daß diese Vögel einem mildern Klima angehören.

Die wilde Feldtaube, da sie nicht sehr scheu ist, wird mit dem Schießgewehr erlegt und in Italien in Menge gefangen. Die zahmen Feldflüchter werden in manchen Ländern an einigen bestimmten Tagen des Jahres, in Hinsicht ihrer Schädlichkeit für den Ackerbau, außer dem Gesetz erklärt, und Jedermann darf sie dann schießen; in andern Ländern ist dies nur den Jagdberechtigten zugestanden.

Das Fleisch der Jungen, die man aus dem Neste nimmt, giebt eine leicht verdauliche, kräftige, für Gesunde und Kranke sehr nahrhafte Speise; selbst die Alten, mit den Knochen zerstoßen und ausgekocht, geben eine wohlschmeckende Kraftbrühe. Man holt daher nicht selten mit Lebensgefahr die Jungen der wilden Feldtauben aus ihren Nestern herab, um sie zu verspeisen, und dies ist auch Ursache, daß man sich dieser Art als ein Hausgeflügel anzueignen gesucht hat, wobei ihre Fruchtbarkeit den Nutzen vergrößern hilft. Dit Feldtaubenzucht hat aber auch noch das Gute, daß sie nicht so viel kostet, weil sie größtentheils sich das Jahr durch selbst erhält; ein Grund mehr, warum man sie über alle Länder, wo Ackerbau getrieben wird, verbreitet findet.

So wie aber jede Sache ihre Licht- und Schattenseite hat, so auch unsere Feldtaube, denn unverkennbar ist der Schaden, den sie zur Zeit der Aussaat und der Ernte thut, so daß bei starker Vermehrung der Schaden den Nutzen weit überwiegt. Haben sich einmal ganze Flüge auf dergleichen Aecker, wo sie so gute Nahrung haben, erst eingefunden, so kann sie nur das Feuergewehr mit einem kräftigen Schuß, wo mehrere fallen, mit Erfolg verjagen, nicht aber Rufen und Lärmen; auch schaden sie in Gärten

den Gemüsesämereien und aufkeimenden Gartengewächsen. Sie ruiniren auch, da wo sie häufig sitzen, die Ziegeldächer durch Abpicken des Kalkes aus den Fugen, noch mehr aber die Strohdächer durch Abtreten und Berupfen, weshalb man diese gegen Ersteres durch längshin darauf befestigte Stangen zu beschützen sucht. Der Vorschlag, seine Tauben zur Erntezeit einzusperren, ist unausführbar und streitet gegen die Natur dieser Thiere. Die Einschränkung: daß nur die, welche Aecker haben, eine gewisse Anzahl halten dürfen, und die keine Aecker haben, gar keine, wäre am Ende noch das beste Auskunftmittel.

2. Die Hohl-, kleine blaue Taube. Col. oenas. *Linn.*

Die auffallende Aehnlichkeit mit der vorigen hat zu vielen Verwechselungen Veranlassung gegeben; hierzu kommt dann noch, daß einige bis etwa auf geringe Unterschiede, z. B. den anders gefärbten Schnabel und Augensterne, ganz die Farbe der Hohltaube tragen, und von diesen hieß es dann, dies sei noch das ursprüngliche Kleid ihrer Stammältern ꝛc. Erst den neuern Forschungen war es vergönnt, auch hier Licht zu verbreiten. — Unsere Hohltaube ist demnach bei ziemlich gleichem Längen- und Breitenmaße kleiner, d. h. schmächtiger oder schlanker als die ein wenig stärkere Feldtaube. Ihre Hauptfarbe ist mohnblau am Unterrücken, Bürzel und an den untern Flügeldeckfedern; der Schnabel ist röthlich und gelblich, der Augenstern dunkelbraun und hat gar keine ordentliche Binde auf den Flügeln.

Ihre Länge beträgt 12¾ bis 13½ Z., die Breite 26½ bis 28 Z. Der Schwanz hat starke, breite, am Ende nur sehr flach gerundete Federn, die Nasenhaut ist in der Jugend röthlich, im Alter dunkelroth, immer, besonders hinterwärts, stark mit weißem Staub bedeckt. Inwendig ist der Schnabel gelb, Zunge und Rachen weißlich. Die Schildtafeln und Schildchen der Füße sind blutroth, die Sohlen weißlich, das Uebrige blaßröthlich, alle Fugen weißlich kleiicht oder staubicht.

Das ganze Gefieder trägt sehr sanfte, glanzlose, angenehme in einander verwaschene Farben, nur die Kropffedern der Alten haben etwas Glanz, noch mehr aber die an den Halsseiten; eine metallartige Politur erhöht die im verschiedenen Lichte wechselnden Farben derselben.

Beim alten Männchen sind Kopf und Hals mohnblau, der untere Hinterhals und die Halsseiten taubenhalsig; Oberrücken und Schultern aschblau; der Unterrücken, Bürzel und die Oberschwanzfedern schön mohnblau, diese dunkler und jener sehr licht gefärbt. Die Kropfgegend von der Gurgel bis auf die Oberbrust ziert eine schöne mit Grau gedämpfte Purpurröthe. Die Flügeldeckfedern und letzten Schwingfedern sind hell mohnblau, die letztern und die letzten Reihen der ersten nach dem Rücken zu, an der Stelle, wo bei der wilden blauen Feldtaube die beiden Flügelbinden stehen, nur mit einigen schwarzen Flecken, die jene anzudeuten scheinen, aber nicht zusammenhängen und auch nicht weit vorreichen. Der Schwanz ist schieferblau, über der Mitte mit einer etwas lichtern und am Ende mit einer sehr breiten schieferschwarzen Binde. Auf der untern Seite des Schwanzes sind die Binden deutlicher gezeichnet, die über einen Zoll breite Endbinde mattschwarz.

Das Weibchen ist oft etwas kleiner, die Farben matter, der Kopf nicht so schön roth und der grüne Schiller der Halsseiten weniger ausgebreitet; hierin ähneln sie dem einjährigen Männchen.

Im Frühling sind auch diese Tauben am schönsten, im Sommer verwandeln sich die schönen Farben so, daß man sie, mit dem Vogel im März verglichen, kaum noch kennt.

Die Mauser fängt schon im August an, und geht so langsam von Statten, daß sie im Spätherbst noch in voller Mauser und erst im Frühling ausgemausert erscheinen.

Diese Taube ist übrigens über ganz Europa, den hohen Norden ausgenommen, soweit die Bäume noch keinen verkrüppelten Wuchs haben, verbreitet. Sie ist ein Zugvogel und nur als Seltenheit findet man Einzelne in einem gelinden Winter. Sie erscheint bei

uns früher als die Ringeltaube und zieht auch später weg als diese. Ende Februar oder Anfangs März ist sie da und verläßt uns dagegen Ende Octobers oder im November. Sie kommt in kleinen Gesellschaften von einigen Familien, die sich dann in einzelne Pärchen auflösen. Im Herbst aber rotten sie sich in Heerden und großen Schaaren zusammen und ziehen dann fort. Sie fliegen am Tage hoch durch die Luft, im Herbst gerade nach Abend zu, im Frühjahr gegen Morgen.

Diese Taube ist ein ächter Waldvogel und wird nur da angetroffen, wo es Waldungen, oder wenigstens viele Bäume giebt. Sie lebt indessen nicht gern in den Tiefen der großen Wälder, sondern mehr nach den Seiten zu, welche von Feldern begrenzt werden, daher in den Vorbergen und Feldhölzern. Hier geht sie besonders dahin, wo alte Bäume, z. B. Eichen, wilde Birnbäume u. dergl., wachsen. Alte Bäume mit Löchern und hohlen Aesten sind ihr die liebsten, weil sie da ihr Nest aufschlagen kann und wäre es auch in der Nähe der Walddörfer. Sie hält sich im Walde nur auf Bäumen auf und spaziert da auf breiten Aesten umher, besorgt hier auch ihr Fortpflanzungsgeschäft, denn auf dünnen, schmalen kann sie wegen der Bildung ihrer Füße nicht gut fortkommen. Die Nahrung sucht sie auf der Erde auf lichten Plätzen, am Rande der Waldungen oder wo sonst die Bäume einzeln stehen.

Auf Bäumen ruht sie aus und ihre Schlafstelle ist eine Baumhöhle. Nur wenn viele beisammen sind, wählen sie dazu die starken Aeste eines oder einiger großen nahe beisammenstehender Bäume, wo sich dann manche an den Schaft zu drücken suchen, oder sich der Länge nach auf starke Aeste hinkauern. Bald nach Sonnenuntergang finden sie sich auf ihren Schlafstellen ein, aber mit Anbruch der Morgendämmerung findet man sie auch wach.

Die Hohltaube ist ein sehr flüchtiger, gewandter Vogel. Im Sitzen auf Aesten trägt sie den Körper mehr aufgerichtet als wagerecht und läuft sehr zierlich, bei jedem Schritte mit dem Kopfe nickend. Sie hat übrigens Lieblingsbäume und Lieblings-

ſitze auf denſelben, was meiſt die dürren Wipfeläſte der höchſten Bäume ſind, auf welchen ſie, beſonders in der Morgenſonne, ſtundenlang ſitzen, ihr Geſieder ordnen und die Gegend überſchauen. Ihr Flug gleicht dem der Feldtaube ſehr, desgleichen auch ihr Gang, doch iſt er noch ſchneller. Wenige Vögel möchten ſie im ſchnellen Fluge übertreffen, beſonders wenn ſie ein Falke verfolgt; da ſchießt ſie pfeilſchnell vorüber und ſchwenkt ſich dabei mit erſtaunenswürdiger Gewandtheit durch die dichten Zweige der Bäume, ohne irgendwo anzuſtoßen. Sie iſt friedliebend und verträglich gegen andere Vögel als auch gegen ihres Gleichen. Die Gatten lieben ſich zärtlich. Bechſtein führt an, daß bisweilen einige — wahrſcheinlich Junge — in Thüringiſchen Walddörfern ſich unter den Feldtauben einfinden und ſich mit ihnen begatten.

In ihrer Lebensart hat ſie beinahe eben ſo viel Regelmäßigkeit wie die Ringeltaube, aber ſie iſt unruhiger, bleibt nicht ſo lange an einer Stelle, auch ſelbſt nicht auf dem Futterplatze; früh etwa von 7 — 9 Uhr und Nachmittags von 3 — 4 Uhr fliegt ſie nach Futter aus, erſcheint gewöhnlich gegen Mittag bei den Salzlecken und bei der Tränke in der Mittagsſtunde und Abends nach Untregang der Sonne.

Die Stimme dieſer Taube iſt ein ſehr gedämpftes kurzes Huh, das jedoch ſelten und nur bei beſondern Veranlaſſungen gehört wird, wie im Unwillen, Erſtaunen ꝛc. Das Ruckſen des Tauber klingt faſt ſo wie das der Feldtaube wie: Huhku oder Hurkuh. Gewöhnlich tönt es von einem hohen Aſte herab. Er ſitzt dabei ſtill, nimmt aber eine gebückte Stellung an und bläſt den Kropf auf, läuft dabei aber nie ſo im Kreiſe ſich drehend, wie der Tauber der Feldflüchter, um ſeine Taube herum.

Sie laſſen ſich ziemlich leicht zähmen, am beſten gelingt es mit den Jungen.

Sie freſſen Getreide und den Samen ſolcher Pflanzen, die auf Aeckern im Felde und Walde wachſen und haben mit vorigen gleiche Nahrung. In der Gefangenſchaft nehmen ſie das gewöhnliche Taubenfutter zu ſich.

Weil die Hohltaube nur in Baumhöhlen nistet (wovon sie auch den Namen hat), so ist sie auch nur da zu finden, wo dergleichen Bäume angetroffen werden. Weite Löcher in alten Bäumen oder abgestorbenen starken Aesten, selbst in Feldbäumen werden zum Neste benutzt. Bei Mangel daran muß sie oft sehr tief herab, wenn sich daselbst nur ein solches Loch befindet. Sie zeigen überhaupt bei der Wahl des Brutortes wenig Eigensinn, da sie besonders in einem Jahre mehrere Bruten machen und zu jeder ein neues Loch bedürfen. Es giebt daher auch unter ihnen der Höhlen wegen viel Streit und hartnäckige Kämpfe, wenn sie eine solche schon im vorigen Jahre besessen haben. Sie nehmen auch gern die von Schwarz- und Grünspechten und Dohlen innegehabten Höhlen in Besitz, kommen sie aber deshalb mit diesen in Streit, so ziehen sie gewöhnlich den kürzesten. Man findet daher solche Höhlen von diesen Tauben bewohnt in allerlei großen alten Bäumen, in Eichen, Espen, wilden Aepfel- und Birnbäumen, Fichten, Tannen rc.

Sobald das Nest gewählt, beginnt der Ausbau, der wie bei den andern Taubenarten einen kunstlosen Klumpen bildet. Ein Paar Hände voll dürre Reiserchen, wie sie ihnen der Zufall bietet, feine Würzelchen mit Erdmoos vermischt, bisweilen auch nur aus trockenem Eichenlaube. Die Größe und Tiefe richtet sich nach der Höhle, die sie gewählt haben.

Das Weibchen legt in der Regel 2 Eier, die denen der Feldtaube gleichen und woraus nach 17 — 18 Tagen die Jungen schlüpfen, wo man denn die von den Alten herausgeworfene Schaale unter dem Baume findet. Die brütenden Gatten lösen sich einander ab wie die vorige Art. Das Füttern, das gewöhnlich zweimal geschieht, wird Vormittags und dann wieder gegen Abend besorgt. Das Entwickeln der Jungen, Füttern und Ausführen ist wie bei den Feldtauben. Die Jungen, die sie ausführen, lernen sehr bald ihr Futter selbst suchen und nun schreiten die Alten wieder zur neuen Brut.

Sie fangen früher an zu legen als die Ringeltauben und

man findet von ihnen auch noch Eier und Junge später im Jahre. Pärchen vom vorigen Jahre machen 2, die Alten in der Regel aber 3 Bruten in einem Sommer. Schon im April findet man ihre Eier. Sie brüten sehr eifrig, so daß man sie auf dem Neste bei Behutsamkeit leicht ergreifen kann.

Die Noth zwingt sie immer wieder ein anderes Nest zu jeder Brut zu suchen, weil es von Unrath ganz verpestet ist. Sie sind daher gezwungen ein anderes zu suchen und das alte erst im künftigen Jahre wieder einzunehmen. War die Höhle enge und tief, wo die Jungen ausgebrütet wurden, so sind nicht selten Bauch- und Schwanzfedern ganz mit Koth beschmutzt, was man oft noch an den schon Wochen lang ausgeflogenen Jungen sehen kann.

Zu ihren Feinden, die auf sie immer Jagd machen, gehört: der Hühnerhabicht (Falc. palumbarius) und der Taubenfalke (F. peregrinus), denen sie nur durch die schleunigste Flucht und durch künstliche Schwenkungen durch die Kronen der Bäume entwischen können. Bisweilen werden sie auch von Eulen überfallen. Ein schlimmer Feind für Alt und Jung ist der Baummarder und der Steinmarder, seltener Iltisse und Wieseln, die sich so leicht nicht so hoch versteigen, eher noch die Katzen.

In den Federn ist die Taubenlaus (Philopterus Baculus) oft in Menge zu finden.

Als scheue Vögel sind sie schwer zu schießen, doch nicht so schwer als die Ringeltaube. Jung lassen sie sich auf dem Freien schußmäßig anschleichen; auch unter den Bäumen, auf welchen sie sich gern niederlassen, und an ihren Tränkplätzen kann man sie bei vorsichtigem Anstellen schießen. Den Landmann scheuen sie wenig und lassen deren Wagen ziemlich nahe heran kommen. Jäger, die ihr Rucksen täuschend nachmachen können, sollen sie leicht aus einem Versteck schießen können. Als jagdbares Geflügel gehören sie wie andere Tauben zur niedern Jagd. In Schlingen an der Tränke angebracht oder vor ihren Nestern gestellt, fängt

man sie leicht. Auch kann man ein Garnsäckchen an eine Stange binden, die bis zum Loche reicht, dieses hält man vor, indessen ein anderer stark an den Baum schlägt; die so erschreckte Taube eilt hinaus und wird nun in dem Garnsack gefangen. Auch durch Leimruthen, vor das Nest gesteckt, lassen sie sich fangen.

Wo es viel giebt, hat man sie auch auf eigenen Heerden gefangen. Der Platz dazu war entweder eine Salzlecke des Wildprets, wo sie sich des Salzes wegen gern aufhalten, oder Tränkplätze, oder man legte auch auf einem Acker nahe am Holze eine Salzlecke, eine sogenannte Fangbaize, eigends für sie an. Hier wurde dann noch ein Taubenheerd mit 2 großen langen Garnen oder Wänden, ähnlich denen des Krammetsvogelheerdes, doch größer, mit weiten und von stärkerem Zwirn gestrickten Maschen, aufgestellt, auch einige dürre Bäume zum Aufbäumen für die Tauben dabei aufgestellt. In einiger Entfernung stand die Hütte des Vogelstellers in der Erde und die obere Hälfte von grünem Gesträuche gemacht. Vorher schon muß man den zukünftigen Heerd mit allerlei Futter bestreuen um die Tauben dahin zu gewöhnen. Bemerkt man dort nun viel Tauben, so stellt man zur Erntezeit den Heerd auf, wozu man auch mehrere lebende wilde Tauben und in Ermangelung derselben wildblaue Feldflüchter nehmen muß, die daselbst angebunden (aufgeläufert) werden und statt Lockvögel dienen; auch auf die Bäume werden welche angebunden, eine kommt auf das Ruhr. So wartete der Vogelsteller ankommende Taubenflüge ab, und rückte nicht eher zu, bis ein recht belohnender Fang zu machen war. Dann mußte die Sache mehrere Tage ruhen, bis sich wieder Tauben hingezogen hatten.

Das Fleisch dieser Tauben ist sehr zart und wohlschmeckend, so daß man es noch dem der Ringeltauben vorzieht. Vorzüglich ist es das Fleisch der völlig flüggen Jungen. Mit Lebensgefahr erklettern deswegen arme Leute die Bäume um die Jungen auszunehmen und sie den Leckermäulern zu verkaufen.

Da, wo es viele dieser Tauben giebt, soll man auch ordentliche Gehege für sie anlegen. Von dicken kernfaulen Baumschäften

z. B. von Kiefern, Aespen rc., höhlt man 2 bis $2^1/_2$ Fuß lange Stücke aus, versieht sie mit Boden und Deckel, einem Flugloche und Sitzholze vor demselben und nagelt solche an den Bäumen fest, legt ihnen auch eine Salzlecke oder sogenannte Baize daselbst an und sorgt dafür, daß die Tauben daselbst durch nichts gestört werden. Im ersten Jahre läßt man alle Junge ausfliegen, und nach einigen Jahren sollen solche Taubengehege sehr einträglich werden.

Sie nutzen durch das Verzehren der Saamen mancher Unkräuter und schaden nur einzelnen Ackerbesitzern an manchen Getreidearten und andern angebauten Gewächsen bei der Aussaat und Erndte z. B. bei Rübsen, Haidekorn, Linsen, Lein, Hanf und dergl. Auch dem Forstmann thun sie bei seinen Nadelholzansaaten öfters Schaden und sind oft nur mit Mühe davon zu verscheuchen.

4. Die Turtel-, wilde Lach-, Wegtaube. Col. turtur. *Linn.*

Dieses niedliche Thierchen ist in Deutschland unter unsern wilden Tauben die kleinste Art. Die meiste Aehnlichkeit hat sie mit der bei uns bekannten, aber aus Ostindien und China einheimischen Lachtaube (Col. risoria). Sie steht ihr sehr nahe, so daß sie sich auch mit ihr ohne große Schwierigkeit paart und fruchtbare Bastarde erzeugt.

Im Rumpfe ist sie kaum etwas stärker als eine Misteldrossel; ihre Länge $11^3/_4$ bis $12^1/_4$ Zoll, Flügelbreite $21^3/_4$ bis $22^1/_4$ Zoll, der etwas lange Schwanz hat ein stark abgerundetes Ende, weil die Federn nach außen stufenweis an Länge abnehmen, so daß die äußerste über $^1/_2$ Zoll kürzer ist als eine der Mittelfedern, welche $4^3/_4$ Zoll lang sind; sie sind am Ende abgerundet. Die Flügel bedecken ruhend den Schwanz bis auf sein letztes Drittheil.

Der Schnabel ist klein, schwach, gerade, über der Mitte stark eingeschnürt, mit kolbiger, harter Spitze, die sich sehr wenig

abwärts senkt, 9 Linien lang, schwarz, an der Wurzel zuweilen bräunlich, in der Jugend bloß schwarzgrau mit lichter Spitze. Inwendig ist der Schnabel nebst Zunge und Rachen fleischfarbig. Die Nasenlöcher sind sehr kleine Ritze; die Augenlieder und ein Kreis um dieselben sind unbefiedert, feinwarzig und blaß karmoisinroth, beim alten Männchen größer und röther als beim Weibchen, bei den Jungen aber wenig bemerkbar. Das Auge ist nicht groß, hat aber eine außerordentlich lebhaft gefärbte Iris, nämlich ein brennendes, an der Pupille mehr ins Gelbe und nach außen in Roth übergehendes Rothgelb oder Feuerfarbe; bei Jungen ist der Augenstern braungrau.

Die Füße sind klein, etwas stämmicht und weich, die Schildchen und Schilder blutroth, die Sohlen grau, bei den Jungen sind die Farben blässer.

Am schönsten erscheint dieser Vogel im Frühlingskleide, wozu seine niedliche Gestalt, seine sanften Farben und die angenehmen Zeichnungen das Ihrige beitragen. Das alte Männchen mit seinem brennend gelbrothen Augenstern, den lebhaft karmoisinrothen, blau gemischten, warzigen Augenkreisen und seinen blutrothen, befiederten Füßen ist auf dem ganzen Oberkopfe, am Genick und bis auf den Nacken hinab sehr schön hellmohnblau; die Zügel, das Kinn und die Seiten des Kopfes sanft röthlich grau; an den Seiten des Halses stehen in einer hellmohnblauen Umgebung 3 — 4 Schichten sammtschwarze, an den Enden glänzend silberweiße Federn (beide Farben von einander getrennt), so daß sie eben so viel geschlossene, mondförmige aufwärts gebogene, abwechselnd schwarze und weiße Reihen bilden. Die Federn des Oberrückens sind im Grunde aschgrau, schwärzlich gefleckt; Unterrücken und Bürzel tief aschblau, an den Seiten in Mohnblau übergehend mit lichten Kanten; die Kehle, Gurgel, die Kropfgegend und die Oberbrust von einer schönen, sanften, purpurröthlichen Weinfarbe, erstere am lichtesten, der Kropf am schönsten. Die Schulterfedern, die kleinen Flügeldeckfedern, bis an den breiten hellmohnblauen Vorderrand, desgleichen die übrigen Deckfedern

auf dem hintern Theile des Flügels, nebst den Schwingen der dritten und einigen der zweiten Ordnung, sind schwarz, schön schieferblau angelaufen mit zum Theil 1/4 Zoll breiten Federkanten von einer sehr lebhaften, hellen, gelblichen Rostfarbe, in welcher meistens das Schwarze der Mitte am Schafte in einen spitzen Winkel endigt. Die übrigen Deckfedern auf dem Vordertheil des Flügels, auch die 6 ersten Schwingen zweiter Ordnung mit ihren großen Deckfedern sind schön hellmohnblau, die großen Schwingfedern schwarzgrau mit graulichem Säumchen. Am Schwanze sind die beiden Mittelfedern schwarzgrau ohne weiße Spitze, alle folgenden aber schieferfarben mit weißen Enden. Auf der untern Seite ist der Schwanz schwarz mit weißen Enden und weißer Einfassung an den Seiten.

Das Weibchen ist etwas kleiner und weniger schön, die Farben matter, und ist wenig von den jungen Männchen zu unterscheiden. Zeit, Witterung und Gebrauch entstellen auch bei den Männchen die schönen Farben, was schon im Mai anfängt, und so ist das Herbstkleid auffallend schlechter.

Die Mauser fängt bei den Alten im August an und geht, wie bei den andern Tauben, langsam von Statten, denn sie verlassen unsere Gegend im vollen Federwechsel und kehren im Hochzeitkleide, das wir oben beschrieben, zurück; bei den rückkehrenden Jungen ist dies meist noch im Wechsel begriffen.

Merkwürdig ist noch die Bastard-Turteltaube, aus der Verpaarung der männlichen Turteltaube mit der weiblichen Lachtaube (daher Col. risoria hybrida) erzeugt, die sich auch wieder fortpflanzt. Man trifft sie hier und da als Stubenvogel. Die Jungen ähneln bald mehr dem Vater, bald mehr der Mutter, tragen aber von beiden die Farben, haben jedoch eine ganz andere Stimme.

Die Turteltaube ist weithin verbreitet, nicht allein in Europa, sondern auch in ganz Asien, im gemäßigten Sibirien, in Indien, China und Afrika. Ueberall ist sie nur strichweise zu finden, so auch in Deutschland und den benachbarten Ländern. In den mittleren und südlicheren Theilen unseres Vaterlandes giebt es

aber viele, namentlich in waldigen Gegenden, an Strömen und Flüssen, wo sie oft in bedeutender Anzahl wohnen.

Sie ist ein Zugvogel weichlicher Art, daher sie auch unter den übrigen Tauben später kommt und zeitiger wegzieht. Selten kommt sie vor Mitte des April, worauf der Durchzug bis tief in den Mai dauert. Im August sammeln sie sich, und im September sind meist alle schon fort. Nach Bechstein's Beobachtungen sollen sie nicht das ganze Jahr, wie die andern Tauben, gepaart bleiben. Die Männchen kommen auch stets eher als die Weibchen und ziehen auch meist früher fort, indem man im Herbst bei ihren Durchzügen nur Weibchen schießt.

Als eigentlicher Waldvogel sucht sie selbst auf ihren Zügen gar zu kahle Gegenden zu vermeiden. Am liebsten sucht sie zum Aufenthalte waldige Vorberge, als zusammenhängende einsame Waldungen. Die Wälder an Flüssen und Strömen scheinen ihr besonders zuzusagen. Man trifft sie in Laub- und Schwarzwäldern, besonders da, wo viele Fichten wachsen, deren Saamen sie vorzüglich liebt. Junge Dickungen und hohes Stangenholz sind ihr angenehm.

Der Nahrung wegen hält sie sich nicht allein im Walde unter Bäumen oder Gebüschen auf, sondern häufig auch auf freiem Felde, weit vom Walde, auf der Erde Nahrung suchend. Im Frühjahr und zur Begattungszeit sieht man sie eher im Walde und überall an mit Bäumen und Gebüsch besetzten Bächen und Gräben, im Herbst dagegen häufiger auf dem Felde und in freiern Gegenden. Die Nachtruhe hält sie in dichten Waldpartien auf einem stark belaubten Baume, wo sie sich ein verstecktes Plätzchen sucht, nie sehr hoch. Nach Sonnenuntergang begiebt sie sich dahin und des Tages Anbruch weckt sie wieder.

Es ist ein sehr liebenswürdiges Thierchen, das durch Farben, Gestalt und Betragen den Beobachter einnimmt. Schade, daß schon am todten Vogel, ja selbst am ausgestopften viel von den Farben verloren geht. Im Freien, sowie in der Gefangenschaft macht er sich in allen seinen freiwilligen Bewegungen und zierlicher Gewandtheit

sehr liebenswürdig. Was Wunder, wenn die Alten und selbst die Neueren die Turteltaube als ein liebliches Bild der Sanftmuth, Geduld, Keuschheit, gegenseitiger ehelicher Zärtlichkeit und Treue wählten, daher schließt auch unser Hölty in dem Gedichte: Elegie auf ein Landmädchen, damit: „Und im Wipfel dieser Kirchhof-Linde, Nist ein Turteltaubenpaar!“ — In der ganzen Türkei wird diese Taube geachtet und geschont. Selbst die Regierung nimmt sich ihrer an und zahlt ein gewisses Procent für den Abgang an Getreide, den die Turteltauben durch ihren Fraß verursachen, woran sie nicht gehindert werden. In dem Hafen von Constantinopel sieht man ein Heer von Turteltauben nach den Getreideschiffen fliegen, um sich dort zu sättigen. Niemand wehrt sie ab, daher vermehren sie sich auch so stark, wie sonst nirgends. Und da man sie hier auch gar nicht verscheucht, so sind sie daselbst so dreist, daß sie sich auf die Köpfe und Schultern der Ruderknechte setzen. (Lippold und Funke, neues Natur- und Kunstlexicon B. 7. S. 178. Neue Aufl. 1812.)

Ihre Sitze auf Bäumen sind starke Aeste, auf welchen sie gern der Länge nach hinlaufen und dabei den Körper in meist wagerechter Stellung tragen. Ihr Gang ist leicht und ziemlich schnell, die zierlichen Schrittchen, meistens mit einem leichten Kopfnicken begleitet. Sie ziehen dabei den Hals ziemlich ein; erblikken sie jedoch etwas Auffallendes, so verlängern sie ihn, etwas vorwärts gezogen, und das kleine muntere Köpfchen wendet sich nach allen Seiten.

Sie fliegen ungemein schnell, leicht und gewandt, durchfliegen die Baumkrone ohne anzustoßen mit vieler Geschicklichkeit, und entwinden sich so den Klauen eines befiederten Räubers.

Diese Tauben sind zwar sehr gesellig, doch sieht man sie nie bei uns in so großen Schaaren als die Hohltauben.

Daß übrigens eine innige Anhänglichkeit zwischen beiden Gatten stattfindet, und bei gewaltsamer Trennung ihr Schmerz sich durch ängstliches Umherirren und Suchen nach dem Verlornen deutlich ausspricht, ist bekannt, daß sich aber der Ueberlebende todt

gräme, ist übertrieben. Ihre hochgepriesene eheliche Treue ist übrigens nach genauen Beobachtungen nicht größer, als bei vielen andern Vögeln. Die zärtlichsten Auftritte gehen der Begattung vorher, indem der Tauber die Täubin mit seinem verlangenden Rufe herbeilockt. Sie finden sich auf einem Aste oder auf dem Neste zusammen, wo sie dann vertraulich dicht neben einander sitzen, tändelnd, lange Zeit liebkosend und schnäbelnd, bis endlich die Begattung erfolgt, worauf sie flattern, sich schütteln und noch lange beisammen halten. Bisweilen steigt auch der Tauber nach dem Rufen erst in die Luft, klappt mit den Flügeln, beschreibt einen kleinen Kreis und läßt sich dann mit hochgehaltenen Flügeln schwebend zur Taube herab, so wie es auch öfters die Ringeltauben machen.

Den Ruf, bei diesen Tauben das Girren genannt, läßt der Tauber öfters ertönen, es klingt wie: Turrturr turrturr turrturr ꝛc. und dieses wird, je zwischen 2 und 2 Silben, mit einem ganz kleinen Intervalle oft sehr lange in Einem Athem fortgesetzt. Wahrscheinlich hat auch diese Taube davon den Namen, denn es klingt gerade wie das lateinische Turtur, nur schnurrender, wie wenn das R doppelt darin wäre. Am häufigsten hört man diese Töne früh bei schönem Wetter, wenn die Sonne aufgeht. Außerdem wird, von gezähmten aber nicht oft, eine Stimme, der der andern Tauben nicht unähnlich, aber höher im Tone vernommen, wodurch, wie man beobachtet haben will, eine Veränderung des Wetters angedeutet werden soll.

Uebrigens sind diese Tauben leicht zu zähmen und geben so einen lieblichen Stubenvogel ab. Man muß dazu aber Junge wählen, denn bei den Alten hält die Zähmung schwerer. Sie pflanzen sich hier unter sich, aber auch mit Lachtauben fort, wie wir schon bemerkt haben. Sie leben hier an 10 Jahr. Man läßt sie frei in der Stube herumlaufen, wo man ihnen in den ersten Jahren einen Flügel beschneidet. In der Folge ist dies nicht mehr nöthig, denn sie werden so kirre, daß sie nie auffliegen, ja oft

todtgetreten werden, daher ist es auch besser, sie gleich in ein großes Vogelgitter oder in einem geräumigen Käfig einzusperren.

Ihre Lieblingsnahrung ist der Saamen der Nadelholzbäume. Außer diesem fressen sie auch noch Getreide aller Art und den Saamen von vielen andern angebaueten und wildwachsenden Pflanzen, die sie theils auf Aeckern und Feldern, theils an Wald- und Wiesenrändern oder auf andern freien Plätzen aufsuchen. Vorzüglich lieben sie Hanf, Lein, Hirse, Glanz, Sommer- und Winterrübsaat und Rapps, Haidekorn, Wolfsmilchsaamen, Linsen, Wicken rc. Sie verschlucken auch, wie die andern Taubenarten, zu besserer Verdauung und Zerreibung der Körner im Magen, kleine Steinchen, auch Salz und salzhaltige Erde. Zum Trinken lieben sie klares frisches Wasser. Gewöhnlich in der Mittagsstunde und gleich nach Sonnenuntergang trifft man sie an den Tränkplätzen. Sie baden sich auch gern. Jung ausgenommen füttert man sie auf, indem man ihnen täglich 2—3 Mal eingequellten Saamen giebt, wozu man Fichten- oder Kiefersaamen wählt, auch kann man ihnen Wicken, Linsen rc. geben. Nach und nach lernen sie auch Brod und gekochte Kartoffeln fressen. Am besten soll ihnen doch das Canarienvogelfutter bekommen.

Die Turteltaube nistet in allen Wäldern des mittlern und südlichen Deutschlands. Am Nistort verlangt sie durchaus reines, klares Wasser, was nicht zu entfernt sein darf; auch muß der Ort viel dichtes, hohes Unterholz, oder große Gruppen von dichtem Stangenholz haben; die Bauart ist gleich. Die Gegend wo sie nisten wird dem Beobachter bald durch das tägliche Girren des Taubers im Frühjahr verrathen. Bisweilen nähern sie sich auch den Walddörfern und nisten auch je bisweilen in vom Walde umschlossenen Gärten und Obstbäumen. Am liebsten wählen sie aber doch die weniger lebhaften Theile des Waldes, wo Abwechselung herrscht und welche überhaupt einen freundlichen Charakter haben, daher nie in alten einförmigen Hochwaldungen.

Nach der Begattung wählen sie den Platz für das Nest, bald auf dem Wipfel eines jungen schlanken Baumes, der in hohem

Unterholze versteckt steht, oder ganz oben in den dichten Zweigen desselben, bald auch wohl auf den Gipfelzweigen einer noch niedrigen jungen Eiche oder auf dem Gipfel eines Nadelholzbäumchens im dichten Stangenholze rc., so daß es stets schwer aufzufinden ist. Oft ist es kaum 10 Fuß hoch, bisweilen auch 12 bis 20 Fuß hoch vom Boden.

Das Nest selbst ist sehr kunstlos, aus kaum einer kleinen Hand voll über einander gelegten feinen dürren Reiserchen. In der Mitte ist es wenig vertieft und so dünne gebaut, daß man, gerade darunter stehend, die Eier sehen kann. Leicht bringen beide die wenigen Materialien zusammen, die das Weibchen verbaut. Man muß sich wundern, wie ein solches Nest die Vögel und die erwachsenen Jungen tragen kann, ohne mit ihnen herab zu fallen.

Im Mai findet man darin 2 Eier, die klein, kurzoval oder rundlich, an beiden Enden fast gleichförmig zugerundet sind, eine schwache, glatte, glänzende Schale haben und durchaus rein weiß aussehen. Nachdem sie von beiden Gatten wechselseitig 16—17 Tage unablässig bebrütet sind, schlüpfen die Jungen aus, so unvollkommen wie die andern jungen Tauben. Sie sitzen im Neste nicht so wie die übrigen jungen Tauben, sondern so, daß die eine den Kopf da hat, wo die andere den Schwanz hat. Sind sie beim Ausnehmen schon etwas flügge, so muß man behutsam zu Werke gehen, sonst entwischen sie und verkriechen sich im Gesträuch. Können sie ausfliegen, so führen die Eltern die Jungen aus, und können sie erst selbst fressen, so machen die Alten Anstalt zu einer neuen Brut und man findet die Eier dann im Juli, so daß die Jungen erst gegen Ende August flügge sind.

Stört man ein Pärchen beim Neste, so verlassen sie den Ort. Ja, vom Neste gejagt, verlassen sie sogar die Eier. Gegen die Jungen zeigen sie doch mehr Anhänglichkeit, auch gewöhnen sich die, welche an lebhaften Orten wohnen, eher an die Menschen, als die in den stillen Waldrevieren.

Unter den befiederten Feinden sind der Hühnerhabicht, Sperber, der Lerchen- und Taubenfalke ihnen die gefährlichsten. Raben und Krähen holen ihnen bisweilen, wie den Ringeltauben, die Eier und die noch kleinen Jungen weg; dies thun auch der Wespenbussard und die großen Eulen. Der Baummarder, so wie das große Wiesel (Mustela erminea), seltner Katzen, stellen ihnen nach.

In ihren Eingeweiden hausen Bandwürmer z. B. der Taenia sphaerocephala.

Was die Jagd auf sie betrifft, so ist sie unter den einheimischen Waldtauben die am wenigsten scheue und das girrende Männchen läßt sich leicht beschleichen; auf dem Freien aber glückt es weniger, indem die Alten den Menschen schon in weiter Ferne erblicken und fliehen. Im Herbst sind sie nicht selten auf Kohläckern, wo man sie denn wie in großen Gärten schießen kann. Auf den Tränkeplätzen und Salzlecken kann man sie leicht schießen, wenn man sich gut versteckt hat, auch kann man sie daselbst in Schlingen und mit Leimruthen fangen.

Ihr Fleisch, besonders der Jungen, giebt gut gebraten ein sehr angenehmes Gericht. Sie nutzen auch durch das Verzehren vieler Sämereien von Unkräutern und vergnügen als Stubenvögel mehr als die übrigen.

Ihr Schaden, den sie am Getreide und Feldfrüchten, auch am Nadelholzsaamen thun, ist nicht sehr beträchtlich, da sie nie in großer Menge bei uns erscheinen.

Hiermit schließen sich die einheimischen wilden Tauben, die wir deshalb so weitläuftig durchgenommen haben, da man sie in den gewöhnlichen Taubenbüchern nicht abgehandelt findet. Unsere Tafel enthält davon Abbildungen.

Zu den merkwürdigen Ausländern heben wir nur ein Paar aus, nämlich einen Riesen und einen Zwerg, die beide auch auf der Tafel verzeichnet sind.

5. Die Kronentaube. Col. coronata. L.

Die Länge von der Schnabelspitze bis zum Ende des Schwanzes 2 Fuß 3 Zoll, die Flügel reichen nicht über den langen Schwanz hinaus. Das Vaterland ist Banda, Neu-Guinea und eine große Zahl von Inseln, welche den Archipel der Molucken bilden. In Java hat man sie häufig gezähmt, auch nach Holland gebracht, sie gewöhnen sich aber schwer an das Klima, erfordern viel Sorgfalt; Kälte wird ihnen tödtlich. Die Holländer nennen sie Kronenvögel. Auf dem Kopfe steht ein Federbusch, der aus einer sehr großen Menge sehr dünner Federschäfte besteht, die mit zerschlissenen Bartfasern versehen sind. Dieser Busch, den der Vogel immer aufgerichtet trägt, sieht sehr niedlich aus. Kopf, Federbusch, Hals und alle Theile sind bleigrau; die kleinern und mittlern Deckfedern der Flügel, so wie des Oberrückens sind alle kastanienbraun gesäumt, auch die großen Deckfedern, aber die Mitte derselben ist rein weiß, wodurch eine weiße Flügelbinde über den ruhenden Flügeln sich bildet. Flügel und Schwanz dunkelbleigrau; die Beine sind mit rundlichen Schuppen bedeckt, die sich nicht berühren, die dazwischen liegende Haut ist weißlich; die Zehen an ihrer Wurzel verbunden, und wie bei den andern Tauben, geschuppt. Ich sahe diese Taube lebend auf der Pfaueninsel. Zwei ausgestopfte Exemplare davon besitzt auch das Königl. zoologische Museum zu Halle.

Diese Taube gleicht übrigens, Schnabel und Füße ausgenommen, dem Hokkos in Südamerika. Sie ist der Riese unter ihrer Gattung, indem sie fast die Größe, den längern Schwanz abgerechnet, eines Puterweibchens erreicht. Sie ruchset übrigens wie die Tauben, legt auch nur 2 Eier; nährt ihre Jungen aus dem Kropfe; baut auch ihr Nest auf Bäume. Oefters hört man von ihr einen dumpfen Ton, der aus der Brust zu kommen scheint, wie bei den Bauchrednern oder bei den Putern. In der Gefangenschaft erhält sie Mais, den sie gern frißt, auch Bohnen, Erbsen und ähnliche Hülsenfrüchte, auch mehlige Gräsersaamen.

6. Die Sperlingstaube, Kokozin. Col. passerina. *Linn.*

Diesen amerikanischen Vogel beschreibt Fernandez unter dem Namen Kokozin. Es ist bis jetzt die kleinste Taubenart, einige nennen sie sogar den Ortolan, weil sie nicht allein von dieser Größe sind, sondern auch den angenehmen Geschmack des Ortolans haben sollen. Man nennt sie in Amerika auch die kleine gefleckte Turteltaube. Ihr Gewicht beträgt 1½ Unze. Ihr Schnabel ist größtentheils gelb, an der Spitze schwarz; die Größe soll wie die einer Lerche sein. Sie hat einen rothen Ring in den Augen. Die Brust und der ganze vordere Theil des Vogels spielen ins Purpurfarbige und haben gleichfarbige dunkle Flecken. Die großen Schwungfedern und der Schwanz sind dunkel purpurfarbig, Beine und Füße unten gelb. Uebrigens werden die Farben des Vogels sehr unter einander gemischt angegeben. Einige sind auch der Farbe nach von den andern merklich verschieden. Man kann hier sagen, daß man die verschiedenen Arten nicht kenne. Auf unserm Kabinet haben wir einige solcher kleinen von einander abweichenden Taubenarten, die eine von der Größe einer Wachtel unter dem Namen Col. talpicuti, diese sieht kupferfarbig aus. Noch kennt man in Süd-Amerika die Zwergtaube, die nur 5½ Zoll lang ist. — Auch führen wir hier die Lerchentaube noch an, die in Amerika zu Hause ist, sie läßt sich recht gut zähmen und hat die Größe einer Lerche. Sie ist aschgrau, der Schwanz braun, die Brust silberpurpur. Sie nährt sich besonders vom Saamen verschiedener Grasarten.

Sie fliegen nach Katesby in starken Truppen. Ihr Flug geht aber nicht weit und immer von einer Stelle zur andern. Gewöhnlich sitzen sie auf der Erde. Sie sollen ursprünglich in allen Landen von Amerika gefunden werden, besonders in den an der See gelegenen niedrigen Gegenden, wo sie die Beeren von dem sogenannten Zahnwehbaum (Zantoxylum spinosum) fressen, wovon ihr Fleisch einen gewürzhaften Geschmack bekommen soll.

Hallen erzählt noch: daß ihr Fleisch gegen eine moralische Krankheit, gegen die Jalousie dienen soll. Es ist auch in den Mexikanischen Gegenden sogar eine alte Sage, daß die Weiber, die eine Jalousie gegen ihre Männer fühlen, dieselbe sogleich verlören, wenn sie nur unbewußt etwas von solchen Tauben gekocht essen. Wenn dem so wäre, müßte diese Art auch billig in der ganzen Welt allgemein verbreitet werden, um dadurch den Hausfrieden, der so oft gebrochen wird, bald wieder herstellen zu können. —

7. Die Wandertaube. Col. migratoria.

Ist ohnstreitig eine der merkwürdigsten Tauben wegen der Anzahl, in welcher sie zu erscheinen pflegen, weshalb wir auch eine nähere Beschreibung, von mehrern Reisenden mitgetheilt, nicht vorenthalten wollen.

Die Länge dieser Taube beträgt 10 Zoll, die Flügelbreite aber 24 Zoll. Der Kopf ist aschgrau ins Bläuliche ziehend; Hinterhals grün-golden schimmernd, Vorderhals und Brust weinröthlich, Seiten des Halses ins Purpurrothe schillernd; Unterleib weißröthlich überlaufen; Hinterrücken und Deckfedern des Schwanzes und der Flügel schön aschgrau-bläulich, die beiden mittlern Schwanzfedern länger als die übrigen und schwarz, der Schwanz abgestuft, so daß die äußerste Schwanzfeder wohl 4 Zoll kürzer ist als die mittelsten, die äußern Schwanzfedern sind an der innern Fahne weiß, an der äußern hellaschgrau; Füße roth, weiß geringelt, der Schnabel bläulich, der Augenstern hoch-orangeroth, die Augenbraunenränder fleischfarben, Schwungfedern schwarz, an der äußern Fahne grau, rostfarben überlaufen. Das Weibchen um $^1/_2$ Zoll kleiner und die Farben weniger lebhaft als am Männchen. Auf dem zoologischen Kabinet zu Halle steht davon ein Pärchen ausgestopft.

Diese Taube bewohnt ausgedehnte Strecken von Nordamerika diesseits der Staiygebirge. Sehr häufig ist sie an der ganzen Hudsonsbay, wo sie bis zum December bleibt, wenn der

Schnee fällt. Sie nährt sich dann noch von Wachholderbeeren. Tritt aber auch hier Mangel ein, so wandern sie in so ungeheuren Schaaren aus, daß es ans Unglaubliche gränzt, wenn nicht viele tausend Menschen davon noch jährlich Zeuge wären und diese Züge zu ihrem Vortheil benutzten. (Wilson und Audubon haben davon die neuesten und zuverlässigsten Nachrichten gegeben, wovon wir hier auch einiges mittheilen.) Sie schweifen dann durch das ganze Gebiet der vereinigten Staaten nach allen Himmelsgegenden hin, von Nahrungsmangel getrieben. Kälte können sie gut vertragen, daher geschehen auch die Wanderungen zu allen Jahreszeiten und zuweilen bleiben sie Jahre lang an einem Orte, wenn sie nur hinlängliche Nahrung haben. Ihre große Flugkraft setzt in Erstaunen. Man hat z. B. in der Gegend von Neu-York Tauben geschossen, in deren Kröpfen man noch Reis fand, nun aber wächst der Reis erst in Georgien und Carolina, und da sie dieses Futter in 12 Stunden vollkommen verdauen, so müssen sie binnen 6 Stunden 3—400 englische Meilen oder über 100 Stunden geflogen sein, was auf die Minute ohngefähr $^1/_2$ Stunde giebt. So könnten sie, wie die Schwalben, in ein paar Tagen in Europa sein. Man hat auch wirklich 1826 eine Wandertaube in Schottland geschossen. Bei dieser großen Flugkraft hat sie noch ein sehr scharfes Gesicht, so daß sie im schnellsten Fluge ihr Futter leicht entdecken kann. Ueber kahle Landstriche fliegen die Tauben hoch und dehnen ihre Reise so weit aus, daß sie einen weiten Landstrich übersehen können. Eine einzelne Taube ist bei ihrem Fluge dem Auge mit Blitzesschnelle entschwunden.

Audubon erzählt, daß er im Herbst 1831 eine Reise vom Ufer des Ohio nach Louisville gemacht, auf dieser sei er in einer Steppe auf so ungeheure Flüge von Tauben gestoßen, die von Nordost nach Südwest flogen. Er zählte in 21 Minuten 163 Züge. Je weiter er reiste, desto mehr traf er Tauben. Die Sonne wurde davon verdunkelt, und der Taubenmist fiel in solcher Menge herab, daß man ihn mit Schneeflocken vergleichen konnte und das

beständige Geräusch der Flügelschläge wirkte fast einschläfernd. Ließ sich ein Habicht blicken, so formirten sie plötzlich, gleich einem Strome dahinfahrend, eine fast solide Masse, sich sämmtlich nach der Mitte drängend. Man sahe sie dann bald im Zickzack vor dem Falken fliehen, bald dicht an der Erde mit Blitzesschnelle hinfahren, bald senkrecht in die Höhe steigen und oben Schlangenlinien beschreiben. 3 Tage dauerte dieser Zug. Unterdessen stand gleichsam die ganze Bevölkerung unter dem Gewehr, und schoß von allen Seiten auf die vorüberfliegenden Schwärme. Eine Woche lang aß und sprach man von nichts, als von Tauben. Auch war die ganze Luft mit dem Geruche dieser Tauben angefüllt. Audubon berechnet die Zahl der in einem jener mächtigen Schwärme enthaltenen Vögel und die Quantität Futter, welche diese täglich verzehren. Er nimmt an, eine solche Colonne habe eine engl. Meile in der Breite (Wilson, ein trefflicher Ornithologe, bringt weit mehr heraus) und der Zug dauerte 3 Stunden lang ununterbrochen mit einer Geschwindigkeit einer englischen Meile in der Minute fort, so gäbe dies ein Parallelogramm von 180 Meilen Länge und eine Meile Breite nur auf 4 Fuß zwei Tauben angenommen, komme auf diesen Schwarm 1,115,136,000 Tauben und da jede täglich $^1/_2$ Pinte Futter nimmt, so braucht ein solcher Zug täglich 557,568,000 Pfund Futter.

Sobald die Tauben hinlänglich viel Futter erblicken, fliegen sie im Kreise umher, wobei ihr Gefieder bald herrlich azurblau, bei einer plötzlichen Schwenkung aber tief purpurroth schillert. Die hintersten Schwärme fliegen fortwährend auf und über den andern weg. So wird ein ungeheurer Raum in der Geschwindigkeit ausgefressen; wobei man sie zwar in ungeheurer Zahl tödtet, doch ohne alle merkliche Verminderung. Nach gehaltener Mahlzeit ruhen sie auf den Bäumen aus; allein gegen Abend ziehen sie abermals in Masse nach dem Orte, wo sie übernachten, oft 100 Meilen weit, was von Personen ausgemittelt worden, welche sie bei ihrer Ankunft und Abreise in und vor diesen Nachtquartieren regelmäßig beobachtet haben. — Einen solchen nächt-

lichen Sammelplatz, nicht weit von den Ufern des grünen Flusses in Kentucky, besuchte Audubon öfters. Die Tauben hatten ihn schon 14 Tage lang zum Nachtaufenthalt erwählt. Es war etwa 2 Stunden vor Sonnenuntergang und man sah noch wenig Tauben; allein eine große Menschenmasse mit Pferden und Wagen, mit Gewehren und Munition hatten an den Gränzen des Distrikts mehrere Lager aufgeschlagen. Man hatte sogar eine Heerde Schweine von 300 Stück mitgebracht, um sie mit Taubenfleisch zu mästen. Hier saßen Leute mit Rupfen und Einsalzen der Tauben beschäftigt. Der Mist lag schon auf dem ganzen Distrikt einige Zoll hoch auf der Erde, die wie beschneit aussah. Von der Last dieser Taubenmassen waren Bäume und Zweige gebrochen, als hätte daselbst ein wüthender Sturm gehaust.

Mittlerweile machte sich jeder zur Jagd bereit, einige legten Schwefel in eiserne Töpfe, oder versahen sich mit Kienfackeln, viele mit Stangen und die übrigen mit Schießgewehren. Nach Sonnenuntergang hörte man ein Geräusch einem scharfen Seewinde nicht unähnlich und von allen Seiten erscholl es: „Sie kommen." Als sie über die Leute wegflogen, fühlte man eine deutliche Strömung der Luft. Die Leute mit den Stangen hatten bald Tausende niedergeschlagen. Die millionenweise ankommenden Tauben hingen wie zusammengeballte Massen an Baumästen, die krachend abbrachen und im Falle Hunderte von tiefsitzenden Tauben tödteten. Das Ganze war ein Tumult und Verwirrung, niemand konnte sich dem andern verständlich machen. Selbst der Knall der Gewehre wurde kaum vernommen. Niemand wagte sich aber an den Ort selbst zu gehen, wo die gräuliche Verwirrung statt fand, selbst die Schweine waren bei Zeiten eingeferchт worden. Das Auflesen der getödteten versparte man bis am Morgen. Nach Mitternacht bemerkte man erst die Abnahme der ankommenden Schwärme. Vor Eintritt der Morgendämmerung fingen die Tauben an nach einer ganz andern Seite als nach der, wo sie angekommen, abzuziehen. Die nächtlichen Raubthiere: Wölfe, Füchse, Luchse rc., die auch Theil an der Beute genommen hatten,

verbargen sich, während Raubvögel aller Art, die Früchte dieser Nacht mitgenossen. Alle Anwesenden beschäftigten sich nur mit dem Auflesen der todten und verwundeten Tauben, bis jeder so viel hatte, als er nur wollte. Dann wurden die Hunde und Schweine losgelassen um die Nachlese zu halten. Audubon kannte in Pensylvanien einen Mann, der an einem Tage 500 Dutzend und manchmal 20 Dutzend auf einem Zuge fing.

Ihre Stimme gleicht sehr dem Ruchsen unsrer Haustaube. Ihre Nahrung besteht aus Baumfrüchten und mehligen Saamen, am liebsten frißt sie Buchnüsse. Die Brutplätze sind eben so wichtig für die Nachbarn, als die nächtlichen Ruheplätze, und der Indianer betrachtet sie als eine Quelle des Nationalreichthums. Diese Plätze dehnen sich oft mehrere Meilen in der Breite und bis 40 Meilen in der Länge aus. Hier nisten Myriaden von Tauben beisammen, auf einem Baume 50 — 100 Nester. Ihre Nester sind wie bei unsern wilden Tauben kunstlos gemacht. Sie haben viele Feinde. Die Menschen kommen auch hierher in großer Anzahl mit Wagen aller Art. Ganze Familien siedeln sich dort zu dieser Zeit an, und junge Tauben machen ihre Kost aus. Um die Jungen zu erhalten, haut man den Baum um, der die meisten Nester hat, und richtet es so ein, daß sie noch ein paar andere nahe stehende erschüttern oder mit niederreißen, wenigstens die Jungen aus dem Neste werfen. — In den nördlichen Gegenden wählen sie auch Schwarzwälder zu Brutplätzen. Eingesalzen dienen sie eine lange Zeit den Menschen, die dort wohnen, zur Nahrung. In Eichen- und Buchwäldern thun sie großen Schaden, nützen dafür aber auch durch ihr sehr saftiges Fleisch.

8. Die Lachtaube Col. risoria. *Linn.*

Diese niedliche Taube, deren wir schon bei der Turteltaube gedachten, nistet in Afrika, wo sie herstammt, auf Bäumen. Sie ist sehr zärtlich und gegen Kälte empfindlich. Sie trägt daher bei uns das Joch der Sclaverei und würde sich bei uns schwerlich im Freien erhalten können; ob sie sich gleich auch zum Ausfliegen

gewöhnen lassen, so hält man sie doch lieber in einem großen Bauer oder in den Stuben, wo sie dann meist unter dem Ofen ihr Quartier erhalten; denn es sind angenehme Thierchen. Das Gefieder ist sehr hell isabellfarben, an einigen Stellen sich dem ganz Weißen, an andern dem Perlgrauen nähernd, die Schwungfedern schwärzlich, falb gesäumt, die Schwanzfedern oben grau, am Ende weiß. Am Nacken ein schwarzes Halsband; die Iris hoch orangenroth, die Füße rosenroth. Ihre außerordentliche Zähmbarkeit und ihr artiges Betragen hat sie dem Menschen als Stubenvogel empfohlen; nicht aber ihr Fleisch, das nicht einmal wohlschmeckend sein soll. Beide Gatten sind ungemein zärtlich gegen einander, verlassen sich nicht, sondern sitzen stets des Nachts dicht neben einander. Ihr Girren spricht sich durch die Silben: Kukuruku sehr deutlich aus, dabei bläßt der Tauber den Kropf auf und macht dabei häufige Verbeugungen. Auch die Taube ruchset, aber weniger stark. Ein ganz eigener Ton ist das sogenannte Lachen: huhuhuhu, wovon sie auch ihren Namen hat. Es wird besonders vom Tauber ausgestoßen, wenn er der Täubin seine Zärtlichkeit bezeigen will, wobei er einige Sprünge thut. Sie werden öfters krank, was davon kommen soll, daß sie die Krankheiten der Menschen an sich ziehen sollen, was indessen nur abergläubische Menschen im Ernst glauben können. Wie wohl Einige behaupten, daß sie die Blattern und andere Krankheiten ihrer Stubengenossen bekommen haben sollen. Es liegt meist in ihrer Schwächlichkeit und oft unrichtigen Behandlung, wenn es an Reinlichkeit, frischem Wasser, Sand und dergl. fehlt. Bei guter Behandlung leben sie über 10 Jahr. Uebrigens sind sie reinlich und putzen sich gern. Sie fressen Waizen, Haidekorn, Lein, Hirse, Hanf, Mohn, Rübsaamen und Brod.

Zum Neste legt man ihnen ein Stück Pelz, Tuch oder auch ein geflochtenes Taubennest hin. Die 2 weißen Eier werden in 16 Tagen ausgebrütet. Oefters sind auch die Eier unbefruchtet und ob sie gleich öfters 3 Mal brüten, so bringen sie doch selten jährlich mehr als 4 Junge auf. Es giebt auch eine weiße Ba-

rietät, die ich erst neulich in Braunschweig gesehen habe, und die sich auch so fortpflanzt.

Die Versuche, sie in öffentlichen Taubenschlägen zu halten, sind geglückt, nur muß man sie gegen Raubvögel schützen und im Winter in geheizten Stuben halten.

9. Die Haustaube Col. domestica.

Unter diesem Namen begreift man insgemein diejenigen Tauben, die man in den Wohnungen der Häuser und Ställen zu halten pflegt. Als Stammeltern giebt man die Feldtaube, deren Geschichte wir schon oben weitläufig abgehandelt haben, an. Die ihr zunächst stehenden theilen mit der Stammraçe noch den angebornen Trieb der Wildheit und fliegen mit ihr auch ins Feld hinaus (felden). Daß übrigens Klima, Nahrung und selbst die Behandlung und Vermischungen sehr auffallend eingewirkt haben, ist wohl nicht zu leugnen. Unter den domesticirten leben einige freier d. h. sie fliegen mit auf das Feld und wählen sich oft eigensinnig ihre Wohnungen. Andere dagegen würden eher Hungers sterben, ehe sie in der Ferne sich Nahrung aufsuchen sollten. Diese sind eigentliche Hausthiere und es giebt darunter besonders die schwerfliegenden, die nur auf den Schlag und Hof allein angewiesen zu sein scheinen und gar keinen Ausflug in die Nachbarschaft zu machen wagen, z. B. die Kropftauben.

Das eigentliche Vaterland der vorzüglichsten Taubenarten ist das Morgenland, wo man schon im grauen Alterthum Taubenzucht betrieb. Von dort her hat man auch mehrere nach Europa gebracht, die dann wieder durch Vermischung eine Menge Abarten erzeugt haben, so daß man, wenn man sie alle beschreiben sollte, leicht ein eigenes Buch damit anfüllen könnte. Wir wollen indessen nach Temming die bemerkenswerthesten Raçen angeben. 1) Die gemeine Haustaube (C. domestica), bunt mit weißem Bürzel. 2) Die spanische oder römische Taube (C. hispanica), klaftert 17 Zoll, übrigens von allen Farben, auch gehäubt, mit befiederten Füßen. 3) Die Trommellatschtaube (C. Dasy-

pus), mit befiederten Füßen bis auf die Zehen. 4) Die gehäubte Taube (C. cristata), mit befiederten Zehen und einer Federhaube. 5) Die norwegische Taube (C. norvegica), schneeweiß, sonst auch gehäubt, an den Zehen befiedert. 6) Die Taube der Barbarei (C. barbarica), um die Augen mit nackten, gepuderten Fleischwarzen und doppeltem schwarzen Fleck auf den Flügeln, gehäubt und ungehäubt. 7) Die Schleiertaube (C. cuculata), die Scheitelfedern aufgerichtet, nach vorn stehend, mit sehr kurzem Schnabel; die schönsten sind schwarz, mit weißem Kopf und Schwingen. 8) Die Taube mit kleinen aufrecht stehenden Federchen auf dem Rücken und Flügeln (C. hispida) lebt in Indien. 9) Die Mönchstaube, das Mövchen (Col. turbita), mit kurzem Schnabel, flachem Scheitel, ein Büschel der Brustfedern nach beiden Seiten aufwärts gerichtet; von der Größe einer Turteltaube. 10) Die Pfauentaube (C. laticauda), mit ausgebreitetem, vielfederigem Schwanze, den sie nach Belieben aufrichten kann, wie der Pfau, daher auch ihr Name, sie hat öfters 34 Federn im Schwanze. 11) Die Purzeltaube, der Tümmler (C. gyratrix), eine kleine Taube, die sich im Fluge in der Luft überschlägt, sie erhebt sich unter allen am höchsten, ihre Flügel sind aber auch am längsten (s. die Tafel). 12) Die Helmtaube (C. galeata), Kopf, Schwingen und Schwanz von gleicher, aber doch anderer Farbe als der Körper. 13) Die türkische Taube (C. turcica), mit rother warziger Wachshaut, die bisweilen so stark ist, daß sie den gelben Schnabel und die Augen versteckt, in Persien einheimisch. 14) Die Brieftaube (C. tabellaria), wenig von der vorigen verschieden, nur durch weißliche Wachshaut und nackte Augenlieder, man benutzt sie zum Brieftransport. 15) Die Kropftaube (C. gutturosa) bläßt den Kropf ungemein weit auf. 16) Die Reitertaube (C. eques), ein Bastard der beiden vorigen mit aufgerichtetem Kropf und zugleich warziger Nasenhaut. 17) Die Schlagtaube (C. percussor) fliegt in Kreisen und schlägt dabei die Flügel laut klatschend zusammen, so daß sie dieselben bisweilen zerbricht und nicht

weiter fliegen kann. 18) Die Mähnentaube (C. jubata), mit mähnenartigen, aufgerichteten Nackenfedern.

Noch führen wir hier mit an: die Pagabottentaube, auch Pavbotten- und Höckertaube genannt, als eine auffallende Gestalt; sie ist schwerfällig, ihr Schnabel sehr lang, hakenförmig krumgebogen. Die Bedeckung der Nasenlöcher und der Augenkreis wie bei der türkischen Taube, doch nicht so stark, der Kopf glatt, der Hals schwach, die Brust rund, wie eine Halbkugel, Füße kurz, stark und glatt, Schwanz kurz. So groß und stark sie übrigens auch sind, so vermehren sie sich doch nicht sehr, denn nur selten bringen sie 2 Junge aus, da meist ein Ei faul ist. Ihre Hauptfarben sind blau, schwarz, roth, gelb oder ganz weiß, am häufigsten findet man bunte, die auf weißem Grunde große farbige Flecke haben. (S. Neumeister, das Ganze der Taubenzucht; letzte Tafel.)

In Rücksicht der Kopffedern hat man die Tauben in drei Abtheilungen zu bringen gesucht, als: 1) in glattköpfige; 2) spitzköpfige, deren Federn auf dem Hinterkopfe eine verlängerte Spitze bilden, und 3) Haubentauben, deren Federn am Hinterkopfe eine Haube bilden, was ihre Schönheit erhöht. Auch nach den Füßen hat man sie eingetheilt, nämlich: 1) in glattfüßige, 2) rauchfüßige und 3) latschfüßige, an deren Zehen die Federn breite Latschen bilden.

Weitläufiger über die Haustauben handelt Bechstein in seiner gemeinnützigen Naturgeschichte Deutschlands. B. III. S. 973 bis 1076.

Höchst wahrscheinlich stammen unsere Haustauben von der oben angegebenen Feldtaube ab. Den ersten Uebergang scheint die sogenannte hammerschlägige Feldtaube zu machen, wovon wir eine fliegend auf unserer Tafel abgebildet haben; aus dieser Abweichung sind nach und nach röthlich graue, rothbraune mit den Varietäten der Flügel und Schwänze entstanden; weiterhin ganz weiße, mit Spitzhauben, selbst mit befiederten Füßen. In der Folge erscheint die Spitzhaube breit rc. Das Klima, die Be-

handlung mögen allerdings dazu viel mit beigetragen haben, so wie die verschiedenen Zusammenpaarungen. Die sehr abweichenden in Hinsicht der Stimme, Latschen und Hauben, wie die Trommeltauben, türkische Tauben, Kropf- und Pfauentauben rc. mögen als eigene Arten aus andern Himmelsgegenden unsern Haustauben einverleibt worden sein, deren Vermischung wir eine ungemeine Menge Varietäten zu verdanken haben, die jedoch alle den Tauben-Charakter beim Begatten, Nestbau, Anzahl der Eier, Erziehung der Jungen und dergl. beibehalten haben.

Selten kommen unter den zahmen Tauben die mit dem Schwalbenschwanze (Schwalbenschwanztauben) vor; mehr im südlichen als im nördlichen Deutschland. Sie haben die Größe einer gemeinen Feldtaube, doch sind sie länger und gestreckter. Der Schwanz ist dem einer Hausschwalbe ähnlich. Man findet sie schwarz, auch schwarz und weiß gefleckt, mit und ohne Haube, im Betragen sehr lebhaft; pflanzen sich aber nur sparsam fort. Taubenliebhaber schätzen sie sehr hoch.

Selten sind auch die Strupptauben, rauhe, wollige Tauben von der Größe der Trommeltaube. Wir erwähnen hierbei unsere Hühnertafel, worauf ein Struppbuhn, das mit diesen Tauben große Aehnlichkeit hat, sich befindet. Bisweilen sind diese Federn so nach vorn gebogen, daß sie dieselben am Fliegen hindern. Ihre Farbe ist meist weiß, was schon ein Zeichen von Schwäche ist. Ihre Federbildung scheint der höchste Grad der Ausartung zu sein. Stubenvögel, die lange Jahre das Joch der Domesticirung getragen haben, bekommen bisweilen auch solche struppige Federn. Von diesen beschriebenen Tauben sagt man indessen, daß, wenn sie warm sitzen, sollen sie sich, wie die Strupphühner, stark vermehren.

Unter den zahmen Tauben, die zunächst von der Feldtaube abstammen, sind oft sehr verschiedene Farben, die entweder einfach, doch von der wilden Raçe verschieden, oder mehrfach, und zwar regelmäßig oder unregelmäßig erscheinen. Die Mode hat auch hier einen großen Einfluß. Man zählt sie mit zu den

Feldtauben, indem sie felden (mit aufs Feld fliegen). Sie brauchen nicht beständig im Hause gefüttert zu werden, sind einheimisch und alle sind wo nicht deutschen, doch europäischen Ursprungs. So pflanzen sich denn auch die mit einer regelmäßigen Zeichnung an einem oder mehreren Körpertheilen versehenen Varietäten als Hauptraçen der Regel nach fort; allein die verschiedene Verpaarung bringt dann auch wieder neue Sorten hervor, die um so viel schöner und kostbarer sind, je seltener und geregelter sie in ihren Zeichnungen erscheinen, z. B. die Sorten der schwarzen, Weißköpfe mit weißen Schwänzen, die weißbindigen schwarzen Mönche und die schwarzen Staarenhälse waren sehr angenehm, und wurden unter die schönsten, aber gemeinen Feldtauben gerechnet: allein durch ihre Verpaarung entstanden die schwarzen Weißköpfe mit weißen Schwänzen, Flügelbinden und einem dergleichen Bruststreifen, diese gehören unter die kostbarsten und seltensten schönen Feldtauben.

In der Regel trifft man bei den Feldtauben 5 Hauptfarben, als: Aschgrau, Schwarz, Roth, Gelb und Weiß. Die weiße Farbe zeichnet sich bei den Tauben vor allen Thieren durch ihre Reinheit und Schönheit aus. So verschieden aber die Farben überhaupt bei den Tauben sind, so verschieden sind auch ihre Zeichnungen und es giebt keinen zahmen Vogel, der so mancherlei und so regelmäßig schöne Zeichnungen aufzuweisen hätte, als die Haustaube (S. Langenbeck's Anleitung, die zahmen Tauben sowohl mit Nutzen als Vergnügen zu unterhalten und zu erziehen). Denn bald bilden die Zeichnungen ein Dreieck, bald ein Oval, bald ein Herz, bald einen Mantel, bald erscheinen sie in runden Flecken, bald in einfachen, bald in doppelten Streifen oder Binden, bald befinden sie sich auf einem Theile, bald auf 2 und mehreren, bald auf dem Kopfe allein, bald auf diesem und dem Schwanze oder den Flügeln zugleich, bald auf dem Rücken oder den Flügeln allein u. s. w.

Die Schönheit einer Taube beruht nach den allgemein angenommenen Regeln der Liebhaber auf folgenden Eigenschaften:

1) Sie muß nach Verhältniß der Varietät oder Race, zu welcher sie gehört, von einer ansehnlichen Größe, besonders hoch und lang gestreckt sein; 2) keine Spitz-, sondern wo möglich eine Hohlhaube haben; 3) eine starke und gleichförmig aufgetragene Farbe, die überall gleich ist, und besonders an den Spitzen der Flügel und an der Wurzel des Schwanzes nichts Helles oder Weißes durchschimmern läßt, haben; und endlich 4) mit einer schönen, reinen und gleichförmigen Zeichnung versehen sein. Die wahren Taubenfreunde dehnen indessen die Kennzeichen der Aechtheit einer Race noch weiter aus, die sich besonders noch am Schnabel und an den Augen bemerkbar machen: 1) Tauben, auf deren Gefieder, besonders an Kopf und Hals, die weiße Farbe die herrschende ist, müssen am Ober- und Unterschnabel allezeit weiß sein und einen dunkel- oder braunrothen Augenstern haben: 2) diejenigen, deren Stirn oder Oberkopf gefärbt d. h. schwarz, roth, gelb rc. ist, müssen einen schwarzen oder brauen Oberschnabel und hochrothe Augen haben, die übrigen Theile mögen aussehen wie sie wollen; 3) alle einfarbigen und nicht gezeichneten Tauben müssen einen dunkelbraunen oder schwarzen Ober- und Unterschnabel und hochrothe Augen, und endlich 4) diejenigen, deren Stirn oder Oberkopf weiß ist, einen weißen Oberschnabel haben.

Dies mag genug sein, um unsern Lesern im Umriß den Maaßstab angegeben zu haben, wonach Liebhaber die Eintheilung und Schätzung ihrer Lieblinge zu nehmen pflegen.

Bechstein in seiner oben angegebenen Naturgeschichte beschreibt nun alle diejenigen Varietäten der Haustauben, die wir unter dem Namen Feldtauben begreifen und zwar nach Anleitung ihrer verschiedenen Farben oder Zeichnungen. Nach ihm entstehen 2 Hauptklassen: 1) solche, die ohne alle Zeichnung sind und 2) solche, welche eine regelmäßige Zeichnung haben. Zur erstern gehören die einfarbigen, mellirten und schäckigen und zur letzten diejenigen, welche auf einem, 2, 3, 4 oder allen Theilen des Körpers regelmäßig gezeichnet sind.

Unter den mellirten Feldtauben führen wir nur die-

jenige an, die der Stammraçe am nächsten zu stehen scheint, nämlich die hammerschlägige Feldtaube. Die Grundfarbe ist lichtblau oder dunkelaschgrau mit schwarzblauen Flecken oder Tüpfeln (Stoppeln), welches man hammerschlägig nennt, weil die Flecken die Gestalt haben, wie mit dem Hammer kalt geschlagenes Eisen. Die Flügelbinde zeigt sich nicht mehr so deutlich wie bei den Feldflüchtern, ob sie gleich da ist, aber nur als 2 große schwarze sichelförmige Flecken.

Unter die 2te Abtheilung der Tauben begreift Bechstein die Hoftauben. Er versteht darunter diejenigen, die nicht von Einer Hauptart abzustammen scheinen und keiner unserer wilden Haustaube als Stammmutter angehören. Sie bleiben das ganze Jahr hindurch auf dem Hofe, wo sie auch gefüttert werden müssen, auch sind sie nicht so dauerhaft und können nur durch Seltenheit und Schönheit, nicht aber in pecuniärer Hinsicht ihren Liebhaber erfreuen. Wir führen davon folgende an und nehmen die zuerst, welche den Feldtauben am nächsten stehen:

1. Die Trommeltaube. Col. dasypus.

Sie heißt auch wohl Federfuß, den ersten Namen hat sie von ihrer Stimme, was eine Art Trommeln ist, das desto mehr geschätzt wird, je mehr sie Wirbel schlägt und je länger sie damit anhält. Einige setzen es 5 Minuten hinter einander ohne Absatz fort. Sie sind etwas größer und dicker als die Feldtaube, haben auch einen kürzern und stärkern Schnabel, einen dickern Kopf, eine Hohlhaube und auf der Stirn noch einen Busch von vorwärts stehenden Federn, der öfters die Hälfte des Schnabels bedeckt. Nach der Größe des Busches wird die Taube für besonders schön gehalten, sie heißt dann eine doppelhäubige (doppeltschneppige) Taube. Der Augenstern ist rothgelb und die Füße über und über mit Federn bedeckt (Latschfüße), so daß sie oft kaum gehen können. Da sie schwerfällig sind und leicht fett werden, so sind sie nicht vermögend, schnell und weit zu fliegen. Sie felden höchstens nur auf den Dörfern. Unter allen Haustauben sind sie die dauerhaftesten und fruchtbarsten. Man hat sie von verschiedenen Farben.

Mit andern Haustauben verpaart giebt es verschiedene Bastarde. Nicht selten werfen sie ein Ei aus dem Neste, wenn sie im Schmutze gegangen, ins Nest kommen und die Eier an den Füßen ankleben. Bisweilen fällt von einer Trommeltaube eine glattköpfige Haustaube aus, die bei den Taubenfreunden ein Liebling geworden ist. Sie hat keine Nackenhaube aber doch die gekrümmten Stirnfedern und febrige Füße. Trommelt sie nicht, so heißt sie Straußtaube. Trommelt sie dabei noch, so steht sie im hohen Werth. Man nennt sie dann Trompetentaube.

2. Die Burzeltaube, Tümmler. Col. gyratrix.

Diese merkwürdige Taube hat einen runden, glatten Kopf, dünnen Hals, kurzen Schnabel, große rothe kahle Augenkreise, starke Brust; sie ist etwas kleiner als die Feldtaube, der sie sonst ähnlich ist. Sie haben einen außerordentlichen hohen und schnellen Flug, schlagen weite und enge Kreise und stürzen von der größten Höhe blitzschnell in gerader Linie herab, indem sie sich während des Falles immer um sich selbst bewegen oder überburzeln. Sie thun es besonders bei schönem Wetter, wenn sie schnell zu ihren Jungen wollen, oder von einem Raubvogel verfolgt werden. Wenn sie ruchsen, was sie oft thun, so drehen sie sich weit hurtiger und häufiger im Kreise herum als andere. Sie felden. Ihre Farbe ist verschieden, die gelbrothen, die in der Sonne glänzen, liebt man besonders.

Von den Liebhabern dieser Tauben werden 10 Stück als ein Stich in einen Korb gesetzt, nachdem man ihn geöffnet ziehen sie sogleich empor. Nach 1/4 Stunde läßt man einen 2ten Stich heraus. Diese finden sich dann nach einiger Zeit zusammen, sind einige dabei, die nicht fliegen wollen, so bedarf es nur einer Stange mit einer Fahne (Jagestange), hilft das nicht, so lasse man die nicht mitfliegen wollen zurück. Bisweilen finden sich auch Tauben von verschiedenen Herren in der Luft zusammen, dies nennt man einen Trupp, und es macht dann ein Vergnügen, zu sehen, wenn die Tauben sich trennen, wie jeder Zug nach seinem Schlage hinfliegt. Sobald die Tauben niederkommen, werden sie

in dem Schlage satt gefüttert, wo sie bis zum folgenden Jagen im Schlage ruhen. Das Jagen kann bei günstiger Witterung Morgens, Mittags und Abends, wo man den Tauben vorher ein wenig Futter giebt, geschehen.

Frisch bemerkt schon, daß sich die Taubenfänger dieser Haustauben bedienen, um fremde Tauben auf ihren Schlag zu locken. Denn wenn ein anderer Taubenfreund seine Tauben auslässt und eine Burzeltaube in die Höhe gelassen wird, so gesellen sich jene zu ihr und wenn sie dann so blitzschnell und in Burzelbäumen herab auf ihren Schlag stürzt, so folgen sie, weil sie glauben, es sei ein Raubvogel hinter ihnen nach, und werden gefangen *). —

3. Die Schlagtaube, Klatschtaube. Col. percussor.

Man darf sie nicht mit der Trommeltaube verwechseln, die gleichfalls mit den Flügeln zusammenschlägt. Sie hat die Größe der Feldtaube, ist glattköpfig, mehrentheils grau, und auf den Flügeln schwarz gefleckt. Sie dreht sich im Fliegen beständig in der Runde herum, schlägt dabei mit ihren Flügeln so oft und so heftig zusammen, daß man ein starkes Klappern zu hören glaubt, und oft einige von den Schwungfedern durch die Heftigkeit der Bewegungen, die, wie Büffon sagt, Convulsionen ähnlich sehen, zerbrechen.

4. Die Karmelitertaube. Pigeon-carme. *Büffon.*

Sie ist bei uns die kleinste und scheint wegen ihrer kleinen stark besiederten Füße auf der Erde zu ruhen. Ihr Schnabel ist außerordentlich klein und hinten am Kopfe steht ein so spitziger Federbusch, wie an der Haubenlerche. Der Unterleib und die Flügel sind allemal weiß, der Obertheil des Körpers hingegen aschblau, rothgelb, erbsgelb oder grau.

*) Hier schließt sich noch die Elstertaube an, kleiner als die Feldtaube. Farbe schwarz, blau oder roth mit weißen Flügeln, Schenkeln und Bauch; um die Augen mit einem kleinen kahlen Kreis, sie haben Glasaugen, d. h. weißliche, die im Alter röthlich anlaufen. Es sind schöne Tauben; sie fliegen zwar nicht so schnell und hoch als vorige, burzeln aber ebenfalls und wenn sie dies wollen, so schweben sie erst mit hoch empor gehobenen Flügeln eine Strecke hin.

5. Die Möven-Halskrausentaube. Col. turbita.

Der Schnabel ist sehr klein, die Nasenhaut dick, die Stirn sehr hoch, der Kopf sehr eckig, entweder glatt oder mit einer Spitzhaube, seltner mit einer Hohlhaube, wo sie dann aber auch sehr hoch geschätzt wird, versehen. Von der Kehle bis zur Brust herab läuft eine Reihe aufwärts gesträubter Federn, welche der Taube ein gar niedliches Ansehn geben. Auch die Farbe erhöht ihre Schönheit, gewöhnlich ist sie ganz weiß und auf den Flügeln steht nur ein rothbraunes, erbsengelbes, blaues oder schwarzes Schild (Mantel, Herz), weil bloß die Deckfedern und hintern Schwanzfedern diese Farbe haben. Man findet sie auch weiß und gefleckt. Es ist eine dauerhafte sehr flüchtige Taube, die selten ein Raubvogel erwischt, sie feldet, vermehrt sich aber nicht stark.

Nach etlichen Generationen erhält man von der Zusammenpaarung eines Pfauenschwanzes mit einem Mövchen eine große, überaus schöne Taube, die man Pfauenmövchen genannt hat, d. h. sie hat den Schwanz der Pfauentaube und die Halskrause des Mövchens.

6. Die Pfauentaube. Col. laticauda.

Eine niedliche Taube, sie heißt auch Breitschwanz, Zitterkopf. Sie ist etwas größer als eine Feldtaube, hat einen glatten Kopf und einen Schwanz, welcher aus mehr als 16, ja bei schönen Exemplaren aus 32 Federn besteht. Sie kann den Schwanz sehr aufrichten und da sie den Kopf sehr nach hinten trägt, stößt sie fast an den aufgerichteten Schwanz mit demselben. Beim Flug, besonders wenn es windig ist und sie auch auf den Dächern sitzt, ist ihr dieser Schwanz sehr lästig. Ihre Farbe ist meist weiß, doch giebt es auch bunte; die mit schwarzem Kopf und Schwanz (s. die Tafel) schätzt man besonders. Es sind zärtliche Tauben, die sich nicht besonders vermehren.

7. Die Sinkeltaube, auch **Piemontesertaube** genannt, hat fast die Größe eines kleinen englischen Huhns, einen glatten Kopf, kurzen Hals, starken Körper, hohe Beine und einen

sehr kurzen, gerade in die Höhe stehenden Schwanz, weshalb sie auch nicht gut fliegen kann. Da sie nun wie jene den Kopf hinterwärts trägt und ihn oft bewegt, so nennt man sie auch Zitter- oder Schütteltaube. Man findet sie meist weiß mit blauen Schildern und blauem Kopfe.

8 Die Perückentaube. Col. cuculata.

Man nennt sie auch Jacobiner-, Kappen-, Schleier-, Zopf-, Dichter- und Venustaube. An Größe gleicht sie der Feldtaube, ist aber gestreckter und daher länger. Die Stirn ist hoch, der Scheitel platt, der Schnabel sehr kurz, der Stern kastanienbraun, die Beine rauh, die Schwingen sehr lang, so daß sie dieselben bisweilen schleppen. Merkwürdig und den obigen Namen gebend ist die Kapuze (s. die Tafel), welche den halben Hinterkopf bedeckt und längs dem Halse herunterhängt. Die Federn des Hinterkopfs und die der Seiten des Halses stehen nämlich so verkehrt empor, daß sie sich bis zur Brust herab in Form eines Halstuches oder einer Palatine zurückkrausen. Sie stehen mit der Brust und dem Halse hoch und stoßen kürzere und höhere Töne aus als die Feldtaube. Ihre Farbe ist am Kopf, Schwanz und vordern Schwungfedern weiß, übrigens blau, roth, gelb rc. Ein ganzer Flug solcher Tauben mit ihren großen Krausen, in welche Kopf, Hals und halbe Brust eingehüllt sind, sieht recht artig aus. In den mittleren Gegenden Deutschlands sind sie theuer.

Ihr Flug ist schwer und ihr Betragen träge. Sie sind zärtlich und legen nicht nur wenig Eier, sondern bringen auch die Jungen nicht immer auf, weshalb man sie gern andern Tauben unterlegt. Paart man eine Täubin einem Trommeltauber an, so bringen sie sehr bunte und schöne Bastarde.

9. Die Mähnentaube. Col. jubata.

Sie hat einen Federbüschel vom Scheitel hinten herabhängen, wie eine Pferdemähne und hat die Größe der gewöhnlichen Haustauben. Sie ist sehr selten. Vielleicht ist sie ein Abkömmling der vorigen.

10. Die Kropftaube. Col. gutturosa.

Sie steht der Perückentaube nahe in Hinsicht der hohen Stirn, des kurzen Schnabels, der langen Schwungfedern und rauhen Füße, doch ist sie merklich größer. Bisweilen hat sie eine spitze Haube. Den Namen haben sie von dem Kropfe, den sie gewaltig aufblasen können, so daß sie immer mit zurückgezogenem Kopfe stehen müssen. Beim Fressen lassen sie ihn nieder, dann aber dehnen sie ihn wieder so stark aus, daß man kaum den Kopf sehen kann. Sie sind schwerfällig und können den Wind nicht gut vertragen, indem er sie leicht vom Dache wirft. Bei alledem haben sie doch nur eine gedämpfte Stimme. Bei den meisten sind die Schwungfedern weiß. Ihre Vermehrung ist nicht besonders, indem sie auch nur selten beide Junge aufbringen. Als ihr Vaterland wird das glückliche Arabien angegeben. Uebrigens hat man sie von verschiedenen Farben und Zeichnungen.

11. Die türkische Taube. Col. turcica.

Sie wird auch die Arabische, Cyprische und Persische genannt, weil sie in jenen Gegenden heimisch sein soll. Sie ist stärker als die Trommeltaube, gehäubt, kurzschenklig, mit kastanienbraunen Augen, mittelmäßigem Schnabel, dessen Nasenhaut höckrig, aufgeblasen, rauh und weiß überpudert ist, und hat einen breiten, kahlen, warzigen, rothen Augenring. Es ist eine große, schwere, aber doch fruchtbare Taube. Die auf den Dörfern leben, felden. Man hat sie von verschiedenen Farben, die rothbraunen schätzen besonders die Taubenfreunde.

Hierher gehört wahrscheinlich auch die Post-Brieftaube (Col. tabellaria), sie soll sich durch starke weiße Höcker auf dem Schnabel und um die Augen herum auszeichnen, scharlachrothe Augensterne und rothe Füße haben. Man findet dergleichen mit unter den Türkischen, besonders sehen die alten Tauber so aus.

Ich habe in meiner Sammlung ein Paar Tauben, die mir als Brieftauben überschickt sind. Ihre Farbe ist braunroth, beim Männchen der Schwanz grau, beim Weibchen braun; die Flügelspitzen weiß desgleichen der Kopf, mit etwas braunen Federn; die

Haube breit, erstreckt sich bis zum halben Hals herab, die Füße roth, halb befiedert. Nach der Versicherung haben sie mehrere Reisen mit Briefen durch die Luft gemacht. Uebrigens glaube ich, daß man jede schnell fliegende Taube dazu abrichten kann.

Von der türkischen und der Kropftaube hat man eine sehr schöne und geschätzte Spielart, welche man die Rittertaube (Col. eques) nennt. Sie werden größer als die türkischen Tauben und haben von beiden Eltern etwas angenommen, von diesen den schwammigen Schnabel und von jenen den großen Kropf. Sie sind sehr fruchtbar und werden gern zu Briefträgern gebraucht, daher ihr Name Brief- und Posttauben.

12. Die Höckertaube oder Pagadette. Col. curvirostra.

Auch diese Taube kommt unter mehreren Namen vor, als: Montenegrinertaube, Pavedette rc. Sie ist fast so groß als eine Zwerghenne, nur lang gestreckt. Der Schnabel ist lang, vorne merklich übergekrümmt, und auf den Nasenlöchern steht ein warziger, weiß gepuderter Höcker in Gestalt einer Spitzmorchel, wodurch diese Taube sehr auffällt, die Augen umgiebt ein breiter weißwarziger Kreis, der Kopf und die Füße sind glatt. Wegen ihrer Stärke sucht sie sich leicht zum Herrn über den ganzen Schlag zu machen; daher man ihr gern eine eigene Wohnung anweist. Sie ist eben nicht fruchtbar und bringt selten mehr als ein Junges aus. Ihre Farben sind schwarz, weiß, erbsgelb, auch gefleckt. Ist sie weiß mit schwarzen Schnüren, so wird sie Mahomedstaube genannt und ist von hohem Werth. Paart man sie mit türkischen Tauben zusammen, so erhält man:

Die spanische Taube. Col. hispanica.

Diese Taube findet man von verschiedener Größe, von der einer Henne und der einer türkischen Taube. Der Schnabel ist kurz, dick und gerade, seine Wangenhaut nicht morchelförmig, sondern breit, der Augenring schmäler als bei der Pagadette, aber weiß. Es werden sehr fruchtbare Tauben, welche die Farbe der Pagadetten und türkischen Tauben erhalten.

Paart man eine Pagadettentäubin und einen türkischen

Tauber zusammen, so behauptet sie die ihr angeborne Oberherrschaft gegen seine Zärtlichkeit, denn beliebt es ihr gerade nicht sie zu erwiedern, so jagt sie den Ehegatten fort und treibt ihn mit Flügelschlägen im Schlage herum bis er demüthig zu Kreuze kriecht. Bechstein hat öfters diesen häuslichen Zwist mit angesehen.

13. Die polnische Taube. Col. polonica.

In Sachsen und am Rhein ist sie unter dem Namen der Indianischen Taube oder des Indianers bekannt. Sie hat einen überaus kurzen Schnabel, Augen mit einem rothen breiten Rande umgeben und sehr niedrige Beine. Ihre Farbe ist sehr verschieden, schwarz, erbsgelb, weiß ꝛc., auch bunt.

14. Die Lachtaube. Col. risoria.

Diese niedliche Taube folgte eigentlich der Form und Gestalt nach gleich nach der Turteltaube, bei der wir auch derselben gedacht haben.

a) Die Bastard-Lachtaube (Col. ris. hybrida). Man erzieht sie leicht in der Stube, indem man ein Turteltaubenmännchen und Lachtaubenweibchen zusammenpaart. Die Jungen haben von beiden Eltern etwas Aehnliches in der Farbe, bald von dieser, bald von jener mehr, es fallen auch wohl ganz weiße. Gewöhnlich sind sie an Kopf, Hals und Brust röthlich grau; auf dem Rücken und den Deckfedern der Flügel röthlich aschgrau mit durchschimmernden schwachen dunkeln Flecken am Bauche, an den hintern Schwungfedern und den Schwanzspitzen weiß; die großen Schwungfedern graubraun. Die Jungen sind fruchtbare Zwittervögel. Merkwürdig ist es, daß sie allezeit größer werden und auch eine ganz eigene Stimme haben, doppelstimmig rucksen und sich dabei tief bücken, fast wie die Lachtauben; doch lachen sie nie und ihr Rucksen ist auch nicht so melodisch. Es gehört hieher auch noch:

b) die Chinesische graue Lachtaube; sie hat die Größe der gemeinen. Der Schnabel ist schwarz; der Augenstern roth, die Füße gelb, der Scheitel grau, der Hinterkopf tief weinfarbengrau; rund um die Augen sind die Federn weiß; der Vorderhals,

Brust und Bauch blaßröthlich weinfarbengrau; die Federn des Hinterhalses haben die Gestalt eines umgekehrten Herzens, schwarz von Farbe, bilden einen breiten halben Mond und haben auf jeder Seite einen runden weißen Fleck; die Flügel, der Rücken und Steiß sind schmutzig braun; die Schwungfedern schwarz; die zwei mittlern braun; die übrigen an der Wurzelhälfte schwarz und von da an bis zu Ende weiß; die untern Deckfedern des Schwanzes blaß röthlichgrau. Vaterland China. (S. Latham Chinese grey Turtle var. A.)

Noch führen wir einige Tauben an, die man auf Schlägen gern hat, als: Die **Mond-** oder **Monattaube**, weil sie ziemlich alle Monate Junge hat. Ihre Flügel klein, der Leib stark, der Schnabel wenig gebogen. Man nennt sie auch Federfüße. Sie sind größer als die Feldtauben. Wenn sie zwei Jahre alt sind, so sind sie am fruchtbarsten. Nach dem siebenten Jahre nimmt aber die Fruchtbarkeit ab. Sie sind sehr eifersüchtig und streitbar und leiden kein andres Paar neben dem Neste. Daher darf man in einem Schlage von 8 Fuß ins Gevierte höchstens 12 Paar von ihnen halten.

Die **Schwalbentaube** heißt auch Feen-, Nürrenberger- oder Farbentaube, hat die Größe einer Feldtaube und im Fluge die Schnelle einer Schwalbe. Man findet sie von verschiedenen Farben, unterm Kopf und Hals ist sie weiß. Die Federn des Schwanzes, des Kopfes und die Schwungfedern sind stets von den Farben des übrigen Körpers verschieden, dadurch zeichnen sie sich aus.

Die **Maskentaube** hat glatte Füße, ist von mittler Größe, schneeweißer Farbe; den Namen haben sie von einem farbigen Strich, der einer Maske gleich über den Schnabel bis zur Mitte des Kopfes geht, der Schwanz ist immer von derselben Farbe. Sie felden gut und sind fruchtbar.

Die **Schild-** oder sogenannte **Deckeltaube** mit glatten, auch befiederten Füßen ist von der Größe der Feldtaube. Die

Grundfarbe ist weiß, die Flügel und obern Deckfedern der Schultern farbig, so daß sich eine runde schild- oder deckelförmige Zeichnung auf jedem Flügel bildet. Die mit Latschfüßen haben gewöhnlich weiße Flügelbinden. Man hat sie von verschiedenen Farben als: schwarz, roth, gelb.

Die **Storchtaube**, groß, Hals und Beine lang, Flügel und Schwanz kurz, Farbe bunt.

Die **staarhalsige Taube**, von der Größe der Feldtaube, glattköpfig, der Flüg ist schnell. Ihre Farbe ist meist schwarz, selten hat sie andere Farben. Die Augen sind rothgelb, der Schnabel schwarz-hornfarbig, auf jedem Flügel 2 weiße Querbänder und auf dem untern Vorderhalse ein gleiches zollbreites, weißgesprenkeltes Querband, so daß es auf der Brust einen Halbmond bildet.

Man hat überdem noch eine Menge Tauben-Arten, von denen wir nur einige namhaft machen wollen, als: die Pfaffen-Mönchtaube, die farbenbrüstige Taube, die bleß- oder farbenschneppige Taube, die Schwingertaube, die Schweizer- oder Halbmondtaube, die Gimpeltaube ꝛc.

Mögen indessen die von uns angegebenen Taubenarten mit ihren Varietäten unsern Lesern genügen, damit wir die Grenze unseres Heftes nicht zu weit überschreiten, wenn wir die 100 Arten mit ihren Varietäten, die man annimmt, aufzählen wollten, denn kaum giebt es wohl ein Hausthier, das mehr Arten und Abarten aufzuweisen hätte, als unsere Haustaube. Wir schließen nun um so mehr, damit wir noch andere hierauf sich beziehende Gegenstände mit abhandeln können.

Soll auch die Federviehzucht bei den Fortschritten in allen Zweigen des menschlichen Wissens sich heben; so wäre es wohl an der Zeit, auch hierin einen Schritt weiter zu gehen. Frankreich machte unter seinem Kaiser einen Anfang mit den domesticirten Säugethieren aus fremden Ländern. Man schaffte davon mehrere an, erzog sie, um sie so, wenn ihre Zucht sich bewährte, dem

Lande zu Gute kommen zu lassen. Ließe sich nicht Aehnliches mit dem Federvieh erzielen, so daß man das Nützliche mit dem Schönen verbinden könnte? Nur Reiche, am Besten aber die Landesherren können dergleichen ins Leben rufen. Welchen herrlichen Anblick gewährte nicht die schöne Sammlung der lebenden Vögel auf der Pfaueninsel, der verschiedenen Arten der Schwäne, Tauben rc. die man dort alle beisammen sah. Möchte sie zum Andenken an den theuern Landesvater erhalten, ja zum Besten des Ganzen noch erweitert werden. England und Holland, die auch in dieser Hinsicht fremde Länder durchforscht haben, würden gewiß reichliche Sendungen davon ablassen können. Unter den Pfauen möchten der gemeine, der bunte und weiße; unter den Fasanen der Gold- und Silberfasan, sowie der Argus (Phas. Argus), ein großer Fasan, der die Gebirge von Sumatra und einige andere Gegenden des südlichen Asiens bewohnt, aufgenommen werden. Das Männchen ist ein prächtiger Vogel. Der Schwanz desselben ist sehr lang, so sind auch die zweiten Schwungfedern der Flügel außerordentlich verlängert, und ihrer ganzen Länge nach mit schönen Augenflecken besetzt. Die Farbe des Weibchens ist nur rothbraun. Auf dem Museo der Universität zu Halle findet sich davon ein Pärchen ausgestopft.

Der Satyr (Phas. Satyrus). Der Kopf nackt; hinter jedem Auge ein kleines dünnes Horn, an der Kehle eine dehnbare Wamme. Die Farbe des Männchens ist brennendroth, mit kleinen-weißen Tropfen bestreuet. Er hat die Größe eines Hahnes. Sein Vaterland ist das nördliche Indien.

Diese genannten und noch einige andere möchten die Ehrengarde auf einem fürstlichen Hofe bilden.

Unter den Tauben sah ich auf der Pfaueninsel die von uns mit abgebildete Kronentaube.

Da indessen die frommen Wünsche für so etwas noch nicht realisirt ins Leben getreten sind; so ließe sich doch wohl etwas auf Viehmärkten und Thierschauen bewirken, daß man Besitzer von großen Gänsen, Enten, Hühnern, ausgezeichneten Tauben rc. ver-

anlaßte, sie auch mit auszustellen, um auch ihnen Prämien zu ertheilen, mehrere davon anzukaufen und mit zur Verloosung zu bringen. Da die Ankäufe gegen die der größeren und werthvolleren Thiere gering sein würden, so könnten auch die Loose für diese Gegenstände geringer gestellt und so auch auf bessern Absatz gerechnet werden. Da nun in der Regel der Hühnerhof der weiblichen Pflege anvertraut wird, so würde auch manches daselbst gezogene Federvieh, das sich durch Schönheit oder Größe auszeichnete, mit auf den Thierschauen und Märkten erscheinen. Sollte auch anfänglich die Anschaffung neuerer großer und ergiebiger Raçen etwas theurer sein; so würden, wenn sich dieselben vermehrten, die Käufer in der Folge durch einen reichlichen Verkauf entschädigt werden.

Wir haben in unsern Heften auf vorzügliche Racen, wo es nur irgend die Veranlassung gab, aufmerksam gemacht, möchten sie durch diese Vorschläge recht bald ein Gemeingut werden. Namhafte und rechtliche Leute müßten sich zuerst dieses Handels unterziehen und dadurch dem Ganzen ein kleines Opfer bringen. Hamburg, England, Holland und selbst mehrere Provinzen des Vaterlandes bieten dazu die Hände. Anfänglich ließen sich durch ausgestopfte Exemplare oder gute Zeichnungen die Arten vorführen, man machte Bestellungen und erhielt sodann, damit sich die Einkäufer danach richten könnten, die wirklichen Exemplare, die man beim nächsten Markte oder durch sichere Gelegenheiten schicken würde; die Eisenbahnen und Dampfschiffe, wodurch in so kurzer Zeit große Räume durchschnitten werden, erleichtern die Realisirung der gemachten Vorschläge. Ließen sich dadurch nicht eben auch Eier von großen guten Racen senden und auf heimischem Boden ausbrüten? Ich weiß indessen recht wohl, habe auch bereits angeführt, daß man Eier, die man mit glücklichem Erfolge ausbrüten lassen wollte, nur bis an den Ort ihrer Bestimmung tragen, aber nicht fahren ließ. Mag es sein, daß bei einzelnen Versuchen es mißlungen ist, vielleicht war ein schlechtes Verpacken die Ursach. Neue Versuche darf man dabei nicht scheuen. Frische Eier in Kleie, oder in fein gesiebte Asche und dergleichen weiche Materialien gepackt, und die damit

wohl geschlossene und verwahrte Schachtel wieder in eine mit Moos ausgefütterte Kiste gesetzt, würden auf diese Weise unbeschädigt dem Orte ihrer Bestimmung zugeführt, wo sie dann einem brütenden Thiere untergelegt werden müßten. Möchten Begüterte damit Versuche zu machen nicht scheuen und darüber gütigst die gemachten Erfahrungen mittheilen und so mit rühmlichem Beispiel eine neue Bahn zum Bessern eröffnen helfen; dankbar werden es die Nachkommen erkennen.

Mit den Tauben ist man hier und da schon weiter gekommen. So erzählte mir ein Freund, daß zu Osterfeld, über Weißenfels gelegen, jährlich im März ein Markt gehalten werde, auf dem schon lange von allen Arten Tauben verkauft würden.

Bei dem Einkauf der Tauben, wenn man sie von unbekannten Leuten zu kaufen genöthigt ist, ist es nicht leicht, zu wissen, was Tauber und Täubin sei, und ob sie jung oder alt seien. Sind es Tauben von gleicher Zeichnung, so ist es schwer, wenn sie in ein Bauer gesperrt sind, sie gleich zu unterscheiden; leichter ist es, sie im Freien zu unterscheiden, wo das Betragen des Taubers durch Rucksen, Treiben der Tauben, Schlagen mit seines Gleichen kenntlich macht. Wer die Taubenstimme gut nachahmen kann, setzt die Ankömmlinge in ein Bauer auf den Schlag, belauscht sie durch ein Fensterchen, von außen mit einem Schieber versehen, und läßt die Lockstimme der Taube hören. Ist es nun ein Tauber, so giebt er bald durch Beantwortung sein Geschlecht zu erkennen. Hat man mehrere Tauber, so steckt man einen davon zu der dem Geschlechte nach unbekannten Taube und belauscht sie. Ist es eine Täubin, so macht er ihr die Honneurs; im andern Falle erfolgen bald Zänkereien mit den Flügeln und Schnabelhiebe. Ich kannte einen Taubenliebhaber, dessen Hauptgeschäft der Umgang mit Tauben, war; dieser hatte, ich möchte sagen einen wahren Takt, die Geschlechter zu bestimmen, ohne die Gründe dafür deutlich angeben zu können. Er fehlte selten, wenn man ihm die Tauben vorführte.

Wir wollen indessen die gewöhnlichen Erkennungszeichen der Geschlechter unsern Lesern mittheilen, doch ohne sie für unfehlbar auszugeben. Einen Tauber erkennt man an seinen anhaltenden

und gröbern Tönen, am kurzen Halse, längeren Beinen und vorzüglich am dickern Schnabel, an welchem die Nasenhaut aufgetriebener, höher und breiter ist, als bei der Taube. Nimmt man einen Tauber in beide Hände, mit anliegenden Flügeln und dem Schwanze von sich gekehrt, und bewegt ihn sanft auf und nieder, so senkt er den Schwanz allemal nach unten, da hingegen die Taube im ähnlichen Falle ihn allezeit aufwärts hebt, wovon die Ursache in der Begattung zu suchen ist; auch soll die Taube in dieser Stellung die Füße, wenn man sie abwärts streicht, ruhig lassen, der Tauber sie aber stets bewegen. Noch ein sichereres Kennzeichen ist, daß die Schaamknochen bei dem Tauber enger sind als bei der Täubin, die schon gelegt hat. Hat man den Tauber in der Hand und zieht den Schnabel etwas vorwärts, so zieht er den Kopf an sich, dagegen läßt ihn die Taube gern nach. Neckt man einen Tauber, den man in der Hand hält, so brummt er, die Taube dagegen verhält sich ganz still. Der Tauber ist auch an der Brust glänzender.

Da beim Anschaffen der Tauben auch viel auf ihr Alter ankommt, so können wir darüber Folgendes mittheilen. Es spricht sich dies in der ganzen äußern Haltung aus; denn bei den Jungen ist alles kleiner, feiner und zarter. Der Schnabel ist bei den Alten lang, stark und hart, bei den Jungen schwächer, zärter und spitzer, die Krallen schärfer und spitzer als bei den Alten, wo sie schon abgenutzter erscheinen, auch sind bei den Alten die Füße stärker und die Sporen größer. Die Augen der Alten sind viel lebhafter, hervorstehend, stark gewölbt; bei Jungen aber matt, kleiner und flächer; auch wird man bei den Jungen am Halse und Kopfe kleine gelbe Fasern gewahr. Selbst die Stimme ist bei den Jungen viel heller und quiekender, als bei den Alten, die einen tiefen, starken und brummenden Ton von sich geben.

An den Tauben lobt man besonders die Geselligkeit, Sanftmuth, Treue, Zärtlichkeit, Keuschheit und Reinlichkeit. Die große Neigung zur Geselligkeit macht, daß selten ein Paar allein bleibt, gemeiniglich eilen sie größern Gesellschaften zu und bleiben daselbst, daher auch die Redensart: wo Tauben sind, da fliegen auch Tau-

ben zu. Gern fliegen sie mit einander auf Nahrung aus, baden und sonnen sich auch gern in Gesellschaft. Sobald es Tag wird, begrüßt ein Tauber den andern, so auch ihre Täubinnen und es wird endlich der ganze Schlag rege. Sind sie, wie im Winter, lange nicht ausgeflogen und es erscheint endlich ein schöner Tag, so belustigen sie sich mit einem gemeinschaftlichen Flug, der in allerhand regelmäßigen und unregelmäßigen Schwenkungen besteht.

Bisweilen entsteht wohl auch unter ihnen Streit zur Begattungszeit und um die Brutörter; doch sind sie im Ganzen genommen sehr friedfertig und sanftmüthig, — was man sonst dem Mangel der Gallenblase fälschlich zuschrieb, — und vertragen sich auch mit andern Vögeln; so lassen sie Hühner und Sperlinge gern mit in ihrer Gesellschaft fressen und Sperlinge mit im Schlage nisten. Nähert sich indessen ein Mensch oder Thier ihrem Neste, so gebrauchen sie Schnabel und Flügel zu ihrer Vertheidigung. Uebrigens mag der Hauptgrund in dem Gefühle ihrer Schwäche liegen, und in der Menge ihrer Federn, daß sie so sanft erscheinen und schon bei den Alten deshalb geschätzt wurden. Daher auch in der Bibel der Spruch: Seid klug wie die Schlangen, aber ohne Falsch wie die Tauben!

Ihre Treue beweisen sie vorzüglich gegen das Haus, wo man es gut mit ihnen meint und ihnen immer eine reinliche Wohnung, gutes Futter und reinliches Saufen giebt. Schwer verlassen sie ein solches Haus, besonders wenn sie darin geboren sind und selbst in einem fremden Hause, einer Gattin angepaart, lassen sie nicht von der alten Heimath ab, und sollten sie auch Stunden weit davon entfernt sein. Sogar bei Ausbruch von Feuer stürzen sie sich wie Verzweifelnde in die Flammen ihrer Wohnung. Nur Raubthiere, die auf dem Schlage würgen, können sie daraus verscheuchen. Diesen Trieb zur Heimath hat man benutzt, sie zu lustigen Briefträgern zu machen, worüber wir in der Folge noch Einiges sagen werden. Jung auferzogen werden sie sehr zahm. So hatte ich ein solches Paar, die auf meinen Ruf kamen und ihr Futter aus meinem Munde nahmen. Dergleichen Taube hatte

Mahomed, die abgerichtet ihr Futter aus seinem Ohr pickte und von der er, um das Volk zu täuschen, vorgab: daß sie ihm göttliche Eingebungen mittheile. Kinder haben auch dergleichen zahm gemachte Tauben gewöhnt, gleichwie die Tauben vor dem Wagen der Venus sich anschirren zu lassen und einen kleinen Wagen zu ziehen, ohne aufzufliegen. Uebrigens besitzen sie keine besondere Klugheit, beweisen dagegen in vieler Hinsicht das Gegentheil, lassen sich leicht fangen und vergessen es sehr bald, wenn man ihnen die Jungen nimmt, da andere Thiere dagegen sich bei gleichem Verluste lange zu grämen pflegen.

Die eheliche Treue ist fester und zärtlicher, als man sie bei vielen Thieren findet, obgleich sie nicht als die unverfälschteste und bewährteste zum Muster empfohlen werden sollte; denn die Beispiele sind gar nicht selten, daß die Tauber alsdann, wenn das Weibchen befruchtet ist und brütet, sich mit andern ledigen und unledigen zu begatten suchen. Demohngeachtet trennen sich selten angepaarte. Sie sind eifersüchtig, wie man das leicht beobachten kann, denn weder der Tauber noch die Täubin darf sich in Gegenwart des angepaarten Theils in unerlaubte Liebeshandlung mit einer fremden einlassen. Im vorkommenden Falle rächt sich der Tauber aufs empfindlichste, die Täubin hingegen überläßt sich dem Grame. Bechstein führt davon ein merkwürdiges Beispiel an, das wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

„Ich hatte, sagt er, vor einigen Jahren ein Paar schöne schwarzköpfige Tauben, die sich zärtlich liebten. Sie hielten sich so 1½ Sommer zusammen und heckten fleißig; aber einmal brachten sie ein Junges auf, das eine weibliche Taube war. Diese drang sich, als sie mannbar war, durch eine außerordentliche Zärtlichkeit ihrem Vater auf, so daß er sie als Gattin annahm und die Mutter verstieß, ob sie gleich nicht unansehnlicher als diese war. Doch blieb die Verstoßene immer im Taubenhause, paarte sich an keinen andern Tauber mehr, sondern setzte sich stets, ohnerachtet sie das neue Paar immer verjagte, neben das Nest, wo die Tochter brütete und zehrte sich vor Gram über ihren Gatten und Toch-

ter so ab, (ich übertreibe es nicht, denn ich habe die Beobachtung sehr genau gemacht), daß sie starb, als sie die ausgebrüteten Jungen unter ihrer Tochter zum erstenmal pipen hörte. Ich öffnete sie und fand nicht die geringste Spur von einer Krankheit und bloß Zusammenschrumpfung gesunder Eingeweide und Gefäße." Sie hatte auf diese Art also den Hungertodt gewählt.

Die Reinlichkeit lieben sie sehr, daher putzen und baden sie sich gern. Sie verabscheuen daher auch den übeln Geruch von ihrem eigenen Miste, der zu lange in ihrer Wohnung liegt und man muß daher bei Haustauben monatlich, bei Feldtauben aber wenigstens vierteljährlich, den Schlag reinigen, faule Eier aber, so wie die Nester der ausgenommenen Jungen, bald möglichst reinigen, da sie öfters dasselbe Nest zur Brut wieder wählen und in dem alten Unrath Insekten sich einnisteln und so die Gesundheit der Alten und Jungen untergraben. Gegen Gestank vom faulen Aase und gegen den Geruch vom Teufelsdreck (Asa foetida) sind sie sehr empfindlich und sie verlassen danach ihren liebsten Aufenthalt. Böse Menschen gebrauchen auch dieses Mittel schon lange, um ein Taubenhaus zu entvölkern, indem sie entweder eine Taube einfangen und ihr von dieser Materie etwas unter die Flügel streichen oder eine Portion selbst in den Schlag zu bringen suchen. Angenehm sind ihnen dagegen fast alle starke Wohlgerüche nnd sie lieben daher den Geruch von Anisöl so sehr, daß sie diejenigen nach Hause begleiten, an welchen sie diesen angenehmen Geruch bemerken, ja sich daselbst auch anbauen. Salz, Salpeter und mit andern Schärfen vermischter Lehm darf daher auf keinem Schlage, weil ihnen dies so angenehm ist, fehlen.

Von den Nahrungsmitteln der Tauben haben wir schon früher gesprochen und verweisen dahin. Wickengerste ist ihnen besonders angenehm, auch der Saame vieler Unkräuter, wodurch sie nützlich werden, selbst die Saamen der Nadelhölzer, Wachholderbeeren u. s. w. Roggen ist indessen nicht nur den Alten, in Menge genossen, schädlich, sondern tödtet auch die Jungen, wenn er ihnen noch unreif gefüttert wird. Im Winter kann man ihnen

Hafer füttern, gegen das Frühjahr wärmt man ihn etwas und vermischt ihn mit Wicken, weil sie sich dann früher zur Begattung anschicken. Ein im Hofe mit Sand und Lehm vermischter Haufen, den man je zuweilen mit Harn begießt, ist ihnen sehr willkommen.

Im Winter, wo sie im Ganzen weniger fressen, kann man ihnen auch mit den Hühnern gesottene Kartoffeln und mit den Gänsen etwas Kleie, eingemachte leere Leinknoten geben, wozu man durch Einstreuen von Gerste und Hafer sie gewöhnen kann. Reines Wasser ist ihnen zuträglich. Mistwasser, was sie auch wohl aus Bequemlichkeit zu sich nehmen, ist ihnen, noch mehr aber den Jungen nachtheilig.

Den Haustauben giebt man ein Gemisch von Gerste und Wicken, was noch das wohlfeilste ist. Auf 16 Paar rechnet man monatlich 4 Metzen, wenn sie Junge haben. Allzureichlich darf man sie nicht füttern, weil sie sonst zu fett werden und unfruchtbare Eier legen. Man giebt es ihnen Früh und Abends, den Haustauben auch Mittags. Hirse, die sie auch gern fressen, giebt dem Taubenfleische einen höchst angenehmen Geschmack. Den Feldtauben giebt man gewöhnlich Gerste oder Hafer, auch Weinbeerkörner, geschrotene Eicheln und Bohnen, Feldbohnen, Hanf- und Leinsaamen, auch türkischen Weizen, den man anfänglich geschroten ihnen geben kann, erhält sie gesund.

Will man Junge mästen, so geschieht es am besten, wenn sie 20 Tage alt sind. Man nimmt dazu Erbsen, auch Weizen in Wasser oder Milch eingeweicht. Früh, Mittags und Abends stopft man sie, wobei sie in einem Gitterkorbe im Dunkeln stehen müssen, in 10 Tagen sind sie gewöhnlich fett. Das Stopfen muß mit Vorsicht geschehen. Auch Alte lassen sich auf diese Art, bei gutem Futter eingesperrt, mästen. Als Reizmittel zur Begattung werden Hanf, Wicken mit Anis, Fenchel, ein wenig Kümmel mit etwas Salz und Honig zubereitet, ihnen gegeben. Noch kann man auch die Jungen mit getrockneten Kugeln aus Milch, Weizenmehl, worunter man ein wenig Salz, Sand und Spießglanz

mischt, stopfen, doch nicht zuviel auf einmal, dabei muß man sie reichlich tränken; auch mit Hirsemehl, Butter und Milch lassen sie sich, wie die Kapaunen, mästen.

Die Tauben paaren sich da, wo sie nicht des Winters recht warm sitzen, erst zu Ende des Februars und zu Anfang des Märzes. Reizt man sie indessen früher dazu und sie haben keinen warmen Aufenthaltsort, so kommen die Jungen meist um. Das einmal gepaarte Paar bleibt meist die ganze Lebenszeit zusammen. Merkt man indessen, daß sie sich trennen wollen und man will sie gern zusammen behalten, so ist das beste Mittel sie einige Zeit wieder zusammen zu sperren bis sie sich wieder innigst mit einander verbunden haben. Dann läßt man sie wieder in den Schlag, wo dann der Tauber den Platz zum Neste aussucht. Ueberhaupt ist es gerathener, die Paarung nach Wunsch vorzunehmen und es nicht der Willkühr der Tauben zu überlassen. Von den Liebkosungen dabei haben wir schon vorn gehandelt. Sie legen meist 2 Eier, 3 und 4 sind schon Seltenheiten. Sogenannte Spureier der Tauben, wie auch einige Verkrüppelungen und Mißgestalten von Jungen, finden sich so wie bei den Hühnern.

Nach 4 Monaten sind die Jungen schon mannbar und die im Frühjahre jung geworden, vermehren sich schon im Herbst. Wer eine gute Taubenzucht haben will, der läßt die ersten Jungen ausfliegen, denn die Spätlinge bleiben klein.

Tauben, die das Geschäft des Brütens und Fütterns nicht emsig genug betrieben, wie die Perückentaube, Pfauentaube, Pagadotte ꝛc., nimmt man die Eier weg und legt sie andern Tauben, besonders den Feldtauben unter. Auf diese Art kann man auch von diesen auf eine ansehnliche Vermehrung rechnen.

Bisweilen trifft es sich auch, daß ein oder beide Gatten, die Junge haben, umkommen oder weggefangen werden; dann muß man die Jungen unterzubringen suchen und zwar da, wo dergleichen von diesem Alter sich befinden, oder es ist auch wohl der Fall, daß ein Paar nur ein Junges ausgebracht ha-

ben, wo man denn die elternlosen Jungen am besten unterbringen kann. Die Stiefeltern erwärmen und füttern die kleinen Waisen. Ist nur ein Gatte verloren gegangen, so besorgt es der noch Daseiende. Haben sie aber schon Federn, so muß der Taubenfreund die Erziehung übernehmen und ihnen täglich Morgens, Mittags und Abends den Kropf mit gequellten Erbsen oder Wicken (20 bis 30 Stück jedesmal) vollfüllen, hernach aber sie mit dem Schnabel in ein mit reinem Wasser gefülltes Gefäß stecken, damit sie trinken lernen. Beim jedesmaligen Füttern sämmtlicher Tauben ist es nöthig, durch ein bestimmtes Pfeifen oder Klingeln die Fütterung ihnen anzuzeigen, bald lernen sie es verstehen und erklingen diese Töne, so kommen sie von allen Seiten auf die ihnen bekannten Futterplätze. Auch andere Tauben und selbst unsere Sperlinge lernen diese Locktöne kennen und finden sich mit ein.

Die domesticirten Thiere, die das Joch der Menschen längere oder kürzere Zeit ganz oder zum Theil nur tragen, haben nicht selten durch verkehrte Behandlung, da man ihre Natur noch nicht ganz durchforscht hat, Krankheiten erlitten, die ihre in Freiheit lebenden Geschlechts-Verwandten nicht kennen. Denn bei Anfällen von Krankheiten finden diese, durch den eigenen Instinkt geleitet bald Mittel, dem Uebel im Entstehen vorzubeugen. So haben z. B. unsere domesticirten Schweine Finnen, die man aber bis jetzt nie bei den wilden Schweinen gefunden hat.

Man hat sich daher veranlaßt gesehen, die Natur der Hausthiere, besonders der größern, genauer zu studiren, Bücher darüber zu schreiben und sogar eigene Lehranstalten zu stiften, worin die Thierarzneikunst gelehrt wird. Da es indessen für Manchen nicht immer thunlich ist, jene Werke sich anzuschaffen, so halten wir es besonders für unsere Pflicht, die wichtigsten Krankheiten und ihre Heilung, so weit man damit gekommen, hier folgen zu lassen, da wir aus Erfahrung wissen, wie ängstlich Liebhaber dieser kleinen Hausgenossen sich oft abgemühet nach Hülfe umgesehen haben. Wir haben zwar in den frühern Heften mehrere dieser Vögel-Krankheiten mit den Mitteln dagegen angegeben, da

wir indessen nicht wissen, ob die Leser im Besitz derselben sind, so wollen wir die wichtigsten hier angeben.

Die naturgemäße Behandlung der Thiere macht Heilmittel entbehrlich. Ihre Gesundheit wird durch gutes, ihnen zusagendes Futter erhalten, das von Staub und Unrath frei ihnen nicht auf unreinen Plätzen, als auf den Mist vorgeworfen wird, es muß reif sein und dabei auch Abwechselung herrschen, nicht täglich ein und dasselbe. Dumpfe, schmutzige, unreine Wohnungen, unreines Wasser, das in hölzernen Gefäßen lange steht und gleichsam dieselben ausgelaugt hat, das Beisammenwohnen der Kranken und Gesunden, das Vorwerfen von Futter, das ihrer Natur nicht zusagt und zu dessen Genuß sie der Hunger zwingt, selbst die zu lange Entziehung der Freiheit, des unbefriedigten Geschlechtstriebes, Mangel an Reinigungsmitteln, so wie Entziehung ihrer Bäder, des Sandes, Salzes rc., das sind die Quellen, aus denen viele Krankheiten entstehen.

Die erste Krankheit, der wir gedenken, ich möchte sie eine natürliche nennen, welche die Tauben mit den andern Vögeln gemein haben, ist das Mausern. Man thut dabei weiter nichts, als daß man sie gut füttert, immer frisches Wasser in reinen irdenen Gefäßen vorsetzt und dann und wann einen verrosteten Nagel hinein wirft. Dann verläuft diese Krankheit meist gut; sie dauert etwa einen Monat.

Bedenklicher ist die Dürrsucht. Sie entsteht nicht immer aus Verstopfung der Fettdrüse auf dem Steiße, sondern auch aus andern Ursachen. Die damit befallenen Tauben nehmen sogleich ab, sitzen traurig, felden nicht, wedeln im ersten Fall mit dem Schwanze und hacken beständig mit dem Schnabel nach der Drüse, um sie zu öffnen. Sie fressen wenig und ermatten endlich, wenn ihnen nicht bald Hülfe geschieht, so sehr, daß sie den Katzen leicht zur Beute werden oder als ganz abgezehrt sterben. Sie lassen sich dann sehr gut zum Skelett machen. Als Ursach giebt man allzu große Erhitzung und Mangel an hinlänglichem und frischem Wasser an. Man öffnet die Drüse, drückt das vertrock-

nete Fett heraus und bestreicht die Oeffnung mit ungesalzener frischer Butter etliche Mal des Tages. Liegt das Uebel aber in den Eingeweiden, so giebt man ihnen eingeweichte Wicken und Gerste zu fressen und thut Saffran ins Saufen.

Eine bekannte Taubenkrankheit ist die Schwermuth. Die davon befallenen Tauben sitzen dabei traurig, fressen wenig, legen den Kopf rückwärts auf die Flügel ohne daß man äußerlich eine Krankheits-Ursach entdeckt. Die Ursach dieser Krankheit liegt entweder in der großen Hitze ihres Fortpflanzungstriebes oder in dem schwarzen und schweren Geblüte. Rührt sie also vom Verlangen nach der Begattung her, so schaffe man einen Gatten; beim dicken Geblüte aber wird ihnen unter dem Flügel eine Ader geöffnet. Diese Aderlasse sind nach Bechstein auch in den Pocken und der Dürrsucht heilsam befunden worden.

Die Krätze, man erkennt sie an den nackenden, grindigen und schäbigen Augen und Schnabel. Sie entsteht gewöhnlich im Sommer, wenn sie nichts als unreines und faules Wasser saufen. Man muß ihnen daher reines und frisches hinsetzen und kann man ihnen noch etwas Spiesglas beibringen, so erfolgt die Genesung gewiß.

Die Halsgeschwüre (Mundfäulniß) entstehen aus Unreinlichkeit und Mangel an frischem Wasser. Die Jungen bekommen sie leicht. Im Munde, Schlunde und Kropfe wachsen dicke, mit einer käsigen Materie angefüllte Geschwüre. Diese stößt man ganz leicht mit einem hölzernen Spatel ab und bestreicht die Stelle mit Brandtwein. Durch öfteres Laxiren und Reinlichkeit sind sie zu verhüten.

Die Pocken (Blattern) befallen meist nur die Jungen in heißen Sommern. Es ist eine schlimme Krankheit, stets mit Eiterung verbunden. Sie erregen zu dieser Zeit vor dem Taubenfleische Ekel und raffen viele hin. Der Grund davon liegt theils im unreinen und faulen Getränke, theils in dem unmäßigen Genuß des Lein-, und Rübsaamens. Sie verpesten die Luft und werden oft so ansteckend, wie die Kinderblatterkrankheit, so daß die

Tauben in ganzen Dörfern damit befallen werden. Zu essen sind sie zu dieser Zeit nicht. Viele überstehen sie auch, wenn man den Alten nur stets frisches Wasser vorsetzt.

Der Durchfall (Kalkscheiß), eine gewöhnliche Krankheit, die sie mit andern Haus- und Stubenvögeln gemein haben. Sie geben dabei eine weiße, sehr flüssige Materie von sich, wobei sie zugleich sehr abmagern. Sie deutet auf eine Unverdaulichkeit, die meist die kaum ausgeflogenen Jungen oder die lange eingesperrten Alten befällt. Eingeweichten Weizen und Backofenlehm mit Häringslake angemacht hat man für das beste Mittel gefunden sie wieder herzustellen.

Die Federkrankheit entsteht im Frühjahre, Sommer und Herbst aus allzu großer Erhitzung und findet sich besonders bei Jagetauben, wenn sie gejagt werden noch ehe sie gefressen haben und nach der Erhitzung gleich saufen. Sie werden an mehrern Stellen des Körpers kahl und magern dabei sehr ab, so daß sie am Ende nicht mehr fliegen können und sterben, wenn man ihnen nicht gleich Anfangs zu Hülfe kommen kann. Fleißiges Waschen mit Chlorkalk, stets reines Saufen mit etwas Salz und stärkendes Futter, stellen sie wieder her.

Die Federverhärtung entsteht (nach Neumeister, das Ganze der Taubenzucht. Weimar 1837. Mit Abbildungen. 2 Thlr. 25 Sgr.) durch Unreinlichkeit in ihrem Aufenthaltsorte, Mangel an gehöriger Bewegung in freier Luft, übermäßiges, zu gutes und reizendes Futter. Die Kranken sitzen dabei traurig, hängen den Schwanz, fressen sehr stark und werden dabei doch immer dürrer und matter und scheuen jede Bewegung. Der Hinterleib wird immer stärker durch Anschwellung der Leber, die an 5 Zoll lang und 3 Zoll breit wird. Es setzen sich Geschwüre an dieselbe, so wie an die Gedärme, die sich nach und nach verhärten und die Größe einer Erbse erreichen, wobei sich der Hinterleib so ausdehnt, daß die Kranke ihn kaum ertragen kann. Hülfe ist dabei nicht mehr möglich und der Tod, den man ihr giebt, eine Wohlthat.

Bei Unreinlichkeit in den Nestern stellen sich auch kleine schwarze Würmer ein, die Jung und Alt plagen, sie kriechen ihnen in die Ohren, vertreiben die Alten und die Jungen sterben. Reinlichkeit in den Nestern und im ganzen Schlage, Ausweißen und in die Nester etwas Sabadillensaamen so wie auf die Köpfe der Jungen gestreut, vertreibt sie. (Das Ganze der Taubenzucht. 1843. S. 64.)

Die Kropfkrankheit (Weber, der Taubenfreund 1835. S. 38.) ist gefährlich und ansteckend, indem die gesunden Tauben die ausgebrochenen Körner der Kranken fressen. Die Krankheit äußert sich durch einen harten aufgetriebenen Kropf und Schlaflosigkeit. Muthlos und niedergeschlagen sitzt die Kranke auf einem Flecke und giebt deutliche Zeichen von innerlichem Froste. Das in dem Kropfe befindliche Futter geht nicht in den Magen über. Einige schreiben diese Krankheit schädlichem Futter, namentlich Kartoffeln die vom Frost gelitten und die man ihnen reicht, auch faulem Trinkwasser zu. Andere suchen die Krankheit in der Atmosphäre. Dergleichen Tauben muß man allein sperren und wenn sie sich nicht bald bessern, flößt man ihnen einen Theelöffel voll erwärmtes Leinöl ein. Den entleerten Kropf sucht man durch ein Pfefferkorn zu stärken, das man mit etwas Butter und Spinnwebe umhüllt der Kranken in den Hals steckt. Auch wirft man etwas Spießglanz und Salz ins Trinkwasser, und setzt ihr eine Hand voll Wicken und Weizenkörner hin, die vorher in weißem Wein stark aufgequellt sind. Giebt die Taube dann Zeichen von der Genesung, so füttert man sie einige Zeit mit leichten Sämereien, Rüb-, Lein- und Hanfsamen.

Der Pips wird mit dem Katarrh der Menschen verglichen, er giebt sich zu erkennen durch die aufgesträubten Kopffedern an den verstopften Nasenlöchern, weßhalb die davon befallenen den Schnabel oft aufsperren, dabei findet man das oberste Zungenhäutchen verhärtet. Faules Getränk giebt man als die Hauptursach davon an. Das Erste ist das verhärtete Häutchen von der Zunge abzuziehen, was von hinten nach vorn am besten geschieht,

flößt dann der Kranken einige Tropfen Wein ein, wickelt ein Pfefferkorn in Butter und Spinngewebe ein und steckt es ihr in den Hals zum Verschlucken.

Die fallende Sucht; sie äußert sich so wie bei den Menschen. Die damit befallene Taube fällt plötzlich von der Stange, flattert auf der Erde herum und bleibt endlich wie todt liegen. Nach und nach erholt sie sich wieder, scheint aber sehr ermattet. Man hat verschiedene Ursachen, welche diese Krankheit erzeugen sollen angegeben, unter andern Würmer, welche man auch bei Sectionen in den Eingeweiden der Gestorbenen immer gefunden hat. Man hat gehackten Knoblauch mit Butter und Weizenmehl in Pillen geformt eingegeben und wirksam gefunden. Sollte vielleicht auch das für Menschen angegebene Mittel, zu Pulver zubereitete Beifußwurzel in kleinen Portionen gegeben, nicht auch bei diesen helfen?

Die Läusesucht. Die Tauben sind dabei mit einer großen Menge einer eigenen Art Läuse bedeckt, welche sie unaufhörlich beunruhigen und ihnen die Säfte aussaugen. Sie magern dabei sehr ab und gehen ohne Hülfeleistung zu Grunde. Die Federn sind dabei durchfressen und sie sitzen dabei wie in der Mauserzeit, sind unruhig, fliegen von einem Orte zum andern und durchsuchen ihr Gefieder unaufhörlich mit dem Schnabel. Fängt man sie ein, und bläßt die Federn am Halse oder auf dem Rücken in die Höhe, so erblickt man die kleinen gelblichen Insecten, die sich mit Behendigkeit zu verbergen suchen. Wahrscheinlich bekommen sie dieselben von andern und die Uebervölkerung befördert Unreinlichkeit auf dem Schlage und in den Nestern selbst, so wie lange Einkerkerung. — Pulverisirter Kalk in das Taubenhaus gestreut, so daß sich die Tauben darin baden und ihn dadurch iu die Federn bringen, wovon das Ungeziefer stirbt, bringt heilsame Wirkung hervor. Man muß das Einstreuen öfters wiederholen und zugleich frisches Wasser zum Baden den Tauben hinsetzen. Hat die Taube schon wunde Stellen, so macht man eine Salbe von durchgesiebter Tabaksasche und Butter und bestreicht damit nicht nur die

wunden Stellen, sondern auch die Stellen, wo das Ungeziefer besonders haust, so wird es sich bald verlieren und nicht wieder einfinden, wenn von nun an strenge Reinlichkeit im Schlage und Nestern herrscht. Die Nester ausbrühen und Tabacksasche hineinstreuen schützt auch gegen dergleichen ungebetene Gäste.

Je mehr man also die Thiere ihrer Natur gemäß erzieht und strenge Reinlichkeit hält, je weniger hat man mit Krankheiten zu kämpfen. Wo eine blühende Ackerwirthschaft ist, da sind auch Tauben in Menge. Wo aber Ackerbau fern von Walddörfern und hinter Bergen getrieben wird, muß man die Tauben in den Walddörfern dorthin zu fliegen veranlassen. Man bringt sie demnach in geflochtenen Weidenkörben oder Bauern auf die Höhen, von denen sie ihre Heimath sehen können und läßt sie daselbst sich orientiren, ehe man sie fliegen läßt. Das wiederholt man nach verschiedenen Seiten hin. Endlich bringt man sie nachdem sie 12 Stunden gefastet auf die nahe gelegenen Aecker, wo man sie gut füttert. Man läßt sie daselbst einige Zeit stecken und entfernt sich, damit sie sich orientiren. Dann öffnet man durch einen Faden aus der Ferne die Thür ihres Käfigs und sie fliegen dann nach Hause. Das hier erhaltene gute Futter veranlaßt sie dann in der Folge zur Wiederkehr. Auf ähnliche Art kann man es auch mit den Tauben machen, die in der Stadt in einem tief gelegenen Schlage wohnen und zum Felden gewöhnt werden sollen.

Es reihen sich hier sehr natürlich die Feinde unserer Tauben an, denn auch ihrer müssen wir hier gedenken. Herr Riedel, Pfarrer und Schulinspector zu Pfuhl, hat ein eigenes Buch darüber herausgegeben unter dem Titel: die vorzüglichst bekannten Feinde der Tauben, naturhistorisch bearbeitet. Ulm 1824. Er giebt mehr als der Titel besagt, spricht vom Ausbalgen und Ausstopfen der Thiere, lehrt einen wohlfeilen Anstrich, auch Tauben recht fett zu machen und endlich eine Litteratur im Allgemeinen.

Da wir uns indessen nicht so weitläufig ausdehnen können, so begnügen wir uns hier nur die wichtigsten anzugeben. Oben an steht:

Der Hausmarder; wenn dieser Würgengel in ein Taubenbehältniß kommt, so verheert er den ganzen Flug, denn so lange er nur noch was flattern hört, eilt er hin und mordet, wenn sich nichts mehr regt, fängt er erst an seine Beute in Sicherheit zu schleppen. Das Schlimmste dabei ist noch, daß auch diejenigen Tauben, die sich durch die Flucht gerettet haben und neue, die man in den Schlag bringt, durchaus nicht bleiben, weil der Geruch dieses Unholdes, besonders bei Zurücklassung seiner Excremente unausstehlich ist. Es muß demnach eine besondere Räumung, ja Ausräucherung des Schlages vorgenommen werden. Zu letzterer braucht man vorzüglich gern Anisöl. Bisweilen sieht man sich sogar genöthigt, die Tauben einzufangen und sie bei gutem Futter im Schlage eingesperrt zu halten.

Der Iltis und die Katze; wenn der vorige den Erhaschten die Köpfe abbeißt, so würgen diese nur etwa eine und schleppen sie fort.

Gefährlicher sind dagegen die großen und kleinen Wieseln. Diese beißen erst die Köpfe ab, alsdann saugen sie auch noch so vielen, als sie können, das Blut aus, indem sie ihnen mit ihrem scharfen Gebiß Löcher in den Nacken beißen und so die Adern aussaugen. Auch saugen sie die Eier aus oder tragen sie wie die Hühnereier unter dem Kinn davon.

Die Haus- und Wanderratte frißt die Jungen im Neste, auch den Mäusen ist nicht zu trauen, sie beißen den zarten Jungen die Köpfe auf und fressen das Gehirn.

Man hat nun zwar viele Fallen und Mittel, diese Thiere unschädlich zu machen, doch ist nichts besser als ein gut eingerichteter Taubenschlag, den wir weiter unten angeben werden. Steht er allein und nicht mit Dächern anderer Gebäude in Verbindung, so ist es leicht, diese Feinde abzuhalten, ist dies aber nicht und diese Gäste könnten durch einen Sprung das Flugloch

erreichen, so muß man um dasselbe Bündel von Schleedorn oder Weißdorn, Feldrosen oder wilde Stachelbeeren, oder lange spitzige Stifte von Holz oder Draht so befestigen, daß das Hinaufspringen ihnen unmöglich wird.

Unter den Vögeln sind die größern Falken, namentlich der Sperber, ihr Hauptfeind. Er jagt sie auf den Feldern, ja im Winter holt er sie vom Schlage. Bei Annäherung dieses Feindes, sobald sie ihn auf dem Felde erblicken, begiebt sich der ganze Schwarm dicht geschlossen auf die Flucht und eilt der Wohnung zu, so geschlossen kann er ihnen wenig anhaben. Wehe aber der armen, die sich von dem Zuge trennt, sie wird unfehlbar seine Beute.

Die Eulen besuchen auch des Nachts als Räuber die Schläge, daher ist es gerathen, des Nachts die Klappen herab zu lassen. Indessen muß ich meinen Lesern einen merkwürdigen Fall mittheilen, den ich selbst erlebt habe. In dem Taubenschlage eines meiner Bekannten hatte sich ein Schleiereulen Paar eingenistet. Man bemerkte es erst spät, als sie schon Junge hatten. Die Tauben zeigten dabei durchaus keine Furcht, und da man keine Taubenknöchelchen noch einen Tauben-Verlust merkte, ließ man sie ruhig ihre Brut ausführen. Andere beklagen sich dagegen über dergleichen nächtliche Besuche und versichern, daß dergleichen die Tauben so verscheuchen, daß sie nicht gern wieder in den Schlag gehen wollen. — Die Nacht wäre also der Verschluß des Flugbrettes erforderlich und am Tage in den Walddörfern das Fangen und Schießen dieser flüchtigen Räuber anzurathen.

Auch Insekten, wie Wanzen und Flöhe, plagen die armen Tauben. Sie nisteln sich in den Nestern ein und hat man den Taubenschlag auf dem Hause angebracht und man hält nicht auf strenge Reinlichkeit, so wird das ganze Haus damit besaamt. Noch plagen sie Schmarotzer-Insekten, als: Philopterus baculus und Phil. compar. *Nitzsch.*

Noch werden auch die Jungen, wenn man nicht auf strenge Reinlichkeit hält, des Sommers über von den Larven der Speck-

und Aaskäfer am Kopfe und Bauche lebendig angefressen und müssen dann sterben.

Gegen alles dieses Ungeziefer wird empfohlen: einige Loth Schnupftaback mit scharfer Baize, diesen in den Schlag zu streuen, wonach sie sich bald verlieren sollen.

Außer diesen Plagen findet man auch noch Würmer, als: Acaris maculosa, in ihrem Innern, die man aber freilich von Außen nicht bemerken, mithin dagegen auch kein Mittel anwenden kann.

Einige füttern die Tauben auf dem Hofe in Gesellschaft der Hühner, wo denn auch die Tauben, die den Ruf, womit man die Hühner anlockt, nach und nach verstehen lernen und sich einfinden; Andere ziehen es vor, sie vor die Fenster durch Pfeifen zu locken und zu füttern. Man läßt demnach vor den Fenstern 2 Stangen, die etwas hinaus reichen und worauf sie sich gern setzen, anbringen, darauf legt man ein leichtes Brett mit Leisten und kleinen Löchern, damit der Regen und das Wasser, was immer rein in einem irdenen Geschirre dabei stehen muß, wenn es heraus läuft, gut ablaufen kann; sonst kann es noch zweckmäßiger mit einigem Fall nach außen eingerichtet werden und das Wasser läuft herab in kleine Rinnen, die es aufnehmen und so ableiten. Das Brett muß indessen vom Fenster etwas abstehen, und auf dieser Seite auch ein höheres Seitenbrett haben, weil sie sonst beim Auffliegen leicht die Fenster einschlagen oder doch oft beschmutzen. Sind sie einmal dazu gewöhnt, so finden sie sich zu der bestimmten Zeit immer von selbst ein und erinnern auf mancherlei Weise an die Mahlzeit, die man den Haustauben früh, Mittags und Abends zu reichen pflegt. Andere ziehen es dagegen vor, sie auf dem Schlage zu füttern, um dadurch viele ungebetene Gäste bei einem lang hinaus reichenden Gitterflugbrett abzuhalten und zugleich die einzufangen, die man gern näher zu betrachten wünscht; auch hier muß man sie an eine bestimmte Pfeife gewöhnen.

Was den Nutzen und Schaden betrifft, so sind die Meinungen sehr getheilt. Einige nehmen sich ihrer als liebe Schützlinge an, und beweisen den großen Nutzen und Vortheil, den sie bringen. Andere wollen sie dagegen ganz entfernt wissen, da sie dem Ackerbaue in der Bestell= und Erndtezeit großen Schaden brächten. Doch die Wahrheit liegt, wie so oft, in der Mitte. Der Mißbrauch hebt den Gebrauch nie auf. Viel liegt in dem Mißverhältniß derer, welche die Tauben halten; denn nach den meisten Landesgesetzen sind nach Anzahl der Aecker auch die Anzahl der Tauben=Paare bestimmt, die man zu halten berechtigt ist. Schwer ist freilich die Controlle zu führen, um dies immer auszumitteln. Hierzu kommen aber noch die nicht dazu Berechtigten, die keine Aecker haben und doch Tauben halten, welche felden, das ist offenbar ungerecht. Hierzu gesellen sich noch die Tauben, die auf Thürmen und in Ruinen nisten, um die man sich weiter nicht bekümmert, als daß man ihnen die Jungen nimmt. Die Vorschläge, die Tauben in der Bestell= und Erntezeit einzusperren, sind widernatürlich und gegen die armen Thiere eine Grausamkeit. Ihre Lieblings=Nahrung, Erbsen und Wicken, läßt sich auf folgende Weise unterbringen. Bei uns werden die meisten Erbsen, besonders die Früherbsen gesteckt; Andere rathen dergleichen gegen Abend zu säen, wenn die Tauben schon auf dem Schlage weilen. Ihr Geruch leitet sie nicht, wohl aber ihr scharfes Gesicht. Sehen sie daher den Säemann mit seinem Tuche den Saamen ausstreuen von ihren hohen Wohnungen, so eilen sie hin, und finden sie dort einen gedeckten Tisch, so findet sich wohl der ganze Zug ein und thut beim nicht Unterpflügen allerdings einen nicht geringen Schaden. Das Taubenwehren hilft nicht lange, wenn es nicht durch Feuergewehre unterstützt wird.

Zur Erntezeit thun sie besonders noch dadurch Schaden, daß sie, um ein einziges Korn aus einer Aehre zu bekommen, oft die Körner aus der ganzen Aehre ausschlagen und herumstreuen.

In Kurhessen wurde die Frage gestellt, ob die Tauben der Landwirthschaft Nachtheil brächten, und ob sie zur Zeit der Aus=

saat eingesperrt werden müßten? Die Beantwortung fiel für die Tauben günstig aus und es wurde darauf durch die Verordnung vom 15. Februar 1838 gestattet, die Tauben zu jeder Jahreszeit frei fliegen zu lassen. In einem öffentlichen Blatte stand auch: Die Tauben und ihr Ausfliegen ist für die Landwirthschaft nicht nachtheilig, im Gegentheil ihr nützlich. 1) Die Taube im Felde scharrt nicht, sondern liest im Laufe nur die Körner auf, die auf der Oberfläche des Landes liegen und die entweder gar nicht aufkeimen oder doch nur einen sehr schwachen Halm treiben, die dann keine reife Früchte bringen und wodurch zum Theil auch der so schädliche Brand entsteht. 2) Nur die Taube sucht die sehr schädliche Vogelwicke (Vic. Cracca) im Felde auf, besonders im Frühjahre ehe noch Körner ausgesäet werden. Schießt man zu dieser Zeit eine heimkehrende Taube, so wird man das Gesagte bestätigt finden. — Daß die Tauben übrigens den Kalk auf den Dächern abhacken ist leider bekannt, und es regnet dann durch, was man aber durch das Hinsetzen im Schlage von Kalk und Sand verhindern kann.

Einen Hauptnutzen gewährt das zarte Fleisch der Jungen den Kranken wie den Gesunden als angenehme Kost. Selbst das Fleisch der Alten zerhackt und gekocht giebt eine kräftige Brühe; auch giebt ihre angenehme Gestalt, ihre schöne Farbenzeichnung und ihr angenehmes Betragen den Liebhabern einen schönen Genuß, so daß selbst der Taubenhandel Manchem einen Erwerbszweig giebt. Dem Landmann geben sie, da er nicht immer aus der Stadt frisches Fleisch holen kann, manches Gericht und ein großer Taubenflug bringt auch noch manchen Gewinn durch den Verkauf der Jungen, da besonders von Feldtauben das Fleisch sehr gesund und wohlschmeckend ist. Sie vermehren sich sehr stark, ob sie gleich nur jedesmal 2 Eier legen; nimmt man nun an, daß sich ein Paar Tauben des Jahres 9 Mal vermehrt, wovon man doch Beispiele hat, so können von ihnen im ersten Jahre 18 Stück (oder 9 Paar, die mit den Alten 10 Paar ausmachen) und im zweiten Jahre 180 (oder 90 Paar) Tauben gezogen werden;

diese können sich im dritten Jahre nebst den 20 Alten bis auf 1800 Stück (oder 900 Paar) vermehren. Wenn man nun die 100 Paar Alten dazu rechnet, so geben, nach der ganz richtigen Rechnung des Linné, die 1000 Paar Tauben im vierten Jahre 18,000 Junge. Auf Papier ist diese Rechnung richtig. Die Natur hat indessen dieser ungeheuren Vermehrung schon durch die Verwahrlosung der Eier und Jungen, welche die Alten oft begehen, und selbst durch Krankheiten, Raubthiere und dergl. vorgebeugt.

Auf Feldtauben kann man durchschnittlich nur 3—4 Bruten annehmen. Das Futter, die Beschaffenheit und Lage des Schlages wirken entscheidend dabei ein.

Die Haustauben vermehren sich stärker und manche gute Hecktauben liefern oft 8 bis 10 Bruten in einem Jahre. Futterpreise und Handel mit den Jungen bestimmen Schaden und Verlust und was etwa an Gewinn fehlt, wird man wohl auf sein Vergnügen rechnen müssen.

Die größere Fruchtbarkeit der Haustauben liegt wohl in der bessern Wartung und Pflege, da jene ihr Futter mühseliger und weiter herholen und dabei mit manchen Unbequemlichkeiten zu kämpfen haben. Die Feldtauben, die auch meist nicht so bequem und warm wohnen, fangen gewöhnlich erst den Februar an sich zum Hecken vorzubereiten, legen zuerst im März und hören im August auf.

Die 2 Eier, die sie legen, enthalten meist ein Pärchen, doch ist es nicht wohlgethan sie zusammen zu lassen, besser ist es sie zu trennen, da man bemerkt hat, daß sie nicht so fruchtbar sind.

Die alten Juden opferten junge Tauben als die reinsten Vögel.

Die Haut von den Taubenkröpfen mit den glänzenden Federn brauchte man sonst häufig als Pelzwerk zu Müffen, Verbrämung der Kleider, zu Mützen und zu Winterwesten.

Die Federn werden überhaupt von den Federschmückern zu

allerhand Putz verarbeitet; auch zur Ausstopfung schlechter Polster und Betten benutzt.

Das Taubenblut soll gut zur Vertreibung der Muttermähler sein.

Der Mist ist ein vortrefflicher Dünger, vorzüglich wegen seiner hitzigen Eigenschaft, wodurch er das kalte Erdreich erwärmt. Man düngt Aecker, vorzüglich aber Grasegärten und Wiesen damit. Auf den Weizen- und Hanfäckern wird er sehr einträglich, wenn es oft regnet; bei Trockenheit ist er zu hitzig. Er wird übrigens wie die ausgelaugte Asche nur dünn ausgestreuet. Am höchsten schätzen ihn die Gärtner; denn man hat Beispiele, daß Bäume, die dem Absterben nahe waren, mit diesem Dünger wieder belebt wurden. Man muß ihn aber bis zu diesem Gebrauche an einem von der Sonne, Wind und Regen sichern Orte aufbewahren, denn er verliert im Freien, so wie Dünger jeder Art, eine beträchtlichen Theil seiner Kräfte. Uebrigens muß ich noch hinzufügen, daß man ihn nicht an feuergefährlichen Orten aufbewahren darf, da er sich unter Umständen entzündet und brennbare Materialien in Flammen zu setzen pflegt, daher duldet man auch in Japan die Tauben in keinem Hause.

Besonders gut ist dieser Dünger den Melonen, weshalb auch in Persien die Tauben in großer Menge und mit äußerster Sorgfalt erzogen werden. Man trifft daher auch in keinem Lande der Welt schönere und prächtigere Taubenhäuser als dort an. Bloß um Ispahan zählt man derselben über drei Tausend.

In den Niederlanden braucht man denselben zum Düngen der Tabacksfelder, weil man die Erfahrung gemacht hat, daß der Taback durch denselben erstaunlich wächst und dicke, große ölige Blätter bekommt. Auch beim Düngen der Weinstöcke erhält man viele und große Früchte.

In Gärten auf den Beeten, z. B. den Erdbeerbeeten, thut er ebenfalls die besten Dienste, besonders in Mistbeeten.

Die Bäcker wissen an manchen Orten diesen Mist sehr gut zu benutzen, indem sie aus demselben eine Lauge zur Ein-

machung des Semmelteiges ziehen. Die Semmeln werden dadurch lockerer und erhalten einen ganz besondern Geschmack. In Frankreich war dieß sonst etwas gewöhnliches, und eine der vornehmsten Ursachen, warum der Taubenmist daselbst fast mit der Gerste in einem Preise stand und so angenehm war, daß man nur des Mistes wegen Tauben zu unterhalten pflegte.

Auch zum Waschen und Bleichen ist die Lauge von Taubenkoth vortrefflich.

Außer der Saat- und Erntezeit nähren sich die Tauben von den ausgefallenen Sämereien der Unkräuter und werden dadurch den Aeckern nützlich.

Sonst benutzte man von den Tauben außer dem Fleische Blut, innere Magenhäutchen, Schmalz, Gehirn, Mist, Leber, Eier, Federn gebrannt in der Arznei.

Wir bemerkten schon, daß man Tauben zum Transport der Briefe braucht, nämlich die sogenannte Brieftaube; indessen lassen sich auch unsere zahmen und schnell fliegenden Tauben dazu abrichten. Dies that schon Hirtius und Brutus bei der Belagerung von Modena, die Harlemer bei der Belagerung vom Jahre 1573, die Leidner bei der vom Jahre 1574 und noch andere, mit zahm gemachten Tauben, die man aus der Festung schickte und so Nachrichten aus dem Lager erhielt.

Das Abrichten dieser geflügelten Boten muß schon in ihrer Jugend beginnen. Man lehrt sie die Nahrung aus der Hand nehmen und macht sie so ganz zahm, was keine große Schwierigkeit hat. Sobald sie gut aus- und einfliegen, schickt man sie in einem Käfig nach dem Orte zu, mit welchem man in Verbindung treten will. Man läßt sie zuerst da fliegen, wo sie ihre Heimath sehen können und dehnt dann das Hintragen nach dem Orte, mit dem man sich in Verbindung setzen will, immer mehr aus, bis das Ziel erreicht ist, das sie zu durchfliegen haben.

An jedem der beiden Orte muß ein für sie allein bestimmter Taubenschlag eingerichtet sein, worin wenige Fuß über dem Bo-

den kleine Behälter als Nester für die Tauben, welche auf Botschaft versandt werden sollen oder davon zurückkommen, angebracht werden und worin man sie am leichtesten fangen kann; denn ermüdet von der Reise suchen die Zurückkommenden sofort ihr Nest. Wären diese Nester zu hoch oder zu groß, so würde man zu viel Mühe haben oder auch wohl die andern Tauben stören.

Sobald nun dergleichen abgerichtete Tauben anfänglich in einem Käfig an den Ort ihrer Bestimmung angekommen sind, setzt man sie auch in einen dazu bestimmten Schlag und hält sie 8—10 Wochen lang in demselben gefangen, während welcher Zeit man sie gut füttert und die Zähmung auch hier fortsetzt. Sind sie demnach auch an diesen Schlag gewöhnt, so kann der Postdienst beginnen, wozu man aber stets eines gepaarten Männchens und Weibchens sich zu bedienen pflegt, damit keine neue Liebschaft sie unterwegs aufhalte. An dem Orte ihrer Bestimmung muß man aber aufpassen, um die Ankunft derselben sofort zu bemerken, ihnen dann die Botschaft abnehmen und sie reichlich und gut mit Futter versorgen; sollen sie zurückgesendet werden, so muß die Antwort schnell besorgt und die Tauben durch Liebkosungen und Futter erhalten, aber nicht strenge eingesperrt werden.

Den Brief schreibt man auf sehr feines Papier, kurz und legt ihn schmal und flach zusammen und befestigt ihn mit großer Vorsicht unter einem Flügel auf folgende Weise mit einer sehr feinen, dazu eigends angefertigten Nadel an eine der Federn des Flügels, so daß die Spitze derselben auswärts gerichtet ist, damit die Taube nicht verletzt werde. Von dem Briefe, der unter dem Flügel ganz versteckt sein muß, darf durchaus nichts herabhängen, damit sich die Luft nicht darein fange und die Taube dadurch im Fluge gehindert werde. Hierauf umwindet man die Spitze der Nadel zwei Mal mit einem ganz feinen aber dabei starken festen seidenen Faden, den man gehörig fest knüpft. So vorbereitet kann dann der Lufttransport vor sich gehen. Erforderlichen Falls kann man auch unter beide Flügel solche Briefe auf diese Weise anbringen. Andere befestigen auch dergleichen Briefchen um einen

Fuß mit einem seidenen Faden; auch taucht man wohl den Brief, um ihn gegen Nässe zu schützen, etwas ins Oel.

Eine Feldtaube kann in einer Stunde 6 deutsche Meilen fliegen, könnte also in einem Tage 144 Meilen zurücklegen. In der Abrichtung der Brieftauben, sagt Froriep in seinen Notizen 1837, haben es die Holländer am weitesten gebracht. Man wählt dazu Tauben von 8 — 10 Wochen alt. Anfänglich entfernt man sie nur eine Stunde weit von der Heimath und wirft sie dann in die Höhe. Sie steigen dann ziemlich hoch und sehen so wahrscheinlich das Heimathland. Diese Uebung wird dann 5 — 6 Mal in eben so vielen Tagen wiederholt. Hierauf trägt man die Taube 2 Stunden weit weg und verfährt eben so. Auf diese Art hatte man eine Taube über 192 Stunden mitgenommen. Eine so abgerichtete Taube legte meist den weitesten Weg von 800 Stunden zurück, so daß man annehmen mußte, daß sie auf diesen weiten Reisen sich des Nachts niedergelassen und am folgenden Tage sie wieder fortgesetzt habe. Die Geschwindigkeit der antwerpener Tauben, die leichter und feiner sind als die englischen, sollen in einer Minute eine englische Meile durchfliegen. Ein dortiger Börsenspeculant hält 1200 Stück. Ein dergleichen gutes Paar wird aber auch mit 5 Pfund Sterling oder 30—33 Thaler bezahlt. Die Leipziger Zeitung meldet indessen aus Dresden, den 30. Juli 1838: Vor einigen Tagen wurden 32 männliche Tauben von dem Städtchen Herve, zwischen Lüttich und Verviers gelegen, über Leipzig hierher gebracht. Sie waren abgesendet von der Taubenkomité zu Herve, um einen Probeflug von hier zurück zu machen und deshalb von der dortigen Obrigkeit gestempelt. Nachdem sie auch hier gestempelt waren, wurden sie gestern früh bei heiterm Himmel und ruhigem Wetter auf den Zwingerwall gebracht, daselbst gefüttert und getränkt und 5 Minuten nach 6 Uhr aus ihrem Gefängnisse getrieben. Sie flogen zuerst in der Richtung nach Morgen auf, bald aber sammelten sie sich und nahmen ihren Weg zwischen Freiburg und Meißen hin, flogen aber so hoch und schnell, daß sie nach einigen Se-

funden aus den Augen verschwanden. Nach der Aussage des Führers erwartet man sie dort, bei der angegebenen Zeit des Fluges, des Morgens $9^1/_2$, spätestens 10 Uhr. Nimmt man nun etwa 4 Stunden Flugzeit und die Entfernung von Dresden nach Herve auf 80 geographische Meilen an, so ergiebt sich eine Geschwindigkeit von 20 Meilen in einer Stunde oder die Meile zu 26,000 Fuß gerechnet, die Geschwindigkeit von 130,000 Fuß in einer Minute *).

Schon vor Jahrtausenden ging die Taubenliebhaberei sehr weit; Plinius B. 10. 53. erzählt: daß man einzelne Paare für 400 Denare (etwa 89 Thlr.) verkauft hätte und daß manche Menschen vor lauter Taubenliebhaberei wie verrückt wären. Der Engländer Latham erzählt in seiner zu Ende des letzten Jahrhunderts geschriebenen Synopsis of birds, daß für einen einzigen ausgezeichneten Tümmler 80 Guineen gegeben worden sei und daß man zu der Zeit, wo er schrieb, öfters 20 Guineen für ein Paar Kropftauben gab (die Guinee zu 6 Thlr. 19 gGr. gerechnet). —

Den Schaden, den die Tauben im Allgemeinen anrichten, haben wir schon im vorigen Abschnitt mit abgehandelt. Sie beschädigen allerdings die Dächer, zertreten und zerhacken auch die Stroh-Dächer, die besonders keine feste Verbindung haben, doch kann es durch die oben angegebenen Mittel einiger Maßen unschädlicher gemacht werden.

Nachdem wir nun das Wichtigste von den Tauben angeführt haben, kommen wir endlich auf die Art und Weise, wo und wie

*) In einer Reisebeschreibung liest man, daß in Kairo einige Tauber von ihren Täubinnen getrennt werden, um sie in die Städte zu schicken, aus denen man schnell Nachricht haben will. Die Briefchen überbringen sie unter dem Flügel befestigt. Sie eilen zu ihren Weibchen so schnell in einem Tage zurück, über welche Reise ein Fußgänger 6 Tage brauchen würde. In Aleppo bedient man sich einiger Tauben, die von Alexandrette nach Aleppo in noch nicht 6 Stunden fliegen, obgleich beide Städte 22 starke Meilen von einander liegen. — In Spanien hat man auch dergleichen Briefboten und Fischer sagt in seinen Gemälden von Valencia, daß eine solche Taube daselbst einen Weg von 10—12 Stunden in 40—50 Minuten zurücklege.

man sie zu halten pflegt. — Die Taubenzucht verliert sich in das graue Alterthum. Eigene Leute besorgten ihre Wartung und Pflege und die sich in die Tempel genistet, standen unter dem Schutze der Götter. Ja, der Wagen der Göttin der Liebe wurde von Tauben gezogen. Sie galten als das Bild ehelicher Treue und Liebe rc.

Wer Tauben halten will, muß zuerst auf einen passenden Platz sehen, wo er ihn am vortheilhaftesten und bequemsten anlegen kann. Im Allgemeinen legt man den Taubenschlag für große, schwere Haustauben am niedrigsten an, weil ihnen das Hinauffliegen schwer fällt; dagegen verlangen die leicht fliegenden, namentlich die Feldtauben, einen recht hohen Ort, von dem aus sie eine weite Aussicht auf das Feld haben. Wir wollen daher einige derselben beschreiben. Zuerst gedenken wir der Taubenkasten; es sind längliche, viereckige, aus Brettern zusammengeschlagene (auch aus Weiden geflochtene), an den Wänden reihenweise über einander befestigte Behälter mit Fluglöchern und Trittbrettern versehen. Die Rückwand vertritt die Mauer, an die sie befestigt werden. Alle Ritzen an diesen Kasten müssen sorgfältig mit Kalk verstrichen werden, um Kälte, Regen und Ungeziefer abzuhalten. Man legt mehrere Reihen dieser Kasten neben und über einander an. Jeder Kasten ist für Feldflüchter und die ihnen ähnlichen 2 Fuß hoch und 2 Fuß lang. Inwendig müssen die Bretter glatt gehobelt sein, damit das Ungeziefer sich darein nicht so leicht einnisteln kann. In jedem Kasten befindet sich ein viereckiges oder bogenförmiges Loch als Flugloch ausgeschnitten. Sind die Kasten für Feldtauben bestimmt, so genügt ein Loch von 6 Zoll Höhe und 4 Zoll Breite. (In der Regel rechnet man bei den Feldtauben jährlich auf 3—4 Paar Junge.) Am besten legt man sie gegen Morgen an. Sie haben indessen viel Unbequemlichkeiten, z. B. bei dem Anbringen der Tauben, beim Reinigen, wo bei dem Reinigen der Nester viel Mist verloren geht, beim Ansetzen der Leiter an die Höhlen werden die Brütenden gestört und die oft noch nicht flüggen Jungen stürzen aus den Nestern

und beschädigen sich; auch kann man die Kranken und Kränkelnden nicht so leicht einfangen und zweckmäßig behandeln.

Noch gedenken wir der Tauben-Räder, die meist auf einer oder wohl einigen Säulen im Hofe stehen, sie sind indessen unbequem und lassen nie das Einfangen und nähere Behandeln der Tauben zu, bringen manchen Verlust der Jungen, die oft herabfallen, zu Wege. Ihre Form ist bald rund, bald viereckig und gleichen im Uebrigen den beschriebenen Taubenkasten, sind unbequem und nähren viel Ungeziefer, daher man keinem Liebhaber von Tauben dazu rathen kann.

Viele legen Taubenschläge in den Ställen an, damit sie im Winter warm sitzen und so eher hecken. Dies hat allerdings manches für sich. Manche nageln dazu blos Nester an, oder die oben beschriebenen Höhlen mit einem Trittbrette. Besser ist ein Verschlag mit einer Gitterthür, damit die Wärme eindringen kann, die das unten befindliche Vieh entwickelt. Die Tauben müssen dabei nie in den Stall kommen, sondern durch ein Flugloch über der Thüre ins Freie kommen, was durch den Verschlag erzielt werden muß. Inwendig bringt man geflochtene Nester an. Pferdeställe passen weniger und sollen sie auch da angelegt werden, so verwahrt man sie, daß weder Federn noch Unrath in die Krippe, noch in den Stall kommen kann und selbst beim Reinemachen muß alles in einen Korb gepackt herabgetragen werden. Weniger Vorsicht hat man bei Anlage in Kuh- und Schafställen zu beobachten; doch müssen sie nie über den Krippen und Saufträgen angelegt werden und auch hier muß der Flug über der Stallthüre so angelegt sein, daß sie nicht erst durch den Stall fliegen müssen, vielmehr aus ihrem Behälter gleich durch ein oder einige Fluglöcher ins Freie kommen können. Die Fluglöcher müssen indessen durch Fallthüren mit einem Gitterfenster zu verschließen sein, die beim Ausnehmen der Jungen, oder Einfangen der Alten und Kranken, um sehen zu können, nothwendig sind.

Die eigentlichen Taubenschläge haben daher viel für sich. Man legt sie gern auf den Böden und zwar auf der Giebel-

seite an, wo möglich nach Morgen hin. Kann man einen Schornstein mit hinein bringen, so ist dies im Winter für die Tauben vortheilhaft, weil sie durch ihn immer etwas Wärme genießen. Die Größe richtet sich nach der zu haltenden Menge der Tauben, so daß etwa ihre Menge den vierten Theil des Bodens bedeckt; man übertüncht denselben mit Lehm gegen Ungeziefer. Die Löcher und Ritzen müssen zwischen den Dachlatten, die auf den Dachsparren aufgenagelt sind, sorgfältig mit Lehm oder Kalk, unter welchen man Glasscherben mischt und mit Ziegel- oder Schieferstückchen verstrichen werden, um das Eindringen der Ratten, Mäuse und Wieseln zu verhindern. Die Thür muß gut schließen und unten mit Blech von außen beschlagen werden, damit weder Mäuse noch Ratten sich durchnagen können. In der gut schließenden Thür befinde sich ein Fensterchen, das man mit einem Schieber verschließen kann. Es dient dazu, unbemerkt die Tauben im Schlage zu beobachten. Das Flugbrett geht hinaus und ruht auf 2 Stützen. Eine Klappe oder Fallthüre kann von Außen durch einen Bindfaden geöffnet und verschlossen werden. Die Fluglöcher bringt man wenigstens eine Elle hoch über dem Boden an, damit die noch unerfahrenen Jungen nicht zu zeitig sich herausmachen, herabfallen und verunglücken. Man bringt mehrere an, weil sonst ein Tauber oft eins für sich allein einnimmt und die andern am Ein- und Ausfliegen hindert. Ein solches Flugloch muß 1 Fuß hoch und 2 Fuß lang sein. Die Fallthüren macht man von Brettern, so daß sie des Nachts den Schlag gut schließen und im Winter Schneegestöber abhalten.

Die Nester macht man über einander und so hoch, daß die Taube bequem und hoch aufgerichtet dazwischen treten kann. Die erste Reihe fängt eine Elle über dem Boden an, diesen unteren Raum benutzt man zu Bauern, mit einem leichten Brettchen versehen, das man auf- und zuklappen kann. Man bringt für die, welche sich paaren sollen, zugleich ein Nest mit an und giebt ihnen darin so viel Platz, daß sie sich darin frei bewegen können und daß ein Futter- und Sauf-Napf darin Platz hat; eingestreuter Flußsand

darf darin auch nicht fehlen. An einer andern entfernten Seite giebt es auch noch andere Bauer, in welchen die Patienten Aufnahme finden und die sich in diesen am besten behandeln lassen.

Die Nester kann man über einander anbringen. Man wähle die von Stroh geflochtenen; stecke an jeder Seite einen Stock durch, um sie so zwischen 2 Latten befestigen zu können; ein davor genageltes Brettstückchen schützt die Jungen vor dem Herausfallen und beschattet auch die brütenden Tauben. Gut ist es, perpendikulär ein leichtes Brett so anzunageln, daß sich die brütenden Paare nicht sehen können, weil sonst die Zänkereien der Tauben nicht aufhören. Kann noch 8—9 Zoll vor den Nestern eine dünne Latte, worauf sie sich des Nachts setzen, angenagelt werden, so ist es besser und der Koth wird um so mehr von den Nestern der neben dem Neste sitzenden entfernt. Auf diese Art kann man die ganzen Wände mit Nestern versehen. Auf jedes Paar rechnet man 2 Nester. Der Schlag muß wenigstens 8—12 Paare enthalten. Denn hat man weniger, so verlassen sie, als Gesellschaft liebende Vögel, den ihnen zu einsam scheinenden Schlag und nisten sich in größeren mit ein. Nach der Regel, wo Tauben sind, fliegen noch mehrere zu.

Um einen Ueberblick von seinen Tauben zu haben, ist es gut, besonders wenn es nicht zu viel sind, ihnen Namen zu geben und diese in ein Buch einzutragen, sind es aber zu viel, genügt es die Nester zu nummeriren. Nun trägt man in ein Buch die Eier, wenn sie gelegt und die Jungen. Wird das ordentlich eingetragen, so weiß man immer wie es mit seinem Schlage steht und wie viel Paar man wohl verwerthen kann. Desgleichen wird auch die Getreideart und die Menge nebst Preis eingetragen und monatlich abgeschlossen; desgleichen auch das Geld für die verkauften Tauben und den Mist, der entweder selbst benutzt oder verkauft wird. Wöchentlich macht man die Ronde mit einer stehenden Leiter, die man mit Leichtigkeit schieben und gefahrlos bis zu den obersten Nestern gelangen kann. Finden sich nun faule Eier oder verreckte Tauben, so werden dieselben heraus-

genommen, die Nester gereinigt und wieder zum neuen Brüten befestigt. Die Nester werden ausgeklopft und mit heißem Wasser ausgebrüht. Herrscht hier nicht die größte Reinlichkeit, so läuft man Gefahr, daß Wanzen und Flöhe, die sich gern in Schlägen aufhalten, am Ende das ganze Haus besaamen. Die Anzahl der Tauben, die ein jeder Landmann zu halten berechtigt ist, bestimmen nach der Ackerzahl die verschiedenen Landesgesetze, die zugleich auch die Strafen für das Tödten und Wegfangen der Tauben enthalten.

Um bei Uebergaben die etwaige Anzahl der Paare anzugeben, darf man nur des Abends, wenn sie sich schon zur Ruhe begeben haben, auf den Schlag gehen und sie hinausjagen. Zu dieser Zeit fliegen sie nur auf die nächsten Dächer und können hier gezählt werden. Auf den Schlag selbst legt man in einen Winkel etwas Stroh und Heuhälmchen, was sie zum Material in ihre Nester tragen. Flußsand darf gestreut nie fehlen und wird der Schlag etwa monatlich ein Mal gereinigt, so wird er wieder ergänzt. Gutes gesundes Futter, das nicht tummlig ist, und immer frisches reines Saufen erhält ihre Gesundheit. Man kann es ihnen, besonders im heißen Sommer täglich früh, Mittags und Abends reichen. Man wähle dazu keine hölzernen Gefäße, die durch das Auslaugen das Wasser verderben, sondern töpferne. Auf dem Gefäß ist ein Deckel, in dem sich so große Löcher befinden, daß die Tauben bequem ihren Kopf, um daraus zu saufen, hineinstecken können, auf diese Art wird das Saufen auch nicht so leicht verunreinigt, da sie in offene Gefäß sich sogar hineinsetzen. Man kann auch vom Töpfer lange, gut glasirte Krippen machen lassen, woraus dann eine ganze Menge saufen kann. Diese lassen sich leicht durch Ausspülen reinigen.

Man hat nun viele Mittel die Tauben an den Schlag zu gewöhnen, wobei selbst der Aberglaube mit thätig gewesen ist, so z. B. soll man die Tauben ehe sie ausfliegen, aus einem Menschenschädel, versteht sich von einem armen Sünder, saufen lassen, ja ein Stückchen von der Montirung eines solchen Unglücklichen

um Mitternacht vom Rabe geholt und auf den Schlag gehängt giebt einen solchen Talismann ab. Gott sei indessen gedankt, die Zeiten sind vorüber, wo man noch an solche Possen glauben konnte. Auf den Instinkt dieser Thiere und auf das, was ihnen angenehm ist, hat man kräftiger einzuwirken sich bemüht: nämlich durch gutes Futter und Reinlichkeit. Folgendes hat sich auch durch die Erfahrung als gut bestätigt. Man nimmt Eberwurz, Liebstöckel, Anis und Fenchel, stößt alles klein und vermischt es mit fein geriebenen alten Lehm von Wellerwänden oder Backofenlehm. Diese Mischung wird nun durch Heringslaake (da die Tauben bekanntlich gern Salz fressen) ein- und aufgeweicht, so daß die Masse einen Teig bildet, wovon man dann Stücke in mehrere Ecken des Schlages legt. Die Tauben kommen dann öfters hin und hacken Stückchen davon ab. Der Geruch theilt sich nach und nach dem Schlage und endlich den Tauben selbst mit. Beim Ausfliegen folgen dann auch gern andere Tauben den so angenehm duftenden; doch darf man es damit auch nicht übertreiben. Dagegen hassen sie unangenehmen Geruch, besonders wie oben gesagt, den Teufelsdreck.

Auf unserer Tafel sehen unsere Leser einen Taubenschlag abgebildet, wie er bei neuer Anlage sein sollte. Unten ist eine Stube, die alles was gebraucht wird enthält, z. B. Säcke mit Futter, einen Bauer zum Absuchen der Jungen, Vorrath von Nestern, Tisch, Stuhl und Tintefaß nebst Büchern, worin die obigen Angaben sich eingezeichnet befinden. Noch sind hier Bauer, worin man junge Tauben, die ihre Eltern verloren, groß füttern oder gar mästen kann. Die Thüre oben am Taubenschlage besteht aus zwei Hälften, einer obern und untern. Will man den Schlag reinigen und den reinen Taubenmist zu irgend einem Endzweck gebrauchen, so wird die untere Hälfte der Thüre geöffnet und oben eine Rinne angesetzt, in welche man den Mist wirft, der dann in untergesetzte Körbe oder in eine Hohlkarre fällt und so unvermischt mit anderm Miste gleich an den Ort seiner Bestimmung gebracht werden kann. Wo man ihn indessen

auch aufbewahren läßt, sorge man dafür, daß er sich nicht leicht erhitze, indem man Beispiele hat, wo er durch Selbstentzündung Feuer veranlaßt hat. Unten aus der Stube führt eine Treppe auf den eigentlichen Schlag, der nach obiger Angabe angelegt und bei Mangel an Platz bis unter das Dach noch mit Tauben bevölkert werden kann. Man legt ihn meist in der Mitte des Hofes an, auch versieht man ihn mit einer Hundehütte, die gleich mit eingemauert wird, damit der nächtliche Wächter die ungebetenen Gäste abhalte, die wohl einen Besuch auf den Schlag machen könnten.

Nachdem nun die Schläge, wo man sie auch anzulegen Gelegenheit gefunden hat, in Stand gesetzt sind, wird es Zeit an ihre Bevölkerung zu denken. Bei der Anlage von Taubenschlägen sehe man zuerst auf junge Tauben und daß sie nicht aus der Nähe sind, weil sie sonst ihren alten Wohnort gern wieder aufsuchen. Wie man übrigens die Alten und Jungen unterscheiden kann, ist oben angegeben.

Die beste Zeit ist demnach das Frühjahr, wo man junge Tauben kaufen, und da sich mächtig der Begattungstrieb in ihnen regt, sie nach Willkühr mit einander paaren kann. Sieht man die meisten Paare sich schnäbeln, zu Neste tragen und die Tauber treiben, so kann man es wagen, sie ausfliegen zu lassen. Das Flugbrett, das wie ein Gitterkasten zum Schlage heraussteht, dient ihnen dazu, sich schon vorher in ihrer Umgegend zu orientiren. Zum Oeffnen des Schlages wähle man einen trüben regnigen Tag, füttere sie vorher mit ihrem Lieblingsfutter und öffne erst Nachmittags den Schlag, da sie zum weiten Flug zu träge sind. Gegen Abend pfeift man, wie bei jeder Fütterung schon vorher geschehen sein muß, und giebt den kommenden gutes Futter und Saufen. Am Tage des Ausfluges muß in dem Gehöfte aller wilde Lärm vermieden werden, damit man sie nicht verscheucht und sie die Wohnung wieder finden können. Läßt man in der Folge neu angekauften Tauben zu zeitig ausfliegen, so bleiben viele davon aus. Nur wenn sie Eier oder Junge haben, kann man sich ihrer eher versichert halten,

daß sie bleiben. Ich kannte einen Taubenliebhaber, dem das lange Einsperren nie gefiel, denn oft schon nach 2 Tagen mußten die Angekommenen mit ausfliegen und es konnte daher nicht fehlen, daß er oft über den Verlust der davon geflogenen klagte. Ein Bekannter schrieb daher an seine Thür:

„Wer sein Geld nicht kann sehn liegen,
Der kaufe Tauben, so sieht ers fliegen.“

Fastnachten ist indessen die gewöhnliche Zeit, wo man Tauben kauft, indem die meisten Taubenbesitzer zu dieser Zeit in den Schlägen Musterung halten, um Platz für die Jungen zu gewinnen. Andere thun dies jedoch im Herbst und man kauft hier auch wohlfeiler, indem man das Durchwintern meist ohne Nutzen zu besorgen hat. Sie bleiben aber auch besser, weil sie die Mauser traurig macht und sie wenig Lust zum weiten Fluge haben. Im Februar und März beginnt indessen die Begattung, wobei Witterung und warme Ställe hauptsächlich einwirken.

Der Taubenschlag muß, wie wir schon bemerkten, durch eine gut passende Thür geschlossen und durch ein gutes Schloß verwahrt werden, weil sonst Muthwille, auch wohl Bosheit viel Schaden thun kann, da sie durch Teufelsdreck vertrieben und durch bittere Mandeln getödtet werden können.

Alle Jahr werden Musterungen gehalten, meist gegen den Herbst. Hat man den Schlag mit lauter Jungen besetzt, so kann man die ersten 4 Jahre, wenn gute Abwartung nicht fehlt und keine Krankheiten dazwischen kommen, auf eine gute Nachkommenschaft rechnen. Kommt es aber weiterhin, so nimmt die Fruchtbarkeit ab; wer wenig hat, kann allenfalls ihr Alter wohl merken. Andere, die eine größere Menge haben, können dies weniger. Man hat demnach vorgeschlagen, sie zu zeichnen und zwar an den Nägeln der Zehen, wo man alle Jahre einen vorsichtig beschneiden soll. So wird man denn in den Stand gesetzt, die Alten nach und nach alle abzuschaffen und an ihre Stelle sie mit jungem Zuwachs zu ergänzen. Zu dem Ausschluß kommen noch diejenigen, die im Ausbrüten, Füttern und Auferziehen der Jungen nachlässig

sind, so auch die beißigen Tauber, die sich das Flugloch allein zuzueignen streben.

In der Regel hält man Haustauben 5 und Feldtauben 7 Jahre, denn so lange hecken sie am fleißigsten, ob man gleich ihr Alter zu 16, ja bis 20 Jahre festsetzt.

Wenn man nicht allein das fleißige Brüten der Tauben zu befördern, sondern auch schöne Farben und Zeichnungen zu erzeugen sucht, damit sie von Liebhabern gekauft und theuer bezahlt werden, so erzielt man das Letztere dadurch, daß man Tauben von verschiedenen Farben zusammenpaart; doch müssen dieselben rein und nicht schon mit andern Farben vermischt sein. Die Erfahrung hat gelehrt, daß ein weißer Tauber und eine ganz schwarze Täubin Schwarzbäuche hervorbringen, deren Unterleib nämlich schwarz, Kopf und Flügel aber weiß gesprenkelt sind.

Die türkische und Kropftaube (die auch gut zusammenpassen) erzeugen die sogenannte Rittertaube als eine schöne Spielart. — Die türkische mit der Höckertaube gepaart liefert die spanische Taube. — Das Mövchen mit der Pfauentaube bringt das Pfauenmövchen rc.

Wer ein Liebhaber von Tauben mit Federfüßen und Hauben ist, der nehme dazu einen Tauber, der damit versehen ist, da besonders die Jungen nach dem Männchen fallen. Vollkommener erhält man sie indessen doch, wenn beide Gatten damit versehen sind.

Die Brutwärme der Tauben ist stark und die Versuche, durch sie auch Eier anderer Vögel ausbrüten zu lassen, sind vollkommen geglückt. Hühnereier bringen sie z. B. in 21 Tagen aus. Man giebt aber an, daß die Hühner kleiner würden und die Hähne besonders schlimm werden sollen. Ein Versuch, den ich damit machte, möchte das Gesagte bestätigen. Ein Paar meiner Tauben brachte ihre Eier selten aus und ich legte der brütenden Täubin ein Hühnerei unter, nach 21 Tagen kam ein Hähnchen heraus, was meine Kinder mit vieler Liebe groß zogen. War es nun, daß die Kinder das Thier durch Necken böse gemacht

hatten; oder lag es in seiner Tauben-Natur, denn es wurde in der Folge sehr böse, flog nach dem Gesicht, hackte und schlug mit den Flügeln, so daß ich es abschlachten ließ.

Leute, die sich mit dem Verkauf junger Tauben abgeben, stopfen sie mit gequellten Erbsen oder Mais täglich 3 Mal, doch hüte man sich, sie nie zu voll zu stopfen, sonst kann man sie bald als Leiche haben. Andere machen auch einen Teig von Milch und Weizenmehl, worunter man ein wenig Salz, Sand und Spießglanz mischt, formt daraus Kugeln von der Größe einer Erbse, dürrt solche auf dem heißen Ofen und stopft damit die Tauben. Die Portionen werden nach und nach vergrößert, um ihnen nicht Schaden zu thun, dabei muß man sie auch reichlich tränken.

Das Wegfangen der Tauben, so wie das Schießen ist nach den Landesgesetzen nicht erlaubt und wird bestraft. So kann man auch eingefangene Tauben, wenn man beweisen kann, daß sie die Seinigen sind, gerichtlich wieder verlangen.

Das wäre demnach das Wichtigste, was wir unsern Lesern über die von vielen sehr geliebten Thierchen mitzutheilen hätten, und führen daher nur noch für die, welche noch mehr Belehrung wünschen, folgende Werke an.

Verzeichniß mehrerer Schriften über Tauben und ihre Zucht.

Putsche, Dr. u. Prediger, Taubenkatechismus oder gründlicher und vollständiger Unterricht in der Taubenzucht, mit 3 Kupfert. 1830.

Das Ganze der Taubenzucht, von G. Neumeister. Mit Abbild. Weimar 1837. 2 Thlr. 25 Sgr.

Nützliches und vollständiges Taubenbuch &c. mit 1 Kpfr. Ulm 1790.

Gründlicher Unterricht in der Taubenzucht. Nach dreißigjähriger Erfahrung aufgesetzt, und zum allgemeinen Ver-

gnügen und Nutzen herausgegeben von einem Taubenfreunde. Berlin 1798.

Landbeck, J. C. F., Anleitung, die zahmen Tauben mit Nutzen und Vergnügen zu erhalten und zu erziehen. Straßburg 1820.

Derselbe, Anleitung, die wilden Tauben sowohl im Taubenhause als im Zimmer zu unterhalten und zu erziehen ꝛc. 1808.

Die durch Erfahrung geprüfte Taubenzucht. Eine Anweisung, nicht allein schöne, sondern auch noch einmal so viel Tauben als seither zu erziehen. 1805.

Der Tauber, oder die Geheimnisse der Taubenzucht enthüllt in einem vollständigen Rathgeber über die Kennzeichen des Geschlechts und des Alters der Tauben, über das Anschaffen, Aufziehen, Abwarten, Zahmmachen ꝛc. von Schmidt. 4te Aufl. 1829.

Die Taubenzucht in ihrem ganzen Umfange, oder vollständige Anweisung zur Kenntniß des Taubenschlags von W. Riedel, Pfarrer u. Schulinspector. 1824.

Derselbe, Die vorzüglich bekannten Feinde der Tauben, naturhistorisch bearbeitet. 1824.

Naumann, Fr., Prof., Naturgeschichte der Vögel Deutschlands. Mit Abbild. 1833. Bd. 6. S. 160. (Die wilden Tauben.)

Bechstein, Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands. 1807. Bd. 3. S. 948.

Burmeister, Prof., Handbuch der Naturgeschichte. 1837. S. 758.

Buhle, Dr., Handbuch der Naturgeschichte des Thierreichs. 2te Aufl. 1834. S. 114.

Derselbe, Die Naturgeschichte in getreuen Abbildungen und mit ausführlicher Beschreibung derselben. 1835. Leipzig, bei Ed. Eisenach. S. 267. Taf. 136—144.

Buffons Naturgeschichte der Vögel. Aus dem Französischen übersetzt von Martin. Bd. 6. S. 144.

Weber, Der Taubenfreund oder gründlicher Unterricht in der Taubenzucht. 1835.

Das Ganze der Taubenzucht oder Belehrungen über Hegung, Haltung ꝛc. der Haus-, Feld- und wilden Tauben, nebst deren Krankheiten und deren Heilung. 1843.

Die Tauben, ihre Wartung, Pflege, Haltung und Benutzung. Ein nothwendiges Handbuch für alle Taubenfreunde.

Die Farbentauben für Liebhaber und Kenner. 1818.

Brehm, Ch. B., Handbuch für den Liebhaber der Stuben-, Haus- und aller der Zähmung werthen Vögel ꝛc. Mit 8 illum. Kupfert. 1832. S. 342. 369 — 375 u. s. w.

Berichtigung zu Heft 4. (Das Haushuhn).

Im 4ten Hefte Seite 66. Z. 15 von oben lies Kamm und Füße statt Kamm am ꝛc.

Erklärung der Tafel.

1. Die Turteltaube nebst Nest.
2. Die Hohltaube.
3. Die Ringeltaube.
4. Die Riesentaube.
5. Die Lachtaube nebst Nest mit Jungen.
6. Die Zwergtaube.
7 a. Die gemeine Feldtaube und b. die hammerschlägige Taube.
8. Der Tümmler.
9. Die Trommeltaube.
10. Die Türkentaube.
11. Die Kropftaube.
12. Die Pfauentaube.
13. Die Möventaube.

Im Hintergrunde befindet sich ein Taubenschlag, wie er in dem Hefte beschrieben.





Dr. Fr. Naumann pinx. Steindr. v. C. C. Böhme

a. Gold- u. Silber-Fasan. b. Blauer Aras. c. Kibitz. d. Cardinalvogel. Oben mehrere Singvögel.

Die

Stubenvögel

nebst Angabe derjenigen, welche man aus verschiedenen Rücksichten zu halten pflegt.

Als letztes Heft zu den domesticirten Hausgeflügel, nach den neuesten Beobachtungen, Erfahrungen und Grundsätzen bearbeitet

von

Dr. Chr. Adolph Buhle,

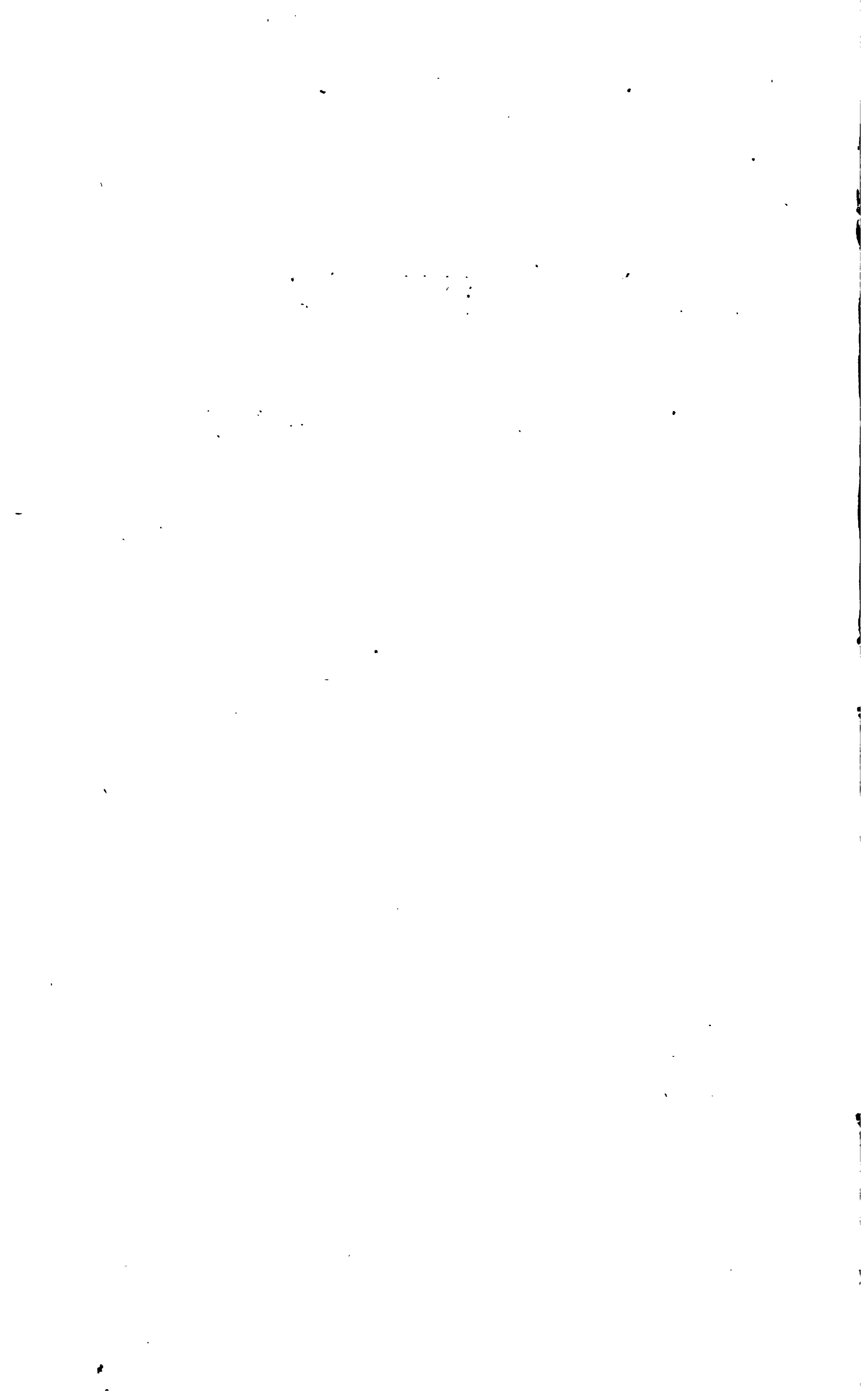
Inspector des königl. zoologischen Museums der Universität Halle, der naturforschenden Gesellschaft daselbst, der ökonomischen Gesellschaft zu Dresden und Leipzig, der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin und anderer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Nebst einer colorirten Tafel nach Zeichnung von Prof. Fr. Naumann.

Halle,

Druck und Verlag von Ed. Heynemann.

1845.



Vorwort.

Zur Klasse des domesticirten Geflügels, versprachen wir im 6ten Hefte, noch diejenigen Vögel hinzuzufügen, welche man theils als Stubenvögel ihres Gesanges, ihres Betragens, ihrer Gelehrigkeit, ihrer Seltenheit, ja selbst ihres Nutzens wegen, andere Vögel damit zu fangen oder zu jagen, zu halten pflegt. Wir halten demnach unser Versprechen.

Außerdem haben wir aber auch für Liebhaber und Begüterte noch merkwürdige Vögel des Auslandes, die durch Vogelhändler uns gebracht werden, hinzugefügt, so daß nun ein Jeder in dem Hefte etwas für sich finden wird. Auch ist selbst das Nöthigste, so viel es nur immer der gestattete Raum des Heftes erlaubte, über Fang, Behandlung, Zähmung, Abrichtung, über Krankheiten und ihre Heilung beigebracht worden, um so allen billigen Wünschen unterer Leser entgegen zu kommen.

Es sind beinahe 200 Vögel für die Liebhaber dieser Thiere aufgeführt, um danach mit Auswahl die Vogelkäfige, Stuben und Vogelhäuschen zu bevölkern. Noch füge ich eine Zeichnung und genaue Beschreibung eines Vogelhäuschens auf dem Titelkupfer diesem Hefte bei, was ich beides meinem geliebten Freunde, dem Prof. Dr. Naumann verdanke, der dadurch zugleich auch seine vielen Erfahrungen und Beobachtungen in diesem Theile der Ornithologie bekundet.

Die über diesen Gegenstand bereits herausgekommenen Werke sind uns nicht unbekannt; wir haben sie fleißig studirt und das, was mit unseren Erfahrungen übereinstimmt, benutzt. Einige davon sind mit illuminirten Kupfern ausgestattet, umfangreich und theuer. Ja selbst im Verlage dieser Hefte ist

ein solches Werk, das schon die 4te Auflage erlebt und dadurch seine Brauchbarkeit bekundet hat, erschienen. Es ist das Werk über Stubenvögel von dem seligen Bechstein, der sich so manche Verdienste um die Naturgeschichte erworben hat. Lange behauptete es den ersten Platz, bis in neueren Zeiten man ihn zu erreichen, ja zu übertreffen strebte. Einige Titel der über diesen Gegenstand herausgekommenen Werke finden sich am Ende dieses Heftes angegeben.

Ohne nun diesen Werken zu nahe zu treten, die sich zum Theil weitere Grenzen gesteckt, haben wir doch nichts gespart, die möglichste Vollkommenheit zu erreichen, wozu selbst meine Freunde, die es in solcher Kürze abgehandelt wünschten, mich noch mehr veranlaßten. Mag der geschätzte Leser sich davon selbst überzeugen.

Der Verfasser
Dr. C. A. Buhle.

Anmerk. Dieses Heft sollte so eben dem Drucke übergeben werden, als mir eine Recension des 5ten Heftes, das die Tauben enthält, aus der Landwirthschaftlichen Dorfzeitung Nr. 12. S. 46. 1845. zu Gesicht kam. Da einige Leser dabei Interesse haben könnten, theilen wir sie hier wieder mit: „Wir haben schon, sagt der Recensent, die 4 ersten Hefte dieses Werkes mit Recht empfehlen können; nicht minder vermögen wir dies in Bezug auf das vorliegende 5te Heft, welches sich mit den Tauben beschäftigt, wird namentlich den Taubenliebhabern um so willkommener sein, als es, bei niedrigem Preise, doch sehr vollständig die Naturgeschichte, Zucht, Wartung, Pflege, Krankheiten und deren Heilung, so wie die Benutzung der Tauben behandelt, mithin größere und theuerere Bücher über Taubenzucht vollständig ersetzt. Eine schöne und werthvolle Beigabe ist die von dem trefflichen Naumann gelieferte illuminirte Tafel, welche 14 verschiedene Taubenarten in naturgetreuen Abbildungen enthält. Möge nun das belehrende und zugleich nützlich unterhaltende Werk des pp. Buhle, der unsern Lesern hinreichend bekannt ist, die gebührende Beachtung, möge es eine recht große Verbreitung unter den federviehzüchtenden Landwirthen finden.“ Später wurde uns auch noch eine vortheilhafte Recension im Archiv der deutschen Landwirthschaft vom Prof. Moritz Beyer mitgetheilt, was wir als Ermuthigung zu ferneren Arbeiten betrachten. So auch Häsler Gemeinnützliche Mittheilungen 2c. Nr. 10. S. 80. 1845. Auch diesem Hrn. Recensenten sage ich für diese aufmunternde Beurtheilung meinen innigsten Dank.

Dr. C. A. Buhle.

Uebersicht des Inhaltes.

Kinder der Lüfte, harmlose Vogelwelt! auch in eurem kunstvollen Bau ahn' ich das Walten der Gottheit. —
C. A. B.

Einleitung.

Der Name Stubenvögel sagt uns schon, daß wir darunter eigentlich nur solche zu verstehen haben, die man in den Stuben zu halten pflegt und die durch besondere Eigenschaft, wie durch Gesang, Schönheit ihres Gefieders, ihres Betragens und selbst ihrer Zähmung und Gelehrigkeit sich zu Lieblingen der Menschen erhoben haben; so daß man sie gern um sich hat und sie als Stubengefährten gern leidet. Ihre Munterkeit und ihre Lebendigkeit im Laufen, Springen und Klettern, macht sie uns noch beliebter, und die Zutraulichkeit und Zahmheit, womit sie ihre Herrn empfangen, macht sie dem Liebhaber unentbehrlich.

Um sie indessen näher kennen zu lernen, gehört ein gewisses Studium dazu, so daß man ihre Lebensweise, Fang, Nahrung, Männchen, Weibchen, Junge und Alte unterscheiden lerne, um sich dann die auszuwählen, die unserm Wunsche und Verlangen am meisten entsprechen. Zu dem Ende muß man wenigstens auch einige Werke kennen, wo wir darüber Belehrungen erhalten können. Es giebt deren mehrere, worin man theils die Naturgeschichte der Vögel im Ganzen, so wie im Einzelnen aufgezeichnet findet, wie in Büffon, Cuvier, Bechstein, Naumann, Brehm und noch viele andere. Auch die Stubenvögel haben ihre eigenen Bearbeiter gefunden, wie das von Bechstein: Naturgeschichte der Stubenvögel, das schon die 4te Auflage erlebte und

bei dem Verleger dieser Hefte sich befindet. Ferner vom Hrn. Pfarrer Brehm, beide Werke mit Kupfern versehen. So haben auch einzelne Vögel ihre Bearbeiter gefunden, als: Nachtigallen und Kanarienvögel und deren Bastarde, letzteres von W. Lange 1842. 6 gGr. Auch der Vogelfang ist vielfach beschrieben worden. Unter andern in A. Naumann's Vogelsteller ꝛc. Einige sind indessen darunter theuer und dem Bemittelten nicht wohl zugänglich; daher glauben wir denn auch auf den Dank unsrer Leser um so mehr rechnen zu können, wenn wir in dem letzten Hefte das Wichtigste über diesen Gegenstand ausheben und mittheilen werden.

In neuern Zeiten haben sich indessen viele Stimmen gegen das Wegfangen der nützlichen Vögel erhoben, worunter man besonders die versteht, die zu ihrer und ihrer Jungen Ernährung Insekten und deren Larven brauchen. Man hat daher nicht mit Unrecht gegen das lieblose Ausnehmen der Nester, besonders der Insektenfresser geeifert und den Schullehrern es zur Pflicht gemacht, Kinder gegen diese Unart zu warnen. Ja selbst die Polizei hat ein wachsames Auge gegen solche Frevel, den man offenbar an der Natur begeht, Eier oder Junge, die in Kindeshänden nur umkommen müssen, auszunehmen. Man klagt jetzt auch mehr als sonst über Mangel an fröhlichen Sängern im Walde, Gärten und Felder, und selbst der Vogelfänger von Profession klagt über Abnahme seiner Lieblinge. Sonst, sagte mir ein erfahrener Vogelsteller, gab es in meiner Gegend noch Viele meines Gleichen, und uns genügte der Fang, jetzt aber bin ich allein und manchen Tag lohnt es kaum der Mühe, die Netze aufgestellt zu haben. Die Zugvögel haben einen andern Weg beim Zuge eingeschlagen, wovon die Austrocknungen der Sümpfe und das Ausrotten der Wälder und der Feldhölzer die Schuld tragen; denn diesen folgen sie beim Abgange und bei der Wiederkehr. Auf diese Art hat man denn auch das Halten der Stubenvögel getadelt. Betrachtet man indessen das Ganze ruhig, so verdient dies wohl am wenigsten Tadel, mehr wohl die Menge derer, die des Magens wegen geschossen,

gefangen und in Menge in die Küche geliefert werden. Wie wenig beträgt dagegen die Anzahl der Stubenvögel? Man klagt ferner gegen die Grausamkeit, die man dadurch begeht, daß man die fröhlichen Thiere als Sclaven gefangen hält. Diesen frommen Gefühlen lassen sich indessen mehrere Gründe entgegen setzen und leicht beweisen, daß es damit so schlimm auch nicht sei und daß es andere Thiere als unsere Sclaven weit schlimmer haben, die oft bei kärglicher Nahrung strenge Arbeit verrichten müssen. — Der Vogel ist ein harmloses Thier, das bald seine Freiheit vergißt und sich in seinem Käfig, wenn er nur sonst gut gehalten wird, recht wohl befindet; ja sich mit der Zeit so daran gewöhnt, und sich so wenig nach der Freiheit sehnt, die ihm vielleicht der Zufall geschenkt, daß er freiwillig wieder in die Stube und in seinen Käfig zurückkehrt, wovon ich öfters selbst Zeuge gewesen bin.

Soll denn unter diesen Umständen der arme Handwerker, dessen Geschäft ihn an die Stube fesselt, den Gesang der Vögel, die in der Freiheit leben, ganz entbehren? oder kann man ihm nicht ein Vögelchen gönnen, das zufrieden mit seinem Schicksal, ihm Ruhe in die beklommene Brust singt! Das Morgenlied, welches der kleine Sänger dem Erhalter seines Lebens bringt, wird auch in seinem Herzen fromme Empfindungen hervor zaubern. —

Daß man übrigens da, wo es nur wenige Vögel giebt, auch schonender verfahre als da, wo sie in Menge leben, versteht sich wohl von selbst.

Wie wenig indessen die Vögel, wo sie einmal heimisch sind, abnehmen, beweisen die Menge der Lerchen, die hier um Halle und Leipzig gefangen werden, so wie die vielen Schock Schwalben, die hier um Halle von den Halloren oder Salzsiedern gefangen und verspeist werden, ohne daran in so langen Jahren Mangel zu verspüren. Dagegen ist in der That die Zahl der Stubenvögel gegen die, welche verspeist werden, sehr gering, denn außer den oben genannten, wie viel Drosseln, Meisen, Staare und sogenannte Laubvögelchen finden nicht ihr Grab in den Magen der Menschen. Dies findet man indessen alles in der Ordnung und

keinem der Gutschmecker fällt es ein, die Schonung mit diesen zuerst anzufangen.

Auf der andern Seite gewinnen aber auch die Vögel beim Umgang mit den Menschen, sowohl die domesticirten, als auch die noch im Naturzustande lebenden. Z. B. die Sperlinge wären nicht so schlau, ohne die Nähe der Menschen. Die Vögel sind im Ganzen gelehrig und lassen sich zu mancherlei abrichten; sie lernen ihre Herrn und Wohlthäter kennen und lieben. Der oft so traurige Winter verliert seine Oede, wenn mehrere der kleinen Sänger uns schon um Weihnachten durch ihren fröhlichen Gesang an den kommenden Frühling erinnern. Ja selbst Abends ergötzen unser Ohr die Nachtschläger unter den Nachtigallen. Wenn es daher draußen stürmt und schneit, Flüsse erstarren und der kalte Nord Blumen an die Fenster malt, so singen und schlagen mehrere der kleinen Vögel und verschönern im warmen Stübchen den rauhen Winter.

Es verbindet nun jede Vogelart die ihr eigenthümlich einzelnen Töne zu einer oder zu mehreren Strophen oder Touren und zwar zu gleichlautenden und zu abgesetzten oder mit einander verschmolzenen. Nach Verschiedenheit dessen wird ihr Lied entweder ein Gesang oder ein Schlag genannt. Geschieht nämlich die Verbindung der einzelnen lauten Töne zum mehr gleichförmigen und von einander abgesetzten Strophen, so sagt man, der Vogel schlägt; z. B. der Sprosser. Wenn aber jene einzelnen Töne verschiedenartiger und mannichfaltiger mit einander verbunden und inniger verschmolzen sind, so sagt man: der Vogel singt; z. B. die Lerche und Grasmücke.

Ueberhaupt läßt ein Vogel selbst der Art, bei welchem sich die Strophen und Touren deutlich von einander unterscheiden, z. B. der Sprosser und die Nachtigall, diese Strophen nicht immer wie bei einem Liederverse hinter einander, sondern nur selten in einer gewissen steten Reihenfolge hören, es kommt vielmehr bald diese, bald jene vor oder nach, und daraus entsteht die Mannichfaltigkeit der Melodie. Wegen dieser Mannichfaltigkeit wird das lauschende Ohr den natürlichen oder Waldgesang weit seltener über-

drüssig, als das immer gleichförmig wiederkehrende künstlich erlernte Lied.

Ueber die Verbindung der einzelnen Töne zu Strophen und der Strophen zu Melodien studiren die Vögel oft für sich selbst, oder wenn sie andere Töne und Gesänge hören, und ändern dadurch zuweilen ihren natürlichen Gesang oder Schlag, wenn auch nicht in der Haupt-, doch in Nebensachen. So haben sich denn manche Individuen gewisse besonders schöne Töne und Strophen ausstudirt, oder verbinden solche mit vorzüglich gutem Geschmacke. Dagegen fehlen wieder mehrere Töne und Strophen, welche bei Vögeln ihrer Art sonst gewöhnlich sind, ganz, oder sie verunstalten dieselben, und so giebt es denn auch unter den Individuen einer und derselben Art Virtuosen, gewöhnliche Sänger und Stümper. Einigen Vogelarten ist dies besonders eigen. Alle Vögel singen und schlagen in der Paar- und Brutzeit, von den Gefühlen der Liebe beseelt, am anmuthigsten, besonders des Morgens und bei einem heranziehenden Gewitter. In der Zugzeit singen auch die Stubenvögel weniger fleißig, oder schweigen wohl gar mehrere Tage. Der Mai ist der allgemeinste und schönste Gesangmonat. Die Natur erscheint da in ihrem Brautschmuck und ihre Sänger begrüßen sie mit ihren mannichfaltigen Liedern. Naumann in dem ersten Theile seiner trefflichen Naturgeschichte der Vögel Deutschlands giebt eine höchst anziehende Schilderung des mit einem Maitage in Laubhölzern und Sumpfgegenden nach und nach aufwachenden Vogelgesangs. Auch ich war so glücklich, mit diesem theuren Freunde dergleichen Scenen zu erleben. Manche Vögel, z. B. Stieglitze, Canarienvögel, singen außer der Mauser das ganze Jahr hindurch. Die schönsten Sänger Europas schlagen oder singen aber die kürzeste Zeit im Jahre, etwa nur 3—4 Monate hindurch, aber desto thätiger. Alle Vögel, welche nicht das ganze Jahr hindurch fortdauernd singen, müssen, nur mit seltener Ausnahme, im Anfange der Singzeit ihre Töne und Strophen wieder einstudiren; denn nur wenige Vögel fangen sogleich laut an.

Die Vögel haben indessen eine Sprache, ich möchte sie eine allgemeine und eine besondere nennen. Es ist ein Nothruf bei Annäherung eines Feindes, wo sich, die es hören, sogleich auf die Flucht begeben. So verstehen sich Junge und Alte einer Art, wie die Warnungsstimme unserer Sperlinge, wenn man sich den ausgeflogenen Jungen nähert. Die Gatten und die Arten verstehen den ihr eignen Lockton. Es ist interessant dies in der freien Natur zu studiren und für den Vogelsteller unentbehrlich. —

Indessen die heiße Zone Vögel von dem schönsten Farbenschmucke zieren, erfreut sich die gemäßigte Zone, und namentlich Europa, der anmuthigsten Sänger. Doch läßt sich keineswegs behaupten, daß der Gesang nur den Vögeln des gemäßigten Klimas allein eigen sei, man trifft auch in verschiedenen Tropenländern liebliche Sänger an. So rühmt man den Gesang der flötenden Drossel (Turdus polyglottus) in Guiana, unserer Nachtigall ähnlich; in Brasilien ward Langsdorfs Ohr und Herz entzückt durch die himmlische Harmonie der bunten Singvögel, und Forster hörte in Otahaiti liebliche und sehr angenehme Sänger. In der gemäßigten Zone außerhalb Europa hat die virginische Nachtigall (Loxia cardinalis) bei ihrem schönen hochrothen Gefieder eine vortreffliche Stimme mit einigen herrlichen Sprosserstrophen, ja es fand der Engländer Rochelas in Neuseeland den Gesang des Orgelvogels oder Poe noch weit reizender, als den der europäischen Nachtigall. Dieser Vogel hat die Größe einer Amsel, ist schwarz mit einem weißen Federbusch. (Man findet ihn beschrieben und abgebildet in der englischen Ausgabe von Cooks Reisen um die Welt in den Jahren 1772—75. Bd. I. S. 97. No. LII.)

Unsre anmuthigsten inländischen Sänger sind Zugvögel. Unstreitig auch nach dem einstimmigen Ausspruche des Alterthums und der neueren Zeit ist der Sprosser (Sylvia Philomele oder Motacilla Luscinia major) und die Nachtigall (Syl. Luscinia oder Motac. Lusc.) der König und die Königin unserer Singvögel, an die sich denn zunächst die große graue Grasmücke (Syl. vel Motac.

hortensis) wegen ihrer ungemeinen Anmuth des Tons und lieblichsten Verschmelzung der Töne, anschließen möchte.

Die Sprosser sind in ihrem Schläge weit verschiedener, als die Nachtigallen, denn der Sprosser jedes Landes, jeder Provinz, ja oft jeder Aue, hat seine besonderen Töne und Strophen, und es giebt wohl unter keiner Vogelart, namentlich in Nebentönen, so von einander verschiedene Modulationen, so daß gedachte Freiheit in der Melodie gleichsam ein Vorrecht dieses Königs der Sänger zu sein scheint. Liebhaber bezahlen die mit seltenen Melodien oft sehr theuer. Es giebt nach genauern Beobachtungen Dur- und Mollsänger. Der Schlag der letztern geht in Molltöne und ist melancholischer, höchst anmuthig und selten. In den Hauptstrophen unterscheidet sich namentlich der ungarische oder Wiener von dem polnischen Sprosser. Der erste, wenn er ächt und gut ist, hat für Liebhaber den Vorzug. Die Hauptwohnsitze der Sprosser sind die Donau- und Weichselauen. Die meisten Sprosser schlagen erst im 2ten Jahre nach ihrem Fang völlig wie im Freien, denn nur junge Vögel schlagen im ersten Jahre fleißig und vollkommen.

Eine gute Nachtigall hat wohl 20—25 verschiedene Strophen in ihrer Melodie, von welchen keine einzige einen unangenehmen Ton hat. Bechstein in der Naturgeschichte der Stubenvögel 1840. S. 321. hat es versucht ihre Töne in Sylben und Buchstaben darzustellen. —

Die Nachtigallen und Sprosser singen im Freien von ihrer Ankunft nach der Mitte Aprils bis gegen Johannis. In der Stube fangen sie gewöhnlich bald nach Weihnachten an und hören gegen Ende Mai oder Anfang Juni wieder auf. Die Zeit läßt sich überhaupt nicht ganz genau angeben, indem das Alter der Vögel, die zeitig oder spät eintretende Mauser und selbst die Witterung und Nahrung dabei einflußreich sind.

Außer den Tagsängern giebt es aber auch sogenannte Repetir- und Nachtvögel. Repetirvögel werden diejenigen genannt, welche des Nachts nur einzelne Strophen abgesetzt in mehrern Mi-

nuten oder Viertelstunden von einander hören lassen. Aechte Nachtvögel sind selten, noch seltener bei den Nachtigallen als Sprossern. Die meisten Sprosser werden jedoch, wenn sie viele Jahre im Käfig gewesen sind, nach und nach Nachtvögel *).

Der Aufenthalt, wo sich die Stubenvögel befinden sollen, wird sehr verschieden angegeben. Ein Gewächshaus, ein eigenes Vogelhäuschen im Garten mit dünnem Draht oder Netze umgeben und eine eigene Vögelkammer mit Gitter versehen, haben viel für sich, sind der Natur dieser Thiere am angemessensten und verdienen den Vorzug, doch singen sie im Käfig besser und es ist im Ganzen auch weniger kostspielig. In einem Zimmer setzt man kleine Tannenbäumchen hinein, die man, damit sie die Nadeln nicht fallen lassen, vor Eintritt des Saftes, im Winter oder höchstens im März abhauen lassen muß. Am schlechtesten ist man berathen, sie bei sich in der Stube zu lassen, denn hat man keine Gagenfenster, so entbehrt man der frischen Luft ganz; da man bei offnen Fenstern und Thüren ihren Verlust befürchten muß. Beim Verschneiden der Flügel werden sie leicht todt getreten oder eine Beute der Katzen. In beiden Fällen verunreinigen sie aber die Möbel und die Stuben.

Käfige bleiben demnach besonders für den Bemittelten das Beste, weil man sie da hinhängen kann, wo man will. Lerchen, Wachteln und Sänger sind in länglichen Bauern am besten aufgehoben, indem man die Decke von Leinwand oder Wachsleinwand machen kann, damit beim heftigen Aufspringen sie sich nicht den Kopf beschädigen. Vögel, welche viel herumhüpfen, als Hänflinge, Meisen u. dgl. lassen sich gut in hohen und wenig langen oder sogenannten Glockenbauern halten. Eine Hauptsache, mit Ausnahme des Wachtelbauers ist, daß sie so wenig als möglich

*) In einem Aufsatze: Wichtiger Unterricht für Nachtigallenliebhaber, zu bekommen für 12 gGr. in der Expedition für Literatur und Oekonomie in Berlin (1 Bog. v. J. 1821) sind künstliche Mittel angegeben, wie man aus jeder eingefangenen oder jung aufgezogenen Nachtigall einen fleißigen Nachtschläger machen kann.

dunkel sind und wenig Holz haben, damit der Vogel immer das Licht genießt. Ein gefälliges Aeußere ist für ein Zimmer, wo sie aufgehängt werden, erforderlich. Man hat bekanntlich hölzerne, blecherne und drähterne Bauer. Die Sitzstangen richten sich nach dem Naturell des Vogels. Manche brauchen nur 2 in gleicher Höhe, solchen, die gern herabspringen, giebt man noch eine dritte; diese muß aber so hoch über den untern sein, daß sich der Vogel beim Herumspringen nicht stößt; die Setzstangen dürfen nicht zu dünn sein, am besten ist es, wenn die Zehen nicht ganz herum reichen, sonst bekommen sie leicht böse Zehen; auch dürfen sie nicht zu glatt polirt werden, sonst kostet dem Vogel das Auffußen Anstrengung. Einige schlagen das Ueberziehen dieser Stangen mit Tuch vor, dieses wäre so übel nicht, wenn sich nur daselbst nicht Milben einquartirten, was man indessen doch dadurch abwenden kann, wenn man das dazu bestimmte Tuch in eine starke Auflösung von Coloquenten weicht und hernach gut abtrocknen läßt. Dies ist allen Insekten höchst zuwider. Findet man dergleichen Stangen schon vor, so lassen sie sich besonders da, wo der Vogel sich auflegt, mit Fett oder Oel bestreichen. Lerchen, Wachteln u. dgl. bedürfen gar keiner Sitzstangen. Ein Haupterforderniß ist: daß sich die Bauer leicht rein machen lassen.

Wir geben indessen hier eine kurze Beschreibung eines Bauers, der den Anforderungen entspricht, so daß man nach der Größe des Vogels seine Einrichtung machen kann. Nur der Kasten muß von Holz sein, das übrige von starken Eisendraht. Starker Draht muß genommen werden, damit man die querlaufenden Verbindungsdrähte ersparen könne; denn an diesen bleiben die Vögel, die sehr unruhig sind, leicht hängen. Nur ein Querdraht umgiebt den ganzen Käfig, und auf diesem ruht die obere Sitzstange. Die Drahtstäbe sind so weit von einander gehalten, als es die Größe des Vogels erlaubt, der hierein gesetzt wird. Dadurch wird sein Käfig heller und man kann ihn auch so besser betrachten. Die Oeffnungen für die Tröge müssen auch groß sein, denn wenn der Vogel gesund bleiben und lange leben soll, muß der Wasser-

trog so groß sein, daß jeder bequem hineinsteigen und sich nach Gefallen baden kann. Die Tröge ruhen bei diesem angegebenen Bauer nicht auf Bretchen, sondern auf 2 starken Drähten, damit das Futter, das der Vogel wegwirft, sogleich auf den Boden des Käfigs fällt. Den Körner fressenden kann man Tröge von Holz geben, und damit sie nicht zu viel Futter wegwerfen, können dieselben oben mit Querdrahtstäbchen versehen sein. Vor jeder dieser beiden Oeffnungen fällt, wenn der Trog hinein- oder herausgeschoben ist, eine hölzerne Fallthüre. (Siehe das Kupfer auf dem Titel.)

Der Käfig für eine Steindrossel muß 17 Z. Länge und 8 Z. 6 Linien Tiefe haben. Für eine Amsel, Sing- und Blaudrossel 18 Z. lang und 9 Z. tief, die für die Rothkehlchen, Grasmücken ꝛc. haben eine Länge von 14 Z. und eine Tiefe von 7 Z. Vor jedem Trog und etwas höher, als dieser, steht inwendig eine Sitzstange, welche auf 2 kleinen, in dem Holze des Käfigs eingelassenen Stückchen Draht ruht. —

Das Anstreichen mit Oelfarbe ist gut, doch muß sie des Geruches wegen erst ganz trocken sein, ehe man den Vogel hinein läßt; auch darf man keine Giftfarbe nehmen, weil einige aus langer Weile daran knappern und sich so schaden könnten. Der oben angegebene Bauer hatte die Gewölbform und die Vorderseite hat 23 Drahtstäbe. In der Mitte ist die Thür von Draht.

Frisch gefangene Vögel machen oft viel Noth, sie an das Futter zu gewöhnen, weniger die Samen- als die Insektenfressenden. Mit Drosseln hat man oft gar keine Noth. Man deckt nur bei denen, die sich wild gebehrden, den Käfig etwas oder ganz mit einem grünen Tuche zu und giebt ihnen ihr Futter hin. Manche von ihnen fressen sogleich, z. B. Kreuzschnäbel, Zeisige ꝛc., ohne daß man den Bauer zudeckt. Die Insektenfresser verlangen dagegen oft viele Mühe, und wendet man diese nicht an, so verliert man nicht selten werthvolle Vögel. Man hat nun folgende Vorschläge, auf Erfahrung gegründet, zu befolgen. Erhält man nämlich Blaukehlchen, Fliegenfänge, Nachtigallen, Grasemücken u. dgl.

frisch gefangen, so setzt man sie, die wilden mit verbundenen Flügeln — man bindet nämlich die Federn der Schwingenspitzen jedes Flügels zusammen, damit der Vogel bei freier Flügelbewegung doch nicht fliegen kann — in einem verdeckten, nicht zu kleinen Käfig, in welchem sich ein Saufnäpfchen befindet. Nach etwa 2 Stunden wirft man dem Hungernden einige noch halb lebende Mehlwürmer auf den Boden des Käfigs. Dieser Leckerbissen hat einen zu großen Reiz, als daß sie widerstehen könnten, und bald sind die wenigen Mehlwürmer verschlungen. Nun giebt man ihm mehrere und unter ihnen einige ganz todte, die der Hunger auch hinein treibt. Hat der Vogel sich nun einmal daran gewöhnt, so setzt man ihm den Freßtrog mit todten Mehlwürmern, auf die man einige zappelnde legt, in seinen Käfig, und er frißt nun ohne weitere Umstände, aber nur Mehlwürmer, von denen ein kleiner Vogel 40, ein größerer aber wohl 60 täglich verzehrt, ohne allen Nachtheil, und nicht selten reizt ihn dies leckere Futter in wenig Tagen selbst zum Gesang. Kann man Kellerwürmer (Schaben genannt) bekommen, so tödtet man diese in heißem Wasser und giebt ihm die Hälfte von diesen und die Hälfte Mehlwürmer. Kann man indessen nach dieser Zeit frische Ameiseneier bekommen, so erhalten sie diese, bis die Mauser vorüber ist und man sie denn allmählich an ihr beständiges Stubenfutter gewöhnen kann. Sollten indessen einige Widerspenstige anfänglich gar nichts annehmen wollen, wie etwa Kuckucke, Pirole u. dgl., so muß das mühsame Stopfen angewendet werden. Wenn sie zu fressen anfangen, was die Abnahme des Futters und der frische Koth besagen, so kann man auch das Tuch von dem Bauer wegnehmen und denselben so tief hängen, daß man bequem hinein sehen kann und der Vogel auch die Menschen sieht, denn sonst bleibt er stets wild und unbändig. Wenn er nun frißt, gewöhnt man ihn mit geschabten gelben Rüben an's Nachtigallfutter. Man nimmt dazu junge, mittlere diesjährige, denn die vorjährigen Rüben sind zu stark und schwer zu verdauen. Um sie immer zu haben, legt man sie in Keller in Flußsand.

Das naturgetreue Futter mit Mehlwürmern kostet viel, wenn man sie kaufen soll, und es ist daher gerathen, sich Magazine davon anzulegen. Gewöhnlich hat man dazu große Töpfe mit Kleie, Mehl, alt Holz und Lumpen zur Hälfte angefüllt, in den man sie erzieht. Wenn die schwarzen Käfer, deren Larven die Mehlwürmer sind, sich zeigen, thut man gut, um diese Käfer im Topfe zu erhalten, denselben mit einer Decke und diese mit kleinen Luftlöchern zu versehen. Im Winter müssen diese Magazine nahe an den warmen Ofen gesetzt werden. Hat man viele Vögel damit zu füttern, so kann man statt der Töpfe ein Faß nehmen und mit den genannten Materialien zur Ernährung dieser Thiere versehen; auch hier bedarf es einer Decke. Von Zeit zu Zeit wirft man auch einen todten Vogel hinein und man wird mit der Zeit über die Vermehrung erstaunen. Auf Kornböden lassen sich auch viel Mehlwürmer fangen, wenn man an den Seiten derselben feuchte Säcke mit etwas Kleie legt, unter denen sie sich versammeln und die man deswegen öfters aufhebt und die Würmer dann aufliest. Bei uns treiben Bäcker= und Müllerbursche, die sie aufsuchen, einen kleinen Handel damit.

Indessen hat man den Liebhabern der Stubenvögel, um die Unkosten der Erhaltung mit so verschiedenem Futter zu erleichtern, Universalfutter angegeben, die in den neuern Zeiten auch manche Verbesserungen erlitten haben. Wir theilen unsern Lesern davon einige mit. Von meinem verewigten Freund And. Naumann: a) besteht aus 2 Theilen auf einem Reibeisen geschabter gelben Rübe, 2 Theilen Gerstengrütze und 1 Theile in Wasser eingequellten Weizenbrots; b) aus Semmel oder Gerstengrütze in Milch gequellt. Das erstere paßt mehr für Beeren und Insekten fressende, letzteres aber für bloß Insekten fressende Vögel. Man mischt auch Ameisenpuppen und Mehlwürmer zum bessern Gedeihen mit unter. Von beiden, da es leicht verdirbt, muß täglich frisches bereitet werden. Mohn, zerquetschten Hanf, doch nicht viel von diesem, nebst Rübsaat, ist für die Körner fressenden Vögel. Gut ist es, in einer Vogelkammer, wo 30—40 lebende Vögel sind,

eine thönerne längliche Krippe anzuschaffen und dahinein das Futter zu thun, damit gleich mehrere Vögel daran Platz finden. Das thönerne Gefäß verdient vor den hölzernen den Vorzug, weil man es leichter rein machen kann, auch das Futter sich besser darin hält. Jeden Morgen verlangen auch die Vögel reines frisches Wasser, theils den Durst zu löschen, theils sich auch zu baden. Ein thönernes längliches Gefäß von 8 Z. Länge und 2 Z. Breite und Höhe, das verschiedene Unterschiede hat, ist dazu am besten, indem sie sich nicht ganz hineinsetzen und baden können und dadurch die Stelle nur unrein und naß machen. Im Flußsand baden sich wenige, wie die Wachteln und Lerchen. Man gebe übrigens den Vögeln nur so viel, als sie etwa zu ihrer Sättigung brauchen, das zuviel ist Verschwendung und sie schleudern auch viel weg.

Wer junge Vögel zum Auffüttern ausnehmen will, der beachte dabei Folgendes: die beste Zeit dazu ist, wenn die Schwanzkielen aufgesprungen sind, auch alle Federn sich auszubreiten anfangen und die Vögel die Augen noch nicht vollkommen öffnen können. Denn nimmt man sie früher aus, so ist ihr Magen noch zu schwach, die Stubenkost zu vertragen, und geschieht es später, so sind sie meist immer nur mit großer Mühe dahin zu bringen, daß sie den Schnabel aufsperren, um eine ihnen unbekannte Nahrung zu empfangen.

Die Fleisch fressenden Vögel, wie alle Raubvögel, müssen frisches, nicht zu fettes und grobes Fleisch erhalten, und dann und wann auch zur Erhaltung ihrer Gesundheit kleine Vögel und auch Mäuse bekommen. Auch Wasser darf ihnen nicht fehlen und selbst der Uhu kann dessen nicht entbehren.

Ein anderes Futter für Insektenfresser besteht aus $1/4$ geriebener gelben Rübe, $1/4$ gut getrockneter schwarzer Märzameisen (späterhin sind es Junge, die den Vögeln schädlich sind) und $1/2$ getrockneter Ameisenpuppen. Dabei erhalten die vorzüglichen Sänger täglich noch 4—5, die geringern nur 2—3 Mehlwürmer, wobei man das sonst dazu dienende Rinderherz ganz entbehren kann.

Man hat glückliche Versuche gemacht und Nachtigallen sammt den Blaukehlchen im Winter halb gelbe, geschabte Rüben und halb Ameiseneier gegeben und täglich noch einige Mehlwürmer, auch zuweilen eine Spinne und sie befanden sich dabei äußerst wohl, auch Schaben verschlangen sie mit Begier. Die Larven unter der Rinde gefällter Nadelbäume, der Riesenwespen, so wie die Larven der Bienen, Wespen, Hornissen u. dgl. *).

Noch wollen wir ein Universalfutter anführen, was zugleich für 10 Vögel berechnet ist, und worunter sich Amseln und Steindrosseln befinden. Man nimmt täglich ½ Pfund gesottenes Rinderherz und 2 Mal mehr, als das geriebene Herz ausmacht, geriebene gelbe Rübe, wozu noch ein großes Trinkglas voll Ameiseneier und dann und wann eine kleine Hand voll zermalmter Hanf kommt. Das Ganze wird nun gut unter einander gemengt und fest gedrückt, damit die Ameiseneier von dem Safte der Rüben anziehen und auflaufen. Nach einigen Minuten wird es mit der Hand wieder locker gemacht und den Vögeln zur Hälfte gegeben, die andere Hälfte wird zum Nachmittagsfutter an einem kühlen Orte aufgehoben. Das Reibeisen wird nach jedem davon gemachten Gebrauche mit einer nur dazu bestimmten Bürste ganz rein wieder abgeputzt. Viele mischen auch noch geriebene Semmel unter das Futter, was indessen dadurch leichter sauer wird. Bei einer großen Menge Vögel mag es gehen, besonders wenn man noch eine gute Portion zermalmten Hanf dazu mischt, da sie aber davon leicht fett werden, muß der Hanf mit Vorsicht angewendet werden. Außerdem bekommt noch jeder Insektenfresser 2—3 Mehlwürmer täglich, denen vorher der Kopf eingedrückt wird.

*) Gekochtes und auf dem Reibeisen klar geriebenes Rinderherz oder Rindfleisch, auch wohl Kalbfleisch kann in der Luft oder auf dem Ofen getrocknet werden, worauf es sich dann 6 Wochen lang gut hält. Bei der Fütterung wird auf das, was man brauchen will, heißes Wasser gegossen. Auch hat man Nachtigallen und Plattmönche mit gekochten und geriebenen Kartoffeln und getrockneten Ameiseneiern gefüttert, wobei sie gesund blieben und gut sangen.

Den Lockvögeln giebt man zur Fangzeit, um sie recht hitzig zu machen, frische Ameiseneier und nimmt ihnen das Wasser weg.

In Italien füttert man die Insektenfresser mit dürren Ameiseneiern, geriebener Semmel und frisch ausgepreßten Quark und täglich einigen Mehlwürmern, und sie bleiben dabei alle frisch und munter. Durch dieses Futter ist einem wahren Bedürfniß abgeholfen, wenn man bedenkt, wie schwer es oft hält, besonders auf dem Lande, immer frisches Rinderherz, und zwar im Sommer über, wo es bald in Fäulniß übergeht und die Zimmerluft auch im Winter verpestet, zu erhalten. Alle 2—3 Tage muß man indessen doch frischen Quark zur Bereitung des Futters nehmen. Alte Vögel, die schon die Fleischnahrung gewohnt sind, entwöhnt man davon am besten im Sommer, wo man ihnen unter das neue Futter frische Ameiseneier mischt. Nach dieser gemachten Erfahrung bereitete ein Stubenvogelliebhaber das Futter auf folgende Art zu: er nimmt von einer harten Semmel das fein Geriebene, mischt darunter eine gute Portion Ameiseneier und etwas zermalmten Hanf, mengt dann viel Quark unter diese Gegenstände, nachdem er zwischen den Händen fein und locker zerbröckelt ist und setzt dann etwas fein geriebene gelbe Rübe dazu, jedoch bei weitem nicht so viel, als bei dem Fleischfutter nöthig ist, indem schon der Quark Feuchtigkeit besitzt. Käme dann noch bei mehreren Vögeln statt des Hanfes klar gehacktes Hühnerei dazu, dann wäre das Ganze vollendet. Wer indessen Würger im Bauer halten will, kann des Fleisches nicht ganz entbehren.

Ein Liebhaber der Stubenvögel machte einen Versuch und gab einem Rothkehlchen nichts als Mehlwürmer zu fressen. Es sang darnach außerordentlich, starb aber nach 2½ Jahr.

Noch führen wir hier ein Mittel an, ganz störrige Vögel zum Fressen zu zwingen. Es besteht darin, den Gefangenen mehrere Mal unter das Wasser zu stecken und sie so zu durchnässen. Ein solches Wasserbad scheint unwiderstehlichen Appetit hervor zu zaubern.

Nächst einer zweckmäßigen Fütterung ist pünktliche Abwartung und strenge Reinlichkeit zur Erhaltung ihrer Gesundheit eine unabläßige Bedingung. Einige rathen den Käfig täglich auszuputzen, das alte Futter wegzuthun, weil es leicht säuert, und sodann die Freßnäpfe von Porzellan oder Steingut zu waschen und gut abzutrocknen. Die Schublade (jeder Käfig hat eine unten im Kasten von Holz) wird mit frischem Löschpapier belegt und mit Sand bestreut, auf diese Art stinken die Bauer nie; denn liegt der Sand gerade auf dem Brete, so zieht das Holz den Geruch des Kothes an sich und erzeugt nach einiger Zeit Gestank; so aber wird dies vermieden, indem der Koth von dem Sand und dem Papier aufgenommen wird. Große starke Vögel leiden oft das Papier nicht, weshalb man ihnen blos Sand giebt. Vögel, denen das Sandfressen kein Bedürfniß ist und die zarte Füße haben, erhalten auch keinen. Die Sitzstangen müssen öfter abgekratzt werden, so daß kein Sand und Koth daran haftet, wodurch die Vögel sonst schlimme Füße erhalten. Bechstein giebt den Rath, um die Vögel nicht zu oft zu stören, nur alle 14 Tage die Käfige zu reinigen. Um die Sitzstangen zu reinigen, läßt man den Vogel in einen andern Bauer gehen. Dies geschieht am besten, daß man den seinigen dicht behängt, die Thür öffnet und die geöffnete Thür eines andern vorhält. Die Dunkelheit in dem seinigen wird ihn bald in den vorgesetzten führen.

Das mit der Hand fangen, besonders in der Singzeit, ist nicht rathsam, weil man leicht Federn ausreißt, wonach sie dann öfters zu singen aufhören, und man muß, wenn es geschehen soll, die obere Sitzstange herausnehmen, weil sie sich leicht daran stoßen. Wenn die Spitze des Oberschnabels und die Nägel zu lang wachsen, so müssen sie mit einer scharfen Scheere, doch mit Vorsicht, daß es nicht blutet, beschnitten werden.

Sollen die Vögel überall singen, so muß man sie nur nach überstandener Mauser bald da, bald dorthin hängen. Der schnelle Wechsel von Hitze und Kälte wirkt nachtheilig, ja oft tödtlich auf sie ein.

Mehrere Vögel sind gelehrig und gutmüthig und lassen sich, wer sie nur zu behandeln versteht, zu vielen Dingen abrichten, denn viele lernen Lieder pfeifen, Worte nachsprechen, Futter aus der Hand und dem Munde ihres Herrn nehmen, ja Kunststücke machen; so sahe ich einen Kanarienvogel, der eine Pistole abfeuerte und aus vorgelegten Buchstaben verlangte Namen zusammen setzte. Bechstein giebt zur Zähmung folgende Anleitung in seiner Naturgeschichte der Stubenvögel, 4te Aufl. S. 13., alle Arten der Vögel in 1—2 Stunden zahm zu machen: Man nimmt einen Zeisig, Stieglitz, die sich in 1/2 Stunde zähmen lassen, beim Gimpel und der Nachtigall rc. dauert es etwas länger, man schneidet dem zu zähmenden Vogel nach Verhältniß seiner Wildheit, bald mehr, bald weniger von der innern Fahne der Schwungfeder weg, damit der Vogel beim Wegfliegen von der Hand keinen Schaden leidet und die Flügel doch ihre gehörige Gestalt behalten. Hierauf bestreicht man ihm die Gegend der Nasenlöcher mit Bergamottenöl (oder auch mit einem andern stark riechenden Oele), wodurch er eine Zeitlang so betäubt wird, daß er die Dressur, die hauptsächlich im ruhigen Sitzen auf einem Finger, oder in dem Forthüpfen von einem zum andern Finger und im Verhindern des Wegfliegens besteht, empfangen kann. Ehe er ruhig sitzt, wird er zwar einigemal wegfliegen, allein dies währt nicht lange, besonders wenn man mit ihm an einen dunkeln Ort, z. B. hinter einen Bett-Vorhang geht, wodurch auch vermieden wird, daß der Vogel durch das Anfliegen an die harten Wände oder Fenster Schaden nehmen könnte. Sitzt er erst ruhig, so hält man ihm, wenn er auf dem Zeigefinger der einen Hand sitzt, den andern unten vor, daß er darauf schreiten muß, besonders wenn man ihn mit dem Rücken und Schwanz an eine Wand drängt, und indem man denselben nach und nach entfernt, wird er bald von einem Finger zum andern hüpfen. Dieß ist die Hauptsache; denn hüpft der Vogel erst ruhig von einem Finger zum andern, so wird er sich bald, besonders wenn er, aus der Betäubung erwacht, merkt, daß ihm sein Besitzer nichts zu leide thut, an mehrere Künsteleien

gewöhnen lassen. Soll er z. B. aus dem Munde seine Nahrung nehmen; so läßt man ihn eine Zeitlang im Käfig ohne Nahrung und hält ihm dann, indem er auf dem Finger sitzt, seine Lieblingskost mit ausgestreckter Zunge vor, wo er bald zulangen wird. Dergleichen gezähmte Vögel lernen auch auf der Hand ihr Liedchen pfeifen. Dies bewirkt man durch gewisse Töne, Bewegungen und Schmeicheleien, wodurch man sie reizt. Der Buchfinke thut es z. B., wenn man ihm zur Singzeit jack, jack! vorpfeift und ihn im Nacken streichelt, und der Dompfaffe, wenn man ihm mit freundlichen Mienen und Hin- und Herbewegen des Oberleibes zuspricht.

Daß man mit dieser Zähmung fortfährt, versteht sich von selbst, damit er das Gelernte nicht wieder vergißt.

Eine sanftere Dressur bei kleinen Vögeln besteht darin, daß man mit einer weichen Feder den schon längere Zeit im Bauer lebenden Vogel neckt, und dabei den Bauer öffnet, bald beißt er in die Feder, so macht man es auch mit einem Finger, und wenn er auch das thut, so lockt man ihn dadurch aus dem Bauer, legt ihm kleine Leckereien vor, streichelt ihn und läßt ihn aus der Hand fressen. Man gewöhnt ihn nun an einen gewissen Ruf und Pfiff, folgt er diesem und läßt sich willig angreifen und auf der Achsel und den Fingern ohne wegzufliegen tragen, so kann man mit ihm durch die Zimmer gehen und endlich auch in's Freie, wo er dann auch auf den Ruf, wenn er sich entfernen sollte, wieder zurückkehrt. Man hüte sich indessen bei alten Vögeln, sie mit in's Freie in der Zugzeit zu nehmen, wo sich nicht selten die alte Wildheit einstellt und sie dann ohne Rückkehr davon eilen.

Wir führten diese Methoden nicht nur für Liebhaber der Stubenvögel an, die dadurch ihr Vergnügen vermehren, als auch für schwache und geschäftslose Leute, die sich dadurch eine kleine Erwerbsquelle bereiten können.

Nach und nach lassen sich auch wilde Vögel, die im Stande der Freiheit leben, zahm machen; davon nur ein Beispiel, das ich mit erlebte. Ein Freund von mir, der in eine lebhafte Straße

gezogen war, hatte die Gewohnheit, nach beendigtem Mahle die übrig gebliebenen Brocken vor das Fenster zu legen, wo sich dann Tauben und Sperlinge darin theilten. Ein Sperlingshahn war dabei besonders thätig und fand sich immer zuerst ein, ja, wenn es ihm zu lange dauerte, erinnerte er daran mit eignen Schnabelstößen an das Fenster. Mein Freund, ein Liebhaber der Thiere, bemerkte es und legte nun, ehe noch sein Gast kam, Semmel in das geöffnete Schößchen; als der Sperling es bemerkte, kam er auch dahin, wiewohl nicht ohne Furcht, und endlich wurde er so dreist, daß er in die Stube kam und das auf dem Fensterbrett liegende, war es zu groß, mit hinaus nahm. Nach einiger Zeit brachte er auch sein Weibchen mit und endlich erschienen auch 5 Junge. Mein Freund öffnete nun den Fensterflügel und sie nahmen das hingestreute Futter. So lange mein Freund in ihrer Nähe stand, war die ganze Gesellschaft ohne alle Furcht, traten aber Fremde näher, so gab der Hahn das Zeichen zum Aufbruch. Hr. Pf. Br. erzählt Aehnliches in seinem Handbuche S. 43 von einem Meisenpaar (Parus major), welches im Herbste das Fenster eines Freundes besuchte und dort Kürbiskerne erhielt. Sie meldeten sich durch Anklopfen und holten die Kerne selbst aus der hohlen Hand ihres Wohlthäters, selbst im Beisein fremder Personen, heraus.

Auch mit der Fortpflanzung der Stubenvögel hat man mehrere Versuche gemacht, wovon nur einige geglückt sind. Die Bedingungen, unter welchen sie nur glücken können, sind: den Aufenthaltsort der Vögel, welche brüten sollen, geräumig und dem natürlichen Aufenthaltsorte in der Freiheit möglichst ähnlich einzurichten und Vögel hinein zu thun, welche in der Freiheit noch nicht gebrütet haben, also junge, oder doch Vögel, welche noch kein Jahr alt sind. Ein Bekannter von mir hatte ein Paar Zeisige, die ein Nestchen bauten, auch legten, aber nie etwas ausbrachten, und so bekamen wir, die wir Eiersammlungen hatten, von ihm jährlich diese Eier, die sonst selten zu finden sind.

Ein wichtiger Abschnitt in unserer Vogelkunde ist der von

den Krankheiten der Stubenvögel. Wie ängstlich sucht man nicht nach Mitteln, wenn ein solcher Liebling erkrankt, den man doch so gern erhalten möchte. Das Beste, was man thun kann, ist unstreitig alle Ursachen zu entfernen, die die Krankheit herbei führen könnten. Man gebe den Vögeln daher stets gutes Futter, halte auf Reinlichkeit und gute Wartung. Daß ein Vogel erkrankt sei, läßt sich größtentheils leicht erkennen. Kranke Vögel hören auf zu singen, machen kleine Augen, lassen die Flügel hängen und hüpfen traurig und struppig umher. Mehrere Krankheiten haben indessen auch ihre besondern Kennzeichen.

Krankheiten beugt man auf verschiedene Art vor, wenn man die Thiere so viel als möglich nach ihrer Natur zu behandeln sucht. Man bringe sie daher in den schönen Jahreszeiten oft an die Luft, im Herbst aber nur ein wenig an die Sonne. Sonnenhitze schadet ihnen, ja mir starb ein Vogel, den die Magd in einem Bauer ohne schützende Decke der brennenden Sonnenhitze ausgesetzt hatte. In der Mauser gebe man den Vögeln viel frische Ameiseneier und nach diesen mehr Futter als sonst, um die zugesetzten Kräfte wieder zu ergänzen. Im Herbst gebe man ihnen täglich zu ihrem Futter eine mäßige Portion Hollunderbeeren und im Winter dergleichen aufgequellte. Das regelmäßige Futtergeben, dessen wir oben gedacht, muß pünktlich befolgt werden. Bei dieser Lebensweise und Behandlung bleiben sie gesund und nur das hohe Alter fordert seine Beute. Frißt einer weniger als sonst und macht sich dick, so bekundet dies ein Kränkeln; 4—6 Mehlwürmer lebend in süß Mandelöl geworfen (das bittere wirkt tödtlich) und einige Stunden darin liegen gelassen, werden dem Vogel auf 2 Mal mehrere Tage hinter einander gegeben, was gewöhnlich das Uebel beseitigt. Das heißhungrige Fressen deutet gleichsam eine Krankheit an, es ist meist die im Anzuge sich befindende Darre oder Abzehrung. Das Befühlen eines solchen Vogels, seine Leichtigkeit und das wie ein Messer vorstehende und schneidende Brustbein und der so abgemagerte Zustand läßt keine Zweifel, daß es nicht diese Krankheit sei. Viel zermalmter Hanf und klar gehackte hart

gesottene Hühnereier unter das Futter gegeben, ist noch das beste Mittel dagegen, und wird ein Vogel sehr krank, so hat oft auch gute Dienste gethan, daß man demselben mit Hülfe einer andern Person in einen Federkiel gebrachte Tropfen süßes Mandelöl eingießt. Der Vorschlag, daß man bei der Darre die Fettdrüse (glandula uropygii) aufstechen und ausdrücken solle, ist offenbar nutzlos, ja schädlich, indem die Vergrößerung und Verstopfung dieser Drüse nur Folge, nicht Ursach dieser Krankheit ist, denn der Vogel öffnet sich diese Drüse selbst, wenn er sich wieder besser befindet *).

Gegen Heiserkeit hilft gestoßener weißer Candiszucker im Trinkwasser. Ist der Vogel stark verschnupft und nießt, indem er den Kopf dabei hin und her wirft, so daß man sieht, es fehlt ihm an Luft, so reiße man ihm eine von den kleinen Flügeldeckfedern aus, tauche diese in frisches Mandelöl und ziehe sie dem Vogel durch beide Nasenlöcher, in denen man sie, wenn der Zustand bedeutend ist, ein Paar Tage stecken lassen kann. Den kränkelnden Nachtigallen und Sprossern bekommt eine eingegebene Spinne sehr gut. Bei Verstopfungen sind Hollunderbeeren und für die, welche sie nicht fressen, in süß Mandelöl gelegte Mehlwürmer zu empfehlen.

Einem Fußübel sind einige Vögel, wie z. B. die Blaukehlchen und bunten Steindrosseln unterworfen. Es zeigen sich nämlich Buckeln unten an den Sohlen, welche sie auch dann bekommen, wenn man sie auch noch so reinlich hält. Sie scheinen nach einem geübten Stubenvogelkenner doppelter Art zu sein, bei der einen leben die Vögel noch viele Jahre, bei der andern sterben sie in kurzer Zeit an der Darre, ohne ihnen dabei Hülfe leisten zu können.

Ein Mittel, den Fußkrampf zu verhüten, liegt in der Zubereitung der Sitzstangen, wovon wir oben schon das Nöthigste angeführt haben.

*) Andere rathen dagegen diese Drüse zu öffnen. Brehm in seinen Zusätzen S. 399.

Merkt man, daß Sprosser und Nachtigallen magern, so gießt man ihnen etwas süßes Mandelöl auf die Ameiseneier, oder man füttere zugleich, nebst dem gewöhnlichen Futter Mohnsamen mit etwas Wasser in einem Mörser zu Milch gestoßen, mehrere Tage lang. Den Haidelerchen giebt man in solchen Fällen mehrere Tage kleingehackte Brunnenkresse unter das Futter.

Werden Sprosser, Nachtigallen und Grasmücken zu hitzig, — die Entzündung der Eingeweide zeigen die grünen Excremente — so gebe man ihnen Ziegenmilch oder Ziegenquark, auch rohes Rinderherz und gestoßenen Mohn unter das Futter. Bei geschwollenen Füßen bestreiche man diese einige Tage lang mit Traubenpomade oder Hühnerfett, desgleichen die Sitzstangen, auf welche sie sich oft niederlassen, und entziehe ihnen die Mehlwürmer ganz.

Von Zeit zu Zeit gebe man ihnen eine Spinne, wonach sie purgiren. Kellerwürmer fressen sie auch gern, nur darf man ihnen davon nicht zu viel geben. Grasemücken gebe man dann und wann eine Rahmhaut. Bei einem Beinbruch wird der Fuß in die gehörige Lage gebracht, mit Leinwand umwickelt und stark mit Tinct. Arnicae befeuchtet, was in einigen Tagen wieder heil wird.

Die kleinen weißen Maden unter der Rinde der Eichen und Buchen und die Wildmaden, auch die Beeren des Traubenhollunders, selbst auch des schwarzen, sind für die Vögel, welche sie fressen, herrliche Präservativ- und Heilmittel für Motacillen. Oft hilft schon die Abwechselung mit dem Futter und das Setzen in die Sonne, und selbst ein verrosteter Nagel in das Trinkgeschirr.

Bei der fallenden Sucht schneidet man dem Vogel ein Stück von dem Nagel einer Zehe ab, bis es blutet, und taucht die Füße in Wein, auch giebt man ihm einen Tropfen davon zu trinken.

Eine nicht selten vorkommende Krankheit ist der Schlagfluß (Apoplexia sanguinea); er überfällt sie oft schnell, während des Singens, Fressens oder im Schlafe. Kommt man gleich dazu, so schneidet man den Nagel der hintern Zehe so weit ab, daß sie stark blutet, und taucht dann den ganzen Vogel öfter in kaltes Wasser. Gute und zu reichliche Nahrung, durch welche sie

zu fett werden, wird für die Ursach dieser Krankheit angegeben. Auch der **Blutsturz** hat gleiche Quelle; er überfällt zu gut genährte Vögel, besonders wenn sie im Käfig hin und her gejagt werden; wie man dies beim Reinigen des Bauers vermeiden kann, ist oben angegeben.

Die **Darre**, von der wir schon oben gesprochen, ist eigentlich eine Magenschwindsucht. Sie spricht sich sehr verschieden aus, je nachdem sie diesen oder jenen Vogel befällt. Das eine Mal thut sie sich kund, daß der Vogel die Federn struppig trägt und ungemein viel frißt, dabei Durchfall oder Verstopfung hat, kleine Augen macht, die glanzlos sind, und dabei den Kopf gern unter die Flügel steckt u. dgl. Dabei magert er ab und stirbt endlich. Ein ander Mal kündigt sich die Krankheit mehr oberwärts an; der Vogel bekommt eine Art Schlucken, bei dem es klingt, als stecke ihm etwas in der Kehle, was er gern auswerfen möchte, endlich kommt der helle Magensaft gelaufen. In diesem Falle sind die Vögel noch lange munter, singen sogar, sterben aber doch endlich dahin. Veränderung des Futters und Reinlichkeit hilft in den meisten Fällen. Im erstern Falle leidet das ganze Drüsensystem und die Gallenabsonderung. Den Samen fressenden Vögeln giebt man viel Grünes und täglich zwei Mal frisch Trinkwasser, öfters frischen Sand und einen rostigen Nagel in's Saufen.

Das Allzufettwerden verhütet man, wenn man dem Vogel nur dann zu fressen giebt, wenn er darnach schreit.

Zu den Vogelplagen gehören auch die Läuse, die in Menge die Zehrsucht erzeugen. Das beste Mittel ist, ihnen alle 2 Tage feuchten Sand zu geben, damit sie sich darin herumwälzen können. Indessen haben wir auch schon in frühern Heften davon gehandelt. Auch leiden sie von einer scharlachrothen Wanze, welche sich meist an den Sitzstangen da aufhalten, wo diese aufliegen. Diese Stellen müssen oft mit Oel oder Tabacksaft bestrichen werden, damit sie davon sterben.

Ihre Gesundheit leidet auch sehr, wenn sie im Winter sehr hoch in der Stube hängen, wo sie dann von der Ofenwärme, die

in der Höhe gerade am stärksten ist, viel leiden, was sehr nachtheilig auf ihre Gesundheit einwirkt.

Contracte Füße bekommen sie meist von schlechten Sitzstangen, was wir schon früher angegeben haben.

Blindheit ergreift bisweilen auch die Befiederten; sind sie einmal in dem Bauer an ihr Freß- und Saufnäpfchen gewöhnt, so schadet es ihrem Leben weiter nicht viel, sogar singen sie um so anhaltender. Dies hat leider das ruchlose Verfahren hervorgebracht, Finken des Augenlichtes zu berauben, um sie zum fleißigern Singen zu zwingen, was sie aus langer Weile um so stärker üben.

Wenn bei einigen Vögeln der Hornüberzug des Oberschnabels lang hervor wächst und sie beim Fressen hindert, feilt man ihn ab. Bei recht alten Stubenvögeln entsteht nicht selten an der Schnabelwurzel ein hornartiger Auswuchs, den man vorsichtig zu entfernen suchen muß. Ein Freund hatte einen Kanarienvogel, auf dessen Nasenlöchern sich so ein hornartiger Fortsatz, gleich einem Hähnchen bildete. Das Athmen wurde ihm dabei sehr schwer, was der aufgesperrte Schnabel bewies. Einmal stieß er sich das Stück ab, ein ander Mal operirte ich es, endlich aber starb er. Ich besitze selbst eine kleine Schrift mit der Abbildung eines Kanarienvogels, der solch einen monströsen Schnabel hat. Wahrscheinlich gab anfänglich eine Verletzung an den Drahtstäben die erste Veranlassung dazu. Auch die starke Verlängerung der Nägel an den Zehen findet bei alten Stubenvögeln statt, ja bisweilen auch der schuppige Ueberzug der Füße verliert seine Geschmeidigkeit und liegt dann nicht mehr glatt an. Die einzelnen Schuppen vergrößern sich, werden hart, und es sterben dann ganze Zehen, ja bisweilen alle ab. Man verschaffe dem Vogel Gelegenheit, in einem nicht zu kleinen Gefäße zu baden; auch ist es gut, die Füße in lauwarmes Wasser zu stecken, wo diese Schuppen erweichen und dann leicht mit einem kleinen Messer abgeschnitten werden können. Auch die Nägel müssen, doch ohne Blutung, beschnitten werden.

Bei einigen Vögeln, wie z. B. am häufigsten bei Finken, erhalten in der Mauser die Federn zweiter Ordnung an den Flügeln eine falsche Richtung, wo dann der Vogel ganz struppig erscheint. Bei genauer Untersuchung ergiebt sich, daß die alten Federn noch in der Haut stecken, während die jungen schon durchgebrochen sind. Die Haut der Flügel ist bis zur Spitze ungemein verdickt und schwer, weshalb der Vogel auch die Flügel nicht gehörig tragen kann. Man muß deshalb die alten und neuen fehlerhaften Schwungfedern ausziehen, und es scheint gut zu sein, wenn die Stellen, wo die Federn gestanden haben, bluten.

Eine eigene Unart mancher Vögel, z. B. der Kanarienvögel, ist die, daß sie sich die Schwanzfedern abbeißen, wodurch sie ein unangenehmes Ansehen bekommen. Diese Spielerei hält sie vom Singen ab, es läßt sich dagegen wenig mit Erfolg unternehmen.

Die fallende Sucht (Epilepsie) ist bei manchen Gattungen sehr häufig, z. B. bei Nucifraga. Im südlichen Deutschland glaubt man, daß es bei diesem Vogel ein Naturfehler sei und man nennt ihn deshalb auch den Wehtag. Wahrscheinlich sind Eingeweidewürmer die Ursach dieser Krankheit. Vielleicht fehlt diesem Vogel seine natürliche Nahrung, als die Cirbelnüsse und mehrere Insektenarten.

Das Drehen ist eine Angewohnheit, bei welcher der Vogel mit ganz zurück gebogenem Kopfe beständig eine drehende Bewegung macht, so daß es aussieht, als wolle sich das Thier überschlagen. Es kommt gewöhnlich da vor, wo der Vogel wegen der niedrigen Decke des Bauers nicht aufgerichtet sitzen kann, dergleichen Vögel hören ganz zu singen auf.

Dicker Bauch kommt bei dem Aufziehen junger Vögel vor. Der Bauch hängt bei diesen ordentlich herab, fühlt sich heiß und gespannt an und hat eine so ausgedehnte Haut, daß man die Därme durchschimmern sieht. Ein früher Tod ist meist die Folge. Futter, wie eingeweichte Semmel oder Rüben, wovon man ihnen zu viel giebt, ohne daß sie es gehörig verdauen, trägt die

Schuld. In einigen Fällen hat Salz in Wasser, das einen Durchfall bewirkt, geholfen.

Ausschlag, flechtenartiger. Bei alten, lange im Käfig lebenden Vögeln findet man öfters einen gelblichweißen borkichten Ausschlag um die Augen und die Schnabelwurzel herum; er verstopft den Thieren die Nasenlöcher, verdirbt die Augenlieder und bewirkt nicht selten Blindheit. Man entferne ihn öfters mit einem Messerchen und gebe dem Vogel täglich Gelegenheit zum Baden.

Krampf in den Beinen. Dünne Sitzstangen und Erkältungen sind die Ursach desselben; ihn findet man auch bei jungen Trut- und Perlhühnern. Die damit behafteten Vögel liegen fast beständig. Warme Bäder sind das beste Mittel dagegen.

Noch gedenken wir einiger Krankheiten, wie des Pipses. Diese kommt auch bei größern Vögeln öfters vor und ist daher von uns schon bei den Hühnerarten in vorigen Heften abgehandelt worden. Diese Krankheit wird auch Zipp von der dabei ausgestoßenen Stimme zipp, zipp genannt. Sie besteht in einem Ueberzuge der Zungenspitze und Zungenränder. Sie öffnen dabei den Schnabel und suchen etwas von der Zunge wegschleudern zu wollen. Man sticht behutsam in die Ränder der Zunge und hebt es mit einer Nadel auf und entfernt es.

Die Verstopfung erkennt man noch daran, daß der Vogel sehr oft den Hinterleib beugt, um die Excremente von sich zu geben. Oft hilft eine eingegebene Spinne, sonst nimmt man eine Nadel, taucht den Kopf derselben in Leinöl ein und schiebt ihn etliche Mal sanft in den Mastdarm; ein solches Klystier hilft gewöhnlich. Bei Vögeln, die Mehlwürmer fressen, drückt man einen solchen aus und füllt den Balg desselben mit Leinöl und Safran. Der Vogel verschlingt ihn und man erreicht so seinen Endzweck.

Die Windsucht. An einem Theile des Leibes, oder oft am ganzen Leibe, bläst sich die Haut auf. Ich hatte einen Haushahn, der davon so befallen war, daß sogar die Kehllappen von

Luft strotzten. Mit einer Stecknadel ein kleines Loch in die Haut gemacht, hilft dem Uebel öfters ab. Auch sterben einige unrettbar an der Wassersucht, wie Sectionen ergeben haben.

Die Vögel erreichen vergleichungsweise mit den Säugethieren ein hohes Alter. In der Gefangenschaft hängt es freilich von der guten Wartung und Pflege ab. So weiß man, daß Papageien, die in der Gefangenschaft 100, und Finken und Stieglitze, die 24 Jahre gelebt haben. Als Kinder der freien Natur mögen sie wohl auch noch länger leben; so weiß man von Reihern, die gebalzt waren und den goldenen Ring am Fuße mit Datum und Jahrzahl trugen, daß sie, beim Wiedereinfang oder auf der Jagd erlegt, weit über 100 Jahr gelebt hatten. Merkwürdig bleibt es doch immer, daß bei ihrer schnellen Entwickelung sie doch ein weit höheres Alter als die Säugethiere erreichen, bei denen das Leben 6—7 Mal länger als die Zeit ihres Wachsthums dauert, bei jenen aber 15—30 Mal länger. Die freie Bewegung in der Luft, das gegen den Wechsel der Luft sie so schützende Federkleid, der leichte und schnelle Ortswechsel, der sie selten in Nahrungsverlegenheit bringt, ihre innere Organisation, ihr fröhliches Wesen, das der Gesang bekundet, sind mit reichliche Quellen ihres langen Lebens. Vom Süd- bis zum Nordpol findet man Vögel von verschiedener Art und Bildung. Einige geben 8000 Arten an, die man bis jetzt kennt. Von dieser Menge sind nur wenige domesticirt und zur ökonomischen Benutzung angewendet. Nach Bechstein's Naturgeschichte der Stubenvögel werden von ihm 195 Arten beschrieben, wobei freilich auch Haustauben, Hühnerarten, Sumpfvögel, als Storch, Kiebitz, Waldschnepfe, und Schwimmvögel, als stumme Schwan, Wintermöve u. dgl. sich befinden. Dagegen giebt der so genau und fein unterscheidende Hr. Pfarrer Brehm in seinem Handbuche für Liebhaber der Stuben-, Haus- und alle der Zähmung werthen Vögel mehrere Hunderte an, von denen allen wir nur einige für unsern Zweck auszuwählen gedenken.

Streng genommen versteht man freilich unter Stubenvögel solche, welche die Liebhaber in der Stube, wegen ihres Gesanges,

wegen der Schönheit ihres Gefieders, oder sonst liebenswürdiger Eigenschaften zu halten pflegen. Es gehören dazu mancherlei Kenntnisse, wovon wir so manches schon angegeben, selbst die Geschlechtskennzeichen, die oft nicht so leicht in die Augen fallen, die Zeit, wo man sie am besten anzuschaffen hat u. dgl. m. Man erhält indessen diese Vögel dadurch, daß man sie jung aus dem Neste nimmt, zu welcher Zeit, haben wir oben angegeben. Jungen Finken, Gimpeln und überhaupt Körnerfressenden giebt man gern eingequelltes Futter, wie Rübsamen; man weicht den Samen in ein thönernes Gefäß den Tag zuvor ein, so viel als man zu brauchen gedenkt. Im Winter setzt man es auf den lauen Ofen, im Sommer in die Sonne, damit es desto besser quelle; mit einem Federkiel, den man dazu schneidet, füllt man es in die geöffneten Schnäbelchen. Den Insektenfressern giebt man in Wasser oder noch besser in Milch geweichte Semmel, doch darf dies Gemisch nie sauer werden; auch mengt man Ameiseneier mit unter, selbst getrocknete Fliegen und Ameisen. Das Aufziehen kostet freilich viel Mühe, da man den kleinen Schreihälsen öfters Futter geben muß. Doch lohnt es aber auch, wenn man sie aufbringt und in der kleinen Vogelbrust Liebe und Zutrauen sich entwickeln sieht, wenn sie ihren Herrn umflattern und sich zutraulich auf seine Hand oder Schulter setzen. Hierbei fällt mir eine Geschichte ein, die ich in der Naturgeschichte meines Freundes, des Prof. Naumann, las, von einem jungen Vogel, den er mit in die Stube genommen, um ihn groß zu füttern. In derselben Stube befand sich noch ein frei herumfliegendes Rothkehlchen, welches eine Zeit darauf Mutterstelle versah und den kleinen Schreihals aus dem für ihn bereiteten Futternäpfchen fütterte, so daß man nur das Futter zu bereiten brauchte. Wenn man doch bei dergleichen Auferziehung immer ein so gutmüthiges Vogelherz finden möchte. Daß man übrigens schon oft ausgenommene Vögel in einem Bauer in die Nähe des Baumes setzte, wo ihre Eltern sie dann aufgefüttert, ist ja eine bekannte Sache. Die von den Menschen aufgezogenen werden indessen sehr zahm und lassen sich leicht abrichten.

Die zweite Art sich Vögel anzuschaffen, ist die, sie von Vogelhändlern zu kaufen, was, wenn es rechtliche Leute sind, auch wohl geschehen kann. Im entgegengesetzten Falle ist man dabei aber übel berathen. —

Die dritte Art ist der Selbstfang, der indessen mit vielen Schwierigkeiten verbunden ist. Erstens gehört dazu viel Zeit und Gelegenheit; außerdem Netze u. dgl., was es sehr kostspielig macht. Die genaue Beschreibung von allen diesen würde ein eigenes Büchelchen füllen, nnd da wir schon z. B. in Andr. Naumann und andern Vogelstellern *) dazu Anleitung finden, so verweisen wir unsere Leser dorthin und geben davon hier nur einiges im Umriß mit an.

Wer Vögel fangen will, muß die Orte kennen, wo sie sich aufhalten, ihre Nahrung und selbst ihre Locktöne verstehen und nachmachen können. Der Fang der Zugvögel fällt im Herbst und Frühjahr; die Strichvögel, die Mangel an Nahrung bald dahin, bald dorthin treibt, kann man theils im Herbst und Frühjahr, theils aber auch wie die Zugvögel noch im Winter erlangen; die Standvögel zu allen Jahreszeiten, am besten im Winter, wo sie sich auch meist in kleine Heerden zusammenschlagen.

Im Frühjahr ist die beste Zeit zum Fang der Stubenvögel, indem diese williger der Lockstimme des Begattungstriebes folgen, und es werden auch die nördlichen Vögel gefangen, die nur bei uns durchwandern uud die man nicht im Winter, da sie weit südlicher überwintern, zu fangen Gelegenheit gehabt hat. Jetzt ist auch die Zeit, wo man die Stubenvögel am besten nach ihrem Geschlecht unterscheiden kann. Denn Erfahrung lehrt, daß bei den Zug- und Strichvögeln die Männchen immer einige Tage, ja zuweilen eine ganze Woche früher als die Weibchen ankommen. Daher fangen die Vogelsteller bei den ersten Zügen lauter Männchen, bei den letzten aber nur Weibchen. Dieser Vogelfang fällt

---

*) Bechstein Naturgesch. Deutschl. B. 2. S. 102—135. Von demselben: Anweisung Vögel zu fangen ꝛc. Nürnberg.

im März und April, und zwar vor Tages Anbruch bis früh 9 Uhr, denn nachher hören sie nicht mehr auf die Lockstimme und gehen nur ihrer Fütterung nach.

Man hat nun eine Menge Fänge (Heerde) zu den verschiedenen Arten von Vögeln. Ja oft mehrere für eine Art, z. B. die Halloren (Salzsieder) fangen Schwalben in Tagnetzen. Sie bestehen aus 2 langen Schlagwänden, wo in einem Tage mehrere Schock dieser schuldlosen Thierchen zum Verspeisen gefangen werden. Dieselben fangen auch mit dem Spiegel bei Sonnenschein Lerchen, dann auch mit Nachtnetzen; so hat man auch Abendnetze, die wie Wände gerade herunter hängen, worin in einem Abend oft viele Schock Lerchen gefangen werden, und so viel auch bei Halle und Leipzig gefangen werden, hat man doch noch keine besondere Abnahme bemerkt.

Nach Beobachtungen haben die Zugvögel auf ihren Reisen so bestimmte Straßen, die sie allezeit passiren und wo sie alsdann häufig vorbeistreichen, daß sie, z. B. in einer Entfernung von 4—500 Schritten von einer solchen Straße gar nicht angetroffen werden. In gebirgigen Gegenden nehmen die Zugvögel ihren Weg meistens über die Thäler hin und muß man daher die Lockbüsche auf den Anhöhen aufstellen, die an Thäler stoßen. Man nimmt zu diesen starke Aeste von Eichen oder Rothbuchen, welche die verwelkten Blätter noch haben, und schneidet sie bis auf 1 oder 1½ Fuß weit oben am Gipfel glatt, ritzt alsdann die oben abgeköpften Zweige, um die Leimruthen in dieselben zu stecken. Man nennt diese Büsche **Lockbüsche**, weil in Thüringen der Vogelfang die **Locke** genannt wird. Die Leimruthen steckt man etwas schief ein, und unter dieselben stellt man auf den Boden die verschiedenen Lockvögel in Käfigen, die man mit Tannenzweigen bedeckt, damit sich die Vögel nicht sehen können, denn sonst würden sich jene Vögel nicht auf die Lockbüsche setzen und diese sie nicht herbeilocken. Zu Lockvögeln nimmt man am liebsten Wildfänge, d. i. solche, die in der Freiheit gefangen und nicht jung aufgezogen sind. Die zu diesen Bäumen fliegenden Vögel fangen sich an

den Leimruthen. Ergiebig ist auch der Tränkheerd, den man an einem Bächlein anlegt; es gehört dazu ein Schlaggarn, nach der Größe des Platzes von 3—6 F. Länge und 3—4 F. Breite. Näher beschreibt ihn Bechstein S. 31 u. 32 u. f. Er beschreibt da die Dohnen, den Dohnenstieg, die Sprenkel ꝛc.

Es giebt nun noch viele und verschiedene Fangarten, als: Drossel-, Finken-, Ortolan-, Staaren-, Strandläuferheerde (S. Brehm a. a. O. S. 56.) ꝛc., Meisenkasten. Die Meisenhütten legt man da an, wo in einem Walde oder großen Garten ein guter Meisenzug ist. Es ist dies eine leicht erbaute Hütte von Holz oder Schilfrohr, wobei man sich Lockmeisen und eine Meisenpfeife anschafft. Aus der Hütte steckt man die Kloben heraus, die auf kleinen Krücken ruhen. Sobald eine Meise sich darauf setzt, zieht man den Kloben zu, der die Füße klemmt, worauf er mit dem Gefangenen hereingezogen und dieser getödtet wird. Dieser Fang wird in den Morgenstunden des Septembers und Octobers betrieben. Desgleichen der Meisentanz. Man hat dazu dieselbe Hütte; vor ihr stehen 4 Stangen, die ein Quadrat bilden; auf diese legt man Querstangen oder zieht von einer zur andern Bindfaden, und an diese werden nun die Sprenkel so gestellt, daß das Tippholz des einen in, und das des andern außer dem Quadrat steht. Alle stellt man auf. In der Mitte des Quadrats steht eine lange Ruthe, an der eine lebende Meise befestigt ist. Sobald man Meisen hört, lockt man sie durch die Pfeife heran. Bei ihrer Ankunft sehen sie die Meise auf der Stange; man kann auch eine todte daran binden und diese durch Ziehen der Stange bewegen. Um sie näher zu betrachten, setzen sie sich auf die Sprenkel und werden gefangen. In einem Morgen kann man auf diese Art über 1 Schock fangen.

Laufschlingen. Man stellt sie, indem man einen Zaun von Zweigen macht und Durchgänge läßt, in die man die Pferdehaarschlingen stellt. Am Wasser, in Brüchen und Wäldern kann man darin Schnepfen, auch Feldhühner fangen.

Noch gedenken wir eines Fanges im Winter beim Schnee. Man nimmt einen Reif, etwa 1 F. im Durchmesser. Durch die Seiten desselben zieht man Schleifen von Pferdehaar, die alle nach innen stehen; man stellt sie auf und bestreut sie mit Heckerling und Körnern, so daß sie den Vögeln, die dahin nach Futter eilen, unsichtbar sind. Die Vögel, die nun darin herumlaufen, fangen sich mit den Füßen in den Schleifen.

Der Fang mit dem kleinen Kauze. In Deutschland stellt man einen solchen auf eine Hütte, bewegt ihn hin und her, und besteckt ein nahe stehendes Bäumchen mit Leimruthen, wo dann die sich an denselben fangenden Vögel herabfallen. — In Italien macht man es damit auf folgende Art: man nimmt den Kauz (Strix passerina, Athene passer.), dort Civetta genannt, jung aus und gewöhnt ihn vom Kreuze, seinem gewöhnlichen Sitze, auf den Boden zu springen und wieder hinauf zu fliegen. Man nimmt ihn nun mit auf einen mit Bäumen umgebenen, aber von Büschen freien Platz, stellt das Kreuz der Civetta auf die Erde und einige mit Leimruthen besteckte Stäbe um dasselbe herum. Der Vogelfänger legt sich auf die Erde, ganz mit Zweigen sich bedeckend, und ahmt mit einem Pfeifchen die Töne des Steinkauzes nach. Dann kommen eine Menge Vögel, den Kauz zu necken, nnd fangen sich an den Leimruthen.

Auch die Raubvögel werden auf sehr verschiedene Art gefangen. (Mehrere Arten von Vogelfängen s. in den angeführt. Werken von F. Naumann ein Raubvogelfang 2r Bd. 2e Abth., eine Krähenhütte 4r Bd., eine Meisenhütte 5r Bd. und den Wasserschnepfenheerd Bd. 7.; alle diese Abbildungen stellen daselbst die Titelkupfer dar.) Der leichteste Raubvogelfang geschieht mit Tellereischen; diese werden in ganz baumleeren Feldern auf starken Pfählen angebracht, mit Moos oder dergleichen belegt und an den Pfahl verfestigt. Sobald nun der Vogel, um auszuruhen und sich umzuschauen, daselbst niedersetzt, wird er mit dem Fuße gefangen. Dies sei indessen genug über diesen Gegenstand, um nun zur Beschreibung der Stubenvögel überzugehen. Bechstein hat

sie in einer leichten und übersichtlichen Classification auf einander folgen lassen und fängt danach mit den Raubvögeln an. Herr Pfarrer **Brehm** nimmt mehr auf ihre Geschicklichkeit im Gesange Rücksicht, dann folgen die, welche Worte nachsprechen lernen, dann die, welche man ihrer Schönheit wegen zu halten pflegt ꝛc. Auch der ausländischen Vögel hat er gedacht. Diese Eintheilung scheint der Sache mehr zu entsprechen, und deshalb werden wir auch im Ganzen dieser Eintheilung folgen. Es enthält nach unserm Dafürhalten die erste Klasse: den **Sprosser** und die **Nachtigall**.

Erste Klasse.

1. **Der Sprosser** (**Luscinia major, Briss. Motacilla lusc. maj. Linn. Sylvia philomela Bechst.**). Etwas größer als die gewöhnliche Nachtigall, unterscheidet sich aber von ihr durch die dunklere Farbe des ganzen Oberkörpers und Schwanzes, die Muschelflecken an der Kehle und die Gestalt des Flügels, in welchem die dritte Schwungfeder bedeutend länger, die zweite aber kürzer, als die vierte ist. Die Größe beträgt **7** Z. **3—6** Linien, und die Breite mit ausgespannten Flügeln **11** Z. bis **11** Z. **4** Linien, oben rostgraubraun, am Schwanze rostbraunroth, an den beiden mittelsten Steuerfedern dunkler, am Unterkörper grau, am Bauche weißlich, Schnabel und Füße hellhornfarben, der Augenstern braun. Die Weibchen sind plumper und weniger lebhaft, als die Männchen. Sie nisten in dichtem Gebüsche, machen gewöhnlich auf der Erde tiefe Nester, in die sie **4—5** olivengraugrüne dunkler gewölkte Eier legen.

Die Sprosser sind nach den verschiedenen Ländern und Gegenden sehr verschieden und zerfallen nach **Br.** in mehrere **sub-species.** Z. B. der **ungarische** Sprosser ist der vorzüglichste Sänger. Er lebt an den Ufern der Donau im Weiden- und andern Gebüsch, und geht bis über Wien herauf, wird aber immer seltener wegen des häufigen Wegfangens. Unter ihnen giebt es

Nachtschläger oder polnische, für den schlechtesten wird der pommersche gehalten.

Viele Sprosser fangen im Käfige bald nach Weihnachten zu schlagen an, schweigen aber dafür früher. Bald nach Beendigung ihres Gesanges fangen die Sprosser an sich zu mausern, was 4—5 Wochen dauert, während welcher Zeit sie besonders gut mit Ameisen gefüttert werden müssen.

2. **Die Nachtigall** (**Luscinia vera, Br. Sylv. lusc. Lath. Motacilla luscinia Linn.**). Dieser schon bei den Alten so beliebte Vogel ist größtentheils eben so groß, als der Sprosser, dem er auch in der Gestalt und Zeichnung ähnlich ist, und unterscheidet sich nur durch die lichtere Zeichnung des Oberkörpers. Dieser ist röthlich graubraun, der Schwanz rostroth, der graue Unterkörper an dem Vorderhalse und Bauche weißlich, der Schnabel hornfarben, oben dunkler, der Augenstern braun, der Fuß perlhornfarben. Die Weibchen unterscheidet man an der plumperen Gestalt, dem stärkern Kopfe und durch geringere Lebhaftigkeit. Brehm giebt 5 Unterarten an. Sie bewohnen sämmtlich nur mit Laubholz oder Gebüsch bedeckte Orte, besonders die, welche an Abhängen liegen, an Flüssen oder Bächen und frischem Boden. Man giebt ihr Neugier schuld, dies ist aber nur die Hoffnung nach Nahrung, die sie bei Entblößen der Erde vermuthet, da sie besonders von Würmern, Insekten und deren Larven lebt. Auf dem Zuge im April und September findet man sie in den meisten Gegenden unsers Vaterlandes. Sie ziehen des Nachts.

Wo ihnen nichts zu leide geschieht, sind sie sehr arglos und zutraulich. In ihrem Neste findet man meist einige Pferdehaare; Nest und Eier gleichen denen des Sprossers, sie nisten unverstört jährlich ein Mal. Die Jungen füttern beide Eltern auf und locken sie mit einem rauhen: Rrrrr! zusammen. Die Mauser fällt bei Jungen und Alten im Juli und August. Ihr Lockton ist: uit krr und tack tack! Ihr herrlicher Ton entzückt das lauschende Ohr, und wenn er nach dem Urtheil großer Kenner dem

des Sprossers nachsteht, so verdient er doch unsere Bewunderung; Bechstein in dem angef. Werke S. 381 hat es versucht, durch Sylben und Buchstaben die verschiedenen Strophen sichtbar wieder zu geben. Nur bisweilen findet man unter ihnen Tag- und Nachtschläger, die der Seltenheit wegen aber sehr theuer bezahlt werden. Beide Arten fängt man mit Schlagnetzchen *).

Man hat mit ihrer Fortzucht glückliche Versuche gemacht, Br. S. 78.

Zu folgender Abtheilung gehören viele Vögel, die entweder von der Natur schon schöne Stimmen haben, oder durch Nachahmungsgabe andere Gesänge sich aneignen und dadurch Mannichfaltigkeit und Reiz in die ihrige bringen.

Zweite Klasse.

1. Bastardnachtigall, gelbbäuchiger Sänger (Sylvia Hippolais, Lath. Mot. hippol. Linn.). Ist ein sehr beliebter Sänger, der mehrere Strophen aus dem Gesange anderer Vögel mit hören läßt. Seine Länge beträgt 6 Z. 2—6 Linien, und die Breite 9 bis 10 Z. 3 Linien. Der Oberkörper ist olivengrüngrau, der Unterkörper schwefelgelb. Im Frühjahr sind die Farben am lebhaftesten. Vor dem Auge steht ein gelber Streif; der Schnabel ist hornfarben, am Unterkiefer gelblich; der Augenstern hellbraun; Füße bleifarben. Die Weibchen sind stets bläßer, als die Männchen. Sie bewohnen die Laubhölzer, Gärten und mit Laubbäumen besetzten Orte unseres Vaterlandes. Sie bauen ein sehr künstliches Nest, in dem man 4—5 rosenrothgraue, schwärzlich gepunktete Eier findet. Am schönsten singt das Männchen, wenn das Weibchen brütet; wenn aber die Elternsorge bei Jungen zu ernähren eintritt, hört man es selten singen. Die Männchen haben verschiedene Gesänge.

*) Im Preußischen muß ein Jeder, der eine Nachtigall hält, jährlich 3 Thlr. zahlen. Dabei ist ihr Fang strenge verboten und mit 5 Thlr. verpönt.

Im Käfig erhält er Nachtigallenfutter, im Winter mischt man etwas gequetschten Hanf darunter. Diese Vögel lieben die Gesellschaft ihres Gleichen, daher ist es gut, dem Männchen ein Weibchen mit in seinen Käfig zu thun. Oefters sterben sie im Januar und Februar, und um das zu verhüten, soll man ihnen täglich noch 5—6 Mehlwürmer über die bestimmte Anzahl des Abends bei Lichte reichen; auch ist es gut, ihnen einige Messerspitzen hart gesottene, sehr klar gehackte Hühnereier zu bereiten und, um sie zu erhalten, ihnen täglich frische Ameiseneier zu geben. Man fängt sie beim Neste, in Sprenkeln und auf Leimruthen, am leichtesten, wenn man einen guten Sänger dieser Art in einen Käfig unter den Baum stellt, der mit Leimruthen belegt wird.

2. **Die graue Grasmücke** (Curruca hortensis Br. Mot. hort. Linn.). Ihre Länge beträgt 6 Z. 4 Lin., Breite 10 Z. Schnabel und Füße bleifarben, der Augenstern hellbraun, der Oberkörper oliventiefgrau, an den Schwung- und Steuerfedern dunkler, der hellgraue Unterkörper an der Kehle und dem Bauche weiß. Beide Geschlechter lassen sich schwer unterscheiden. Sie brüten in unsern Gärten und Laubhölzern überall. Sie sitzen gern auf Bäumen, hüpfen auf ihnen mit großen Sprüngen umher und kommen selten auf die Erde. Wo man sie nicht verfolgt, sind sie zahm und zutraulich. Ihre Nahrung besteht aus Insekten und deren Larven, im August und September aus Faul- und Hollunderbeeren. Im Mai kommen sie und ziehen im September wieder weg. Ihr Nest ist kunstlos, besteht aus dürren Grashalmen, inwendig mit einigen Pferdehaaren belegt. Sie haben 4—5 Eier, die gelblich grauweiß, gelb und ölgrau gefleckt sind. Das Männchen bekümmert sich eben so wie das Weibchen um seine Jungen. Das Weibchen hat noch das Eigenthümliche einer guten Stiefmutter, daß, wenn man es beim Neste gefangen, alle jungen Vögel auffüttert, die man ihm in den Käfig bringt. Es trägt ihnen das hingesetzte Futter mit solcher Emsigkeit zu, als wenn sie seine eigenen Jungen wären.

Der Gesang der Männchen ist sehr angenehm, und da sie sich bei uns so häufig finden, bekannt. In der Gefangenschaft fangen sie schon im December an bis zum Juli immer fleißig zu singen. Man hält sie im Nachtigallkäfig und giebt ihnen auch Nachtigallfutter. Auch gewöhnen sie sich an Semmel und Mohrrüben, nur muß man ihnen öfters auch Mehlwürmer geben; so hat man sie an 15 Jahre in der Stube erhalten. Im Herbst giebt man ihnen auch Hollunderbeeren. Jung aufgezogen und neben eine Nachtigall gehängt, nehmen sie viel von diesem Gesange an und werden sehr zahm.

Man fängt sie mit dem Schlagnetze, in Sprenkeln mit vorgehängten Beeren, mit Leimruthen oder auf Tränkheerden.

3. **Die gesperberte Grasmücke** (Curruca nisoria Br. Sylv. nisor. Bechst.). Die Länge ist 7 Z. 9 Lin., die Breite 11 Z. 3 Lin. Ihre doppelte Mauser macht auch eine weitläuftigere Beschreibung nothwendig. Im Frühjahr ist der Oberkörper des Männchens tiefgrau, ins Dunkelaschgraue ziehend, der weißliche Unterkörper, den Bauch ausgenommen, tiefgrau gesperbert. Die erste Steuerfeder ist weiß gesäumt, der Augenstern hellgelb, der Schnabel dunkelhornfarben, die Füße bleifarben. Im Herbst hat der Oberkörper lichtgraue Federränder und der Unterkörper wenig tiefgraue Wellenlinien. Bei den jungen Herbstvögeln sind diese Wellenlinien kaum bemerkbar. Das Weibchen hat viel unreinere Farben und ist weniger gesperbert, als das Männchen. Die noch unvermauserten Jungen sind oben und an den Seiten grau, auf dem übrigen Unterkörper weiß und ganz ungesperbert.

Man findet sie im nördlichen und südlichen Deutschland in Wäldern und an Flußufern. Sie kommen im Mai und ziehen im August wieder fort. Sie sind scheuer als die andern Grasmücken. Ihr Lockton klingt wie: trrrrr, trrrr! Sie leben von Raupen, Käfern und Insektenlarven, im August von Hollunder- und Faulbeeren, bauen ein wenig kunstreiches Nest, worin man 4—5 grauweiße oder weißliche grau gefleckte Eier findet. Die Jungen lernen bald selbst Nahrung suchen.

Man fängt sie an kalten Frühlingstagen im Schlaggärnchen mit Mehlwürmern, im August in Sprenkeln, vor denen Hollunder=, Johannis= oder Faulbeeren hängen.

4. **Die schwarzscheitelige Grasmücke, der Mönch** (**Curruc. atricapilla Briss. Sylv. atricap. Lath. Motacil. atric. Linn.**). Das Männchen unterscheidet sich von allen den vorigen Arten durch die schwarze Kopfplatte; bei den Jungen ist sie rost=braun und bei allen Weibchen rostfarben. Der übrige Oberkörper ist tief=, auf dem Rücken olivengrau, und der hellaschgraue Unterkörper am Bauche weiß, Füße bleifarben. Die Länge beträgt 6 Z. 2—8 Linien, die Breite 9 Z. 2—6 Linien. Buschreiche Gegenden, Fichtenschläge von mittlerm Wuchse, Gärten und Flußufer liebt dieser Vogel.

Diese Grasemücke singt bei ihrer Ankunft und vor ihrem Wegzuge. Am schönsten ist aber ihr Gesang im Juni bis Ende Juli.

Im Herbst suchen sie die Hollunderbüsche auf, um von dessen Beeren bis zu ihrem Wegzuge im October zu leben. In der letzten Hälfte des April kommen sie wieder. Sie bauen ein leichtes Nest von Grashalmen in das Gebüsch, worin man 4—5 fleischfarbige, dunkelfleischroth gefleckte Eier findet.

Im Frühjahr fängt man sie mit Mehlwürmern unter dem Schlaggärnchen; im Herbst in Sprenkeln, vor denen Hollunderbeeren hängen; im Sommer in Meisenkasten, die man auf den Bauer eines Sängers an seinem Standort aufstellt, mit Mehlwürmern. Es sind vortreffliche Sänger, die man in Nachtigallenkäfigen hält und ihnen Nachtigallenfutter mit Möhren und Mohn oder gequetschten Hanf oder auch ein geringeres mit Ameiseneiern und Mehlwürmern giebt. Im Herbst giebt man ihnen rothe und schwarze Hollunderbeeren, die man ihnen auch im Winter getrocknet und wieder aufgeweicht unter das Futter gemischt giebt. Im Gesange ziehen sie einige den Nachtigallen vor, und einige rufen die Worte Judith und Brief deutlich aus. Viele singen 3 bis

9 Monate im Jahre durch. Jung aufgezogen lernen sie ein Liedchen pfeifen.

Sie mausern im Juli und August, baden sich gern und müssen deshalb täglich viel und frisches Wasser haben, auch lassen sie sich mit geriebenen Rüben und Semmel und einigen Mehlwürmern ernähren. Doch darf man im Herbst und Winter die Hollunderbeeren nicht vergessen.

5. **Die Steindrossel, Steinamsel** (Turdus saxatilis Linn.). Ist ein ungemein schöner Vogel und sehr guter Sänger. Die Länge beträgt 8 Z. 6 Lin. bis 9 Z. 6 Lin. und die Breite 16—17 Z. Sie hat ein doppeltes Kleid: im Frühling ist der Oberkopf, Hinterhals und der Vorderhals schön graublau, Flügel und Rücken braun, der Unterrücken weiß, der Schwanz, die Brust und der Bauch prächtig hochrostroth. Im Winter hat der Oberkörper rostgraue und der Unterkörper graue und schwärzliche Federränder. Beim Weibchen stehen auf dem mattbraunen Oberkörper weiße, braun begrenzte Flecken, und auf blaßrostrothem Unterkörper, auf dem der Vorderhals weiß ist, dunkle Federkanten. Füße schwarzbraun, Augenstern braun.

Die Jungen haben auf dem braungrauen Oberkörper weißliche und braune Flecken, eine weißliche Kehle und auf dieser schwärzliche, übrigens aber auf dem blaßrostrothen Unterkörper schwärzliche und weißliche Spitzenränder.

Sie bewohnen hohe felsige Orte von Südeuropa. Er ist in der Freiheit ein sehr lebhafter, unruhiger und scheuer Vogel, der gern hoch und frei sitzt und jeder Nachstellung mit vieler Klugheit zu entgehen sucht. Mein Freund, der Herr Förster Naumann, fing in den Dohnen bei Kleinzerbst ein Männchen.

Ihre Nahrung besteht vorzüglich in Käfern, Heuschrecken und andern Insekten und deren Larven, im Herbst in Beeren. Sie lauern ihrer Beute sitzend auf und fangen sie, entweder nach ihr mit großen Sprüngen laufend, oder in schnellem Fluge nach ihr hinfliegend.

Ihr Nest bereiten sie von Moos und Grashalmen; es enthält 4—5 reine blaugrüne Eier, und steht in Felsen- oder Mauerritzen, oder auf dem Holzwerke hoher Thürme, gewöhnlich schwer zugänglich. Man fängt sie entweder beim Neste oder ihrem Aufenthaltsorte mit Leimruthen oder Schlaggärnchen, wo man als Lockspeise Mehlwürmer gebraucht.

Jung aufgezogen werden sie sehr zahm, lernen auch ein Liedchen pfeifen. Alt gefangen bleiben sie meist immer wild und unbändig. Ihre Stimme ist flötend, angenehm und laut, ohne je in der Stube dem Ohre beschwerlich zu fallen, und ertönt beinahe das ganze Jahr hindurch, wodurch sie mit den ersten Platz unter den Stubenvögeln einnimmt.

Die Steindrossel wirft, wie mehrere Insektenfresser, das Unverdauliche in ziemlich großen Gewöllen aus.

6. **Die blaue Drossel** (Turdus cyanus Gmel., Turd. solitarius Linn.). Ist der Vorigen in der Gestalt ähnlich, 10 Z. lang und 17 Z. breit. Das alte Männchen ist an den Schwungfedern schiefer-, an den Steuerfedern blauschwarz, übrigens pflaumenblau, im Sommer mit veilchenblauem Anfluge, im Winter mit grauen Federrändern. Der Schnabel ist horn-, die Füße braunschwarz, der Augenstern braun. Das Weibchen hat ein unreines Pflaumenblau auf dem Oberkörper, und rostrothe, graue und braune Flecken und Streifen am Unterkörper. Bei den Jungen stehen auf braungrauem Gefieder weiße Fleckchen und auf dem Rücken und Halse ein solcher Anflug. Sie mausern jährlich ein Mal.

Diese Vögel sind im südlichen Europa zu Hause und bewohnen die Felsen hoher einsamer Gegenden. Sie sind sehr scheu und vorsichtig, lebhaft in allen Bewegungen, indem sie die größern Insekten, besonders Heuschrecken und Käfer, entweder mit weiten Sprüngen oder durch raschen Flug verfolgen, und besonders Abends durch ihren starken und flötenartigen Gesang erfreuen. Auch die Weibchen singen zuweilen. Ihr Nest steht in Felsenritzen oder Mauerlöcheru, ist von Moos oder Grasstengeln gebaut und ent-

hält 4—5 blaugrüne Eier. Im Käfig werden sie oft so zahm, daß sie ihren Herrn, wenn er ins Zimmer tritt, mit Locktönen und Gesang begrüßen. Ihr Gesang vereinigt die Gesänge mehrerer Vögel, doch übertrifft sie die Steindrossel bei weitem nicht. Ihre Mauser fällt in den September; nach Beendigung derselben fängt sie auch wieder an zu singen.

Die blauen Drosseln werden nach Brehm S. 108 aus Südtyrol und Triest nach Wien gebracht, wo ein Stück mit 20 Fl. C. M. bezahlt wird. In Sicilien sind sie einheimische Vögel.

7. **Die Singdrossel** (Turdus musicus Linn.). Die Länge beträgt 9—10 Z., Breite 15 Z. Sie zeichnet sich vor denen mit ihr in Deutschland lebenden verwandten Arten besonders durch ihre rostgelben Unterflügeldeckfedern aus. Ihr hornfarbiger Schnabel ist vorn dunkel gefärbt, der Fuß weißlich, der Augenstern braun, der Oberkörper olivenbraungrau, der weiße an den Halsseiten und dem Kopfe etwas gelbliche Unterkörper mit dreieckigen schwarzbraunen Flecken besetzt. Die Jungen sehen im Neste an dem Unterkörper gelber aus, als die Alten, und haben bis zur ersten Mauser auf dem Oberkörper gelbliche Länge- und braune Spitzflecken. Männchen und Weibchen sind äußerlich schwer zu unterscheiden.

Die Singdrosseln kommen im März im mittlern Deutschland an und gehen im October in kleinen Gesellschaften wieder weg. Es sind Wälderbewohner, die sich in Dickichten oder im Unterholze, wo hohe Bäume stehen, aufhalten, weil sie beim Singen gern hoch sitzen, auf dem Wipfel eines Baumes oder einem freien Aste, und stürzen sich bei naher Gefahr gleich in das Dickicht hinab, wo sie sich sogleich verbergen.

Am Brutorte sind sie wenig, auf der Wanderung ziemlich scheu. Sie laufen mit großen Sprüngen auf der Erde umher und suchen Würmer, Käfer und Insektenlarven, als ihre eigentliche Nahrung; im Herbst fressen sie Faul-, Vogel-, Wachholder- und andere Beeren.

Ihr Gesang erschallt in den Wäldern vom März bis in den Juli; er ist stark, voll, abwechselnd und schön, und hat Einiges von dem Nachtigallschlage, weshalb man sie auch sehr schätzt. Im Frühjahr ist er für das Zimmer zu laut, weshalb man sie auch vor das Fenster hängt. Sie singen vom Morgen bis in die Nacht, und in großen Gärten in Käfigen, die gegen Raubthiere geschützt und durch Gebüsch gedeckt sind, nehmen sich diese Singvögel vorzüglich gut durch ihre Stimme aus.

Sie nisten jährlich zwei Mal in dichtes oder lichtes Gebüsch, höher oder tiefer, oft in den Weg und kleiben ihr Nest inwendig mit feuchter Erde oder faulem Holze, oder feuchtem Moose aus. Ihre 4—6 Eier sind blaugrau, mit schwarzbraunen Punkten am stumpfen oder spitzigen Ende bedeckt. Männchen und Weibchen locken zip, zip! daher der Name Zippe. Nähert sich ein Feind dem Neste, so ertönt sehr stark ihr: sik, sik, sik, tsak, tsak, tsak! indem sie um den Feind fliegen.

Man fängt sie in Dohnen, auf der Tränke, auch unter dem Nachtigallengärnchen oder mit Leimruthen, auf denen Mehlwürmer fest gebunden sind. Sie mausern im August. Man hält sie im Nachtigallenbauer mit dem oben beschriebenen Futter. Sie bedürfen, wie die folgenden, viel Wasser und Sand.

8. **Die Amsel, Schwarzdrossel** (Turdus merula Linn.). Ist 10—11 Z. 9 Lin. lang und 12 Z. bis 16 Z. 2 Lin. breit. Das alte Männchen hat einen zitronengelben Schnabel und Augenlieder, einen braunen Augenstern, dunkelbraune Füße und ein dunkelschwarzes Gefieder ohne Glanz. Das alte Weibchen ist auf dem Oberkörper mattschwarz, auf dem Unterkörper schwarzgrau, bis zur Oberbrust weiß und rostgelb gefleckt. Je jünger die W., desto lichter ist ihre Farbe. Die Jungen haben auf schwarzgrauem Oberkörper rostgelbe Schäfte, auf dem rostfarbigen Unterkörper bräunliche Querflecken. Das Kennzeichen, junge Männchen von den Weibchen zu unterscheiden, ist: ihnen an der Kehle einige Federn auszzurupfen, wachsen diese schwarz nach, so ist der Vogel ein Männchen.

Die Amsel bewohnt das dichte Gebüsch der Nadel- und Laubhölzer, und verbirgt sich fast immer so, daß man sie selten sieht. Nur beim Aufsuchen der Nahrung, welche in Würmern, Insektenlarven, Käfern, besonders Vogel- und Wachholderbeeren besteht, kommen sie auf freie Plätze und entlaubte Bäume. Auf der Erde machen sie große Sprünge und eilen bei Gefahr dem nächsten Gebüsche zu. Beim Singen sitzen sie gern auf Baumspitzen. Viele überwintern bei uns. Sie leben in dem größten Theile von Europa. In der rauhen Jahreszeit, besonders bei tiefem Schnee, liefern ihnen die offnen Quellen oft die einzige Nahrung. Sie erfreuen durch ihren schönen Gesang, der bis in die Nacht hinein ertönt, im Zimmer sogar bei Kerzenlicht. Jung aufgezogen lernen sie Lieder pfeifen, wie die Gimpel. Sie brüten jährlich 2 Mal, das erste Mal im März, das zweite Mal im Juni. Das Nest ist von Reisern, Moos, Grashalmen und Erde gebaut, inwendig mit zarten Grashalmen ausgelegt und enthält 4—6 blaßgrüne, röthlich und rothbraun gefleckte Eier.

Man fängt sie in Dohnen, Schlagnetzen, Tränkheerden und einer Art Meisenkasten, den man da, wo sie immer sitzen, in die Erde macht, indem man die Erde aussticht und von grünen Zweigen den Deckel macht und ihn mit einem kleinen angebundenen Steinchen beschwert; untenhin legt man Vogelbeeren, und bedient sich eines Stellholzes zum Aufstellen. Im August beginnt die Mauser. Im Nachtigallbauer, den sie bewohnen, muß man Sand und Wasser nicht fehlen lassen.

9. **Der rothrückige Würger** (Lanius spinitorquus Bech.). Ist nur 8 Z. 6 Lin. lang und 12 Z. 3—6 Lin. breit. Der Oberkopf uud Nacken des Männchens ist hellaschgrau, auf der Stirn und an den Seiten mit einem schwarzen Streifen, der Mantel rostbraunroth, die Schwingenspitzen schwarz, der Schwanz hinten weiß, vorn schwarz, der Unterkörper roströthlich weiß, Schnabel und Füße schwarz, der Augenstern braun. Das Weibchen ist auf dem Oberkörper grau, auf dem Mantel rostbräunlich, Schwung- und Steuerfedern braun, an dem weißlichen Unter-

körper schwärzlich gewellt. Die doppelte Mauser dieser Würger bringt nur eine geringe Veränderung in der Zeichnung hervor. Das Jugendkleid ähnelt dem des Weibchens, hat aber auf dem rostbraunen Oberkörper schwärzliche Querbinden.

Sie lieben mit Büschen versehene Orte, besonders wo diese an freie Plätze stoßen und einzelne höhere oder niedere Bäume in sich schließen. Sie kommen im Mai und ziehen im September wieder fort. Die Männchen kommen gewöhnlich etwas früher als die Weibchen, und die Familien bleiben fast bis zum Wegzuge zusammen. Die alten Vögel sind ziemlich scheu, die Jungen gar nicht; sie sitzen gern auf freien, am liebsten auf hervorragenden dürren Zweigen, auf ihre Nahrung lauernd, die aus Roß-, Mai-, Rosen- und andern Käfern, Heuschreckenarten besteht, auch andern Insekten, die sie im Fluge verfolgen, mit ihnen auf die Erde stürzen und sie hier verzehren oder auch an Dornen spießen, um sie bei regnerischer Witterung zu genießen. Sie greifen aber auch kleine Vögel an, stürzen sich mit ihnen auf den Boden, halten sie mit den Füßen und tödten sie mit dem Schnabel; dieser räuberischen Natur wegen darf man sie nie unter andere Vögel in die Stube bringen. Ihr Lockton, den man besonders zur Paarungszeit oft hört, ist: gät, gät, gät, tsche, tsche! Das Männchen hat eigentlich nur einen erborgten Gesang, der aus Strophen anderer Vögel besteht und daher mehr oder weniger schön ausfällt. Einige singen in der Freiheit gar nicht, weil sie zu viel mit ihrer Fortpflanzung zu thun haben. Sie bauen ein großes Nest von Moos und größern und kleinern Grasstengeln und füttern es inwendig mit zarten Grashälmchen aus. Man findet darin 4—7 gelbliche oder olivengelbe, aschgraue, bräunlich oder röthlich gefleckte Eier; es giebt darunter viele Varietäten. — Das Weibchen brütet allein, wird aber vom Männchen gefüttert und beim Aufziehen der Jungen unterstützt.

Man fängt sie mit Leimruthen, die man da anbringt, wo sie gern sitzen; man setzt sie in Nachtigallbauer, wo sie auch dergleichen Nahrung bekommen, doch bisweilen Fleisch, selbst rohes,

wonach sie sehr begierig sind und dabei auch gesund bleiben, erhalten. Ihre Mauser fällt im Januar und Februar.

10. **Die Feldlerche** (Alauda arvensis Linn.). Dieser so bekannte Vogel, der uns täglich auf dem Felde vorkommt und durch seinen anmuthigen Gesang, den er in den Lüften ertönen läßt, sich so bemerkbar macht und im Herbst als Leckerbissen aufgetragen wird, erspart uns eine nähere Beschreibung. Sie lebt in dem größten Theile von Europa, bis nach Norwegen hinauf. Sie kommt als einer der ersten Frühlingssänger schon im Februar an und erfreut uns mit ihrem Gesange. Sie fressen kleine Gras- und andere Sämereien, Käferchen und andere Insekten, welche sie auf den Saat- und frisch geackerten Feldern, den Stoppeläckern und den Wiesen aufsuchen. Sie bauen ein kunstloses Nest von Grashalmen und Grasblättern in eine gescharrte Vertiefung in das Getreide oder Gras, und legen jährlich 2—3 Mal 4—6 längliche, graue, dunkler gepunktete Eier, welche das Weibchen allein ausbrütet; für die Jungen sorgen beide Eltern.

Die Fangarten haben wir schon oben angegeben und wir gedenken daher hier nur noch des Lerchenstechens, wodurch man die besten Sänger erhalten kann, indem man unter einer singenden Lerche eine andere mit Leimruthen auf dem Rücken, welche, damit sie den Läufer nicht beschmutzen, in angebundene Federkiele gesteckt werden können, laufen läßt. Wenn im Frühjahre später Schnee die Erde bedeckt, kann man diese Lerchen an offenen Quellen mit Leimruthen fangen.

Jung aufgezogen lernen sie auch Lieder pfeifen, doch behalten sie dieselben nicht so gut, wie die Haubenlerchen, und mischen oft ihren natürlichen Gesang mit darunter.

Einige Feldlerchen fangen schon im Januar oder später an zu singen; es sind fleißige Sänger.

In der Umgegend von Halle und Leipzig werden jährlich Tausende gefangen, versandt und verspeist. Man kann sie mit Nachtigallenfutter ernähren, doch ist es gut einiges Gesäme mit

beizumischen und etwas Hirse unter den Sand, den man in ihren Bauer thut, der ohne Stangen eine Decke von Leinwand haben muß, damit sie sich nicht den Kopf einstoßen. Viel Sand zum Baden, nm das Ungeziefer zu tilgen, muß man ihnen geben, so wie auch den folgenden.

11. **Die Baum- oder Haidelerche** (Alauda arborea Linn.). Man erkennt sie an dem weißen, über den Augen hinlaufenden, den Hinterkopf umgebenden Halbring; dem kurzen Schwanz und dem Weißen an den Spitzen der 4 ersten Steuerfedern, wie durch die abgerundete kleine Haube und die hornweißlichen Füße. Sie ist nur 6 Z. 6 Lin. bis 7 Z. lang und 13 Z. breit. Der lerchenartige Oberkörper zieht im Herbst stark ins Rostfarbige, und der weißliche Unterkörper ist bis zur Brust mit schwärzlichen Längsstreifchen besetzt; der Schnabel ist hornfarben, der Augenstern hellbraun. Das Weibchen hat gewöhnlich schmälere dunkle Streifen am Vorderhalse, als das Männchen. Die Jungen sind an ihren rostgelben Federrändern auf dem Oberkörper und ihren rundlichen Flecken am Vorderhalse kenntlich.

Sie bewohnen die Schläge und kahlen Plätze in und an den Nadelwäldern Deutschlands, besonders die bergigen, und gehen auf dem Gebirge fast bis an die Grenze des Holzwuchses hinauf. Kahle Berge, wenn sie auch nur wenig Fichtenholz tragen, werden durch ihre flötenartige Stimme belebt, die selbst ertönt, wenn Schnee noch daliegt oder noch etwas davon nachkommt; man sieht sie hoch an Wolken schweben oder auf einem Baume sitzen und singen. Das Volle und Flötenartige des Tones giebt ihm einen ganz eigenen Zauber, der selbst seinem wie Lulu klingenden Locktone nicht abzusprechen ist. Dieser Gesang ertönt vom März bis Juli und auch während der Mauser im Sept. und Octob. So macht ihr Gesang an den ersten Frühlings- und an den schönen Herbsttagen einen herlichen Eindruck auf das Gemüth des Beobachters. Selbst des Nachts hört man in jenen Gegenden ihre liebliche Stimme.

Sie ziehen in kleinen Gesellschaften, zerstreuen sich aber bald bei ihrer Ankunft paarweise, und nach der Brut halten sie sich familienweise bis zum Wegzuge zusammen.

Sie sind, die Paarungs- und Brutzeit ausgenommen, ziemlich scheu, und drücken sich bei Annäherung einer Gefahr auf den Boden nieder und suchen ihr dann oft durch schnelles Auffliegen zu entgehen. Sie leben von kleinen Insekten, weniger von kleinen Grassämereien. Sie nisten jährlich zwei Mal. Das erste Mal schon zu Ende März, fast wie die Feldlerchen, aber auf Schlägen gewöhnlich in hohes Gras oder unter niedriges Gebüsch, und legen 4—6, denen der Feldlerche ähnliche, aber kürzere, heller gefärbte und deutlicher gefleckte Eier. Das Nest ist meist sehr versteckt.

Man fängt sie zufällig mit den Lerchen oder im Frühjahre bei spätem Schnee auf offnen Stellen mit Leimruthen oder dem Schlaggärnchen oder an der Locke.

Bei allen Lerchen, also auch bei dieser, muß Futter und Trinkwasser außerhalb des Käfigs angehängt werden, sonst steigen sie in beides hinein, von da in den Sand und verderben sich so die Beine. Von Zeit zu Zeit muß man auch den zu langen Sporn etwas abschneiden und dann und wann den Sand an den Füßen durch Baden entfernen, was um so nöthiger ist, da sie oft mit Fußübeln behaftet sind. Sie bedürfen keine Sitzstange im Bauer.

Ihr Käfig muß eine Leinwanddecke haben und alles oft untersucht werden, daß sich kein Ungeziefer einnistet; denn bei Vermehrung dieses Ungeziefers sterben sie und stecken auch die andern Vögel mit an. Ist ein Vogel davon sehr voll, steckt man ihn in lauwarmen Wein, der mit der Hälfte Wasser gemischt ist, und ist er ganz naß, wickelt man ihn in ein Stückchen Flanell, bis er trocken ist. Das Ungeziefer zieht sich nun von dem Körper in das trocknere Flanell, das man in Wasser kann auskochen lassen. Sie mausern im Juli und August. Das erste Mal hält es schwer, und fallen die Schwung- und Steuerfedern nicht aus, so ist es

gerathener, sie nach und nach selbst auszuziehen. Das zweite Mal mausern sie besser. Dieser Vogel bringt mit der Mauser 6—8 Wochen zu.

12. **Die Kalanderlerche** (Alauda calandra Linn.). Ist der Riese unter unsern einheimischen Lerchenarten. Sie ist kurz und dick gebaut, 8 Z. 3 Lin. lang und 16 Z. breit. Bei dem alten Vogel ist der Schnabel hornfarben, Augenstern und Fuß braun, der Oberkörper lerchenfarben, im Herbst stark ins Rostfarbige ziehend, mit einem rostgelben Streifen über dem Auge und einem weißen Flecken vor und unter demselben; die schwärzlichen Schwungfedern weiß gesäumt, die meisten der zweiten Ordnung mit weißer Spitze; der etwas ausgeschnittene Schwanz ist schwärzlich, an der ersten Steuerfeder fast ganz weiß, bis zur vierten mit weißer Spitze, der weißliche Unterkörper neben der Kehle und an den Wangen braungrau, an den Tragfedern grau, über und unter den schwarzen Kopfseitenflecken mit braunen Streifchen. Im Jugendkleide zieht der Oberkörper stark ins Rostgelbe, hat blaßrostgelbe Federränder und einen hellen Hinterhals, der Unterkörper aber zeigt rundliche Flecken am Kopfe und einen blaßschwarzen Querfleck an den Seiten desselben. Das Weibchen ist kleiner als das Männchen. Sie bewohnen das südliche Europa jenseits der Alpen; gleichen übrigens den andern Lerchenarten in ihrem Betragen, ihrer Nahrung und Fortpflanzung, steigen singend in die Höhe und schweben trillernd und flötend hoch über den Felsen herum; sind aber weniger gesellschaftlich als die andern, und so findet man sie einzeln oder nur paarweise.

Sie nisten zwischen das Getreide oder in das Gras, wie die Feldlerchen. Ihre Eier sehen denen der Baumlerche sehr ähnlich, nur daß sie noch ein Mal so groß sind.

Man giebt ihnen Nachtigallenfutter, sie lieben aber auch die Hirse und ziehen die Mehlwürmer den frischen Ameiseneiern vor. Ihr Ton wird als ausnehmend geschildert. In der Stube sind diese Töne aber zu stark. Uebrigens macht sie viele Gesänge anderer Vögel täuschend nach. Sie werden sehr vom Ungeziefer geplagt.

13. **Die Haubenlerche** (Alauda cristata Linn.). Sie ist sehr kenntlich durch die spitzige, einer Grenadirmütze ähnliche Haube, ist von gedrungenem Körperbau, 7 Z. 6 Lin. bis 8 Z. 4 Lin. lang und 13 Z. 6 Lin. bis 15 Z. breit. Schnabel und Füße hornfarben, der Augenstern braun, ein Kreis um das Auge und ein Streif hinter demselben schmutzig weiß, der ganze Oberkörper hollundergrau mit undeutlichen tiefbraunen Flecken; der Schwanz schwarz, an den beiden mittlern Steuerfedern graubraun, die äußern größtentheils rostgelb, die Kehle schmutzig- oder gelblichweiß, auf den Seiten mit 1 oder 2 schwärzlichen Streifen, der Kopf und die Oberbrust graugelblich oder gelblichgrau mit schwarzbraunen Längeflecken, der übrige Unterkörper schmutzig- oder gelblichweiß. Bei den Jungen zeigt der Oberkörper weiße Federspitzen und vor ihnen dunkle Flecken. Das Weibchen ist viel kleiner als das Männchen.

Sie leben in den ebenen getreidereichen Gegenden und halten sich gern in der Nähe der Städte, Dörfer und Landstraßen auf, sitzen öfters auf den Scheunen und andern Gebäuden, auf Grenzsteinen, Hügelchen und andern erhabenen Orten und suchen im Winter in Höfen und auf Landstraßen im Pferdedünger ihre Nahrung. Sie verlassen uns den Winter durch nicht. Im Sommer sind sie 'gern da, wo Getreidefelder an Wege oder freie Plätze stoßen. Auf Bäumen sieht man sie nie.

Sie fliegen fast wie die Haidelerchen und ähneln diesen in vielen Stücken. Im Sommer leben sie paar-, später familienweise, im Herbst und Winter in kleinen Gesellschaften. Ihre kleine Haube heben sie bald empor, bald senken sie dieselbe wieder nieder und machen während des Gesanges oft drollige Bewegungen. Ihr natürlicher Gesang hat etwas Flötendes und Abwechselndes. Sie besitzen dabei aber eine große Nachahmungsgabe, wodurch sie sich oft fremde Gesänge aneignen und dadurch nicht selten den ihrigen sehr vortheilhaft verbessern. Sie singen fliegend, auch sitzend.

Ihre Nahrung besteht aus Insekten und deren Larven, auch in Sämereien, besonders im Winter. — Sie nisten jährlich 2 Mal in das Gras oder Getreide, selbst auch in Misthaufen. Ihre 4—6 hellgrauen oder grauweißen, dunkelgrau gepunkteten Eier sind schwer zu finden.

Im Winter fängt man sie auf vom Schnee entblößten, mit Sämereien oder Getreide bestreuten Stellen, auf Leimruthen, unter einem Schlaggärnchen oder einem Siebe, auch an mit Vogelleim bestrichenen Waizenähren.

Sie werden sehr von Ungeziefer geplagt; lernen übrigens mehrere Stück nach der Drehorgel rein pfeifen. Dies muß jung geschehen, wobei sie von andern isolirt hängen müssen, sonst mischen sie auch andere Töne mit ein. Während und nach der Mauser muß auch ihnen, wie andern Vögeln, das Gelernte wieder vorgepfiffen werden, weil sie es sonst wieder verlernen. Sie müssen lange und breite Käfige bekommen, damit sie sich in ihnen recht bewegen können; denn wenn sie singen, drehen sie sich so, als ob sie tanzten. Sie werden übrigens sehr zahm und singen vom Januar bis August, bis sie ihren Federwechsel in 5—6 Wochen vollendet haben. Reinlichkeit ist zu ihrer Erhaltung sehr nothwendig, wenn sie nicht durch das Ungeziefer umkommen sollen. Beim Lerchenfutter giebt man ihnen dann und wann auch ausgehülste Hirse.

14. **Der Baumpieper** (Anthus arboreus Bech. Ant. trivialis Linn.). Seine Länge beträgt 7 Z. bis 6 Lin., seine Breite 11 Z. 9 Lin. bis 12 Z. 4 Lin. Das Herbstkleid: Der Schnabel hornfarben, oben und vorn dunkler, der Augenstern braun, der ganze Oberkörper gelblicholivengrün, mit schwarzbraunen Längeflecken, über den Augen mit einem, auf den Flügeln mit zwei gelblichen Streifen, die schwärzlichen Schwung- und Steuerfedern hellolivenfarben gesäumt, an der äußern Steuerfeder größtentheils, an der zweiten in einem keilförmigen Flecken weiß; der gelbliche, an dem Bauche weiße Unterkörper, neben der Kehle, auf dem Kopfe, der Oberbrust und an den Seiten mit schwarzen Länge-

flecken. Das Frühlingskleid erscheint, da ihre Mauser einfach ist und in den Spätsommer fällt, blässer, aber die Streifen am Vorderkörper deutlicher. Bei den Jungen ist der Unterkörper weißer und mit mehr dunkeln Flecken besetzt. Beide Geschlechter sind schwer zu unterscheiden. Brehm nimmt hier 3 Unterarten an. Alle bewohnen die Schläge und freien Plätze bis in das mittlere Norwegen hinauf, immer so, daß ein Paar neben dem andern seinen Standort hartnäckig behauptet. Sie kommen im April an, wo man sie zuerst auf Wiesen und in Baumgärten antrifft, wo sie singend mehrere Tage auf Schlägen und an Orten sich herumtreiben, ehe sie zu ihren Brutplätzen sich begeben. Nach der Brutzeit findet man Alt und Jung auf Feldern, in Kraut-, Klee- und Rübenäckern, auch auf Kartoffelstücken. Sie verlassen uns dann im Sept. und Oct. gänzlich.

Gern laufen sie unbemerkt im Grase und in Kräutern umher, fliegen auf Bäume, auf deren Spitzen oder freien Zweige sie sich setzen. Sie sind wenig gesellschaftlich. Beim bogenförmigen Auffliegen lassen sie gewöhnlich einen piependen Ton hören, woher der obige Name. Am Brutorte sind sie gar nicht scheu und fürchten wenig die Nachstellungen. Sie leben von kleinen Käferchen und andern Insekten und deren Larven, die sie auf der Erde suchen.

Ihr Gesang hat eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Schlage der Canarienvögel, klingt aber viel angenehmer voll und schön. Der Pieper steigt zwitschernd in die Höhe und läßt sich schlagend auf einen Wipfel oder Baumzweig nieder, wo er den Gesang sitzend vollendet; oft singt er auch erst, wenn er aus der Luft herabsteigt. Wohnen mehrere Männchen nicht weit von einander, so klingt es recht schön, wenn diese mit einander wetteifern. Vom April bis Juli ertönt ihr Gesang an dem Standorte.

Das Nest ist im Grase in Heidelbeersträuchen unter kleinen Büschen und an ähnlichen Orten so versteckt, daß man es so leicht nicht findet, wenn nicht der Zufall oder das Hin- und Herfliegen der Vögel es etwa verräth. Die 4—5 Eier sind nach Brehm

bei seiner ersten Art röthlich, schön dunkler gemasert; bei der zweiten rothgrau, dunkler gestrichelt und gefleckt; bei der dritten endlich rothgraubraun gefleckt und getuscht. Die Alten lieben ihre Brut sehr. Bei Annäherung einer Gefahr lassen sie, in der Nähe des Nestes auf Baumzweigen sitzend, einen ängstlichen Klageton, wie sib, sib! klingend, hören.

Man fängt sie auf Aeckern mit seidenen Klebenetzen, die man in die Furchen stellt, oder wendet das Stechen, wie bei den Lerchen beschrieben, an, auch steckt man auf ihre Lieblingssitze Leimruthen. Unsere Halloren fangen sie bisweilen beim Lerchenstreichen mit in den Nachtnetzen. Man hält diese Vögel im Bauer, wie die Lerchen, giebt ihnen aber eine Sitzstange.

15. **Der Alpenflüevogel** (Accentor alpinus Bechst. Motac. alpina Linn.). Dieser Vogel ist 7—9 Z. lang und 14—15 Z. breit. Bei den Alten ist der Unterschnabel größtentheils, der obere braune am Rande gelb, der Augenstern bräunlich, die Füße gelblich hornfarben, der aschgraue Oberkörper hat auf dem Mantel große braune Flecken, die Schwung- und Steuerfedern sind schwarzbraun, die letztern mit weißen Spitzenflecken; auf dem Flügel stehen 2 weiße Binden; die weiße Kehle hat braune Muschelflecken, der aschgraue Unterkörper an den Seiten rothbraune Längsflecken. Die Jungen sind auf dem Oberkörper grau mit rostgelben und schwärzlichen Flecken besetzt, an den schwarzbraunen Schwungfedern rostfarben gekantet, auf dem Flügel mit 2 rostgelben Binden und an den Steuerfedern mit rostgelber Spitze geziert, der Unterkörper rostgelb, grau und grauschwarz untereinander gemischt und gefleckt. Beide Geschlechter sind schwer zu unterscheiden.

Sie bewohnen im Sommer die hohen Gebirge, die Stellen, wo der Holzwuchs aufhört und der ewige Schnee noch nicht angeht, am liebsten die Felsen, auf denen sie gern sitzen und singen. Es sind gesellschaftliche Vögel, die sich nach der Brutzeit in kleinern oder größern Heerden zusammenhalten, wobei sie sehr scheu

und unruhig sind. Nur der Schnee des strengen Winters treibt sie von jener hohen Gegend in die Thäler herab. Ihr Gesang ist sehr angenehm und hat mit dem einer Feldlerche große Aehnlichkeit. Ihr Lockton klingt wie: prrr, prrr! Im Sommer besteht ihre Nahrung in Käfern, auch andern Insekten und deren Larven; im Winter aus Beeren und Sämereien. Ihr von Moos oder andern Stoffen gebautes warmes Nest ist in Felsenritzen versteckt und enthält 4—6 blaugrünliche Eier. Die Vögel fängt man mit Leimruthen und Garnen durch Hülfe der Lockvögel.

Sie singen fleißig bis in den Septbr. hinein und springen dabei gewöhnlich umher, mausern jährlich ein Mal und zwar gewöhnlich von der Mitte Sept. bis Oct. Diese Vögel verlangen im Käfig viel Sand und Wasser zum Baden, auch eine Sitzstange; dann und wann muß man ihnen auch die Nägel verschneiden, die oft zu lang wachsen. Sie erhalten Nachtigallfutter, verschmähen aber auch Hirse nicht. Mehlwürmer lieben sie sehr.

16. **Das Rothkehlchen** (Sylv. rubecula Lath. Motac. rub. Linn.). Dies so bekannte und beliebte Vögelchen mit seiner rothen Kehle und Brust, seinem olivenfarbenen Oberkörper und seinen großen tiefbraunen Augen, bedarf keiner nähern Beschreibung, da es in den Stuben der Städter und Landleute Fliegen fängt und durch seinen Gesang erfreut. Die Jungen haben einen olivengrauen, mit mattrostgelben Schaftflecken und bräunlichen Spitzenkanten besetzten Oberkörper und einen mattrostgelben, nach dem Bauche hin weißlichen, braungrau bespritzten Unterkörper.

Diese Vögel gehen bis hoch nach Norwegen hinauf und bewohnen den größten Theil von Europa. Sie lieben am meisten solche Stellen, an denen hohe Bäume in Dickichten, niedrigem Stangen- oder Unterholze stehen, die baumreichen Fluß-, Bach- und Teichufer, auch buschreiche Gärten. Sie kommen im März und April und ziehen im Octob. wieder fort; nur sehr wenige bleiben. Ihre Reise machen sie des Nachts, wie fast alle Insektenfresser, und suchen am Tage ihre Nahrung an Hecken und Gebüschen aller Art, und erfreuen durch ihren muntern Lockton

zizizit! den Beobachter. Sie setzen sich gern bei ihrem schönen, flötenden, ziemlich abwechselnden Gesang, den sie bis in die Nacht hören lassen, auf die Spitzen der Bäume, und stürzen sich bei annähernder Gefahr pfeilschnell in dichtes Gebüsch hinein. Von diesem hohen Sitze lauern sie auch auf Insekten, als ihrer Hauptnahrung, auch suchen sie deren Larven auf. Im Herbst fressen sie gern Beeren. Es sind muntere Vögel, die sich oft, wenn sie ihren Lockton hören lassen, niederbücken. Die Flügel tragen sie stets neben dem Schwanze. Sie fliegen schnell, doch nicht gern weit. Auf der Erde hüpfen sie mit großen Sprüngen und sind sehr zanksüchtig, was man bei denen in der Gefangenschaft in der Stube leicht beobachten kann. In den Stuben umherfliegend, werden sie sehr zahm, fangen Fliegen und holen ihre Nahrung vom Tische weg. Die Mauser fällt im August, da schweigen sie, sonst singen sie das ganze Jahr hindurch.

Sie machen jährlich 2 Bruten, bauen ein artiges Nest von Moos unter ein überhängendes Rasenstück, oder in einen hohlen Stock, immer sehr versteckt, und legen 4—7 gelblich weiße, röthlich gefleckte Eier. Die Jungen locken sie mit einem langgezogenen: zieh!

Am häufigsten fängt man sie in Sprenkeln, die ihnen aber, wenn sie zu straff sind, die Füßchen zerschlagen. Sie fangen sich auch in Dohnen, auch auf dem Vogelheerde, am besten mit Leimruthen und dem Schlaggärnchen mit Mehlwürmern. Diejenigen, welche ihre Töne am längsten ziehen und mit einer Art Schlußstrophe enden, sind die geschätztesten. Das Männchen zeichnet sich durch seine braunen Füße aus. Im Bauer bei Nachtigallfutter und gehöriger Gelegenheit zum Baden so wie das Streuen von Sand in den Bauer erhält ihr Leben lange.

17. **Das Blaukehlchen** (Sylv. suecica Lath. Motac. suec. Linn.). Dieser Vogel zeichnet sich in allen Kleidern von allen europäischen Vögeln dadurch aus, daß der Schwanz an den beiden äußern Steuerfedern hinten rostroth, vorn schwarz ist. Die Länge ist 6—7 Z. und die Breite 9—10 Z. 8 Lin. Brehm

giebt an 5 verschiedene Arten an. Doch haben bei allen diesen Arten die Männchen im Frühjahr eine prächtig blaue Kehle, auf ihr aber einen verschiedenen Stern. Das Weibchen hat eine weißliche, von schwarzen Flecken eingefaßte Kehle und graue Flecken an dem weißlichen Unterkörper. Die unvermauserten Jungen zeigen auf dem Oberkörper und an der schwärzlichen Kehle gelbe Schaftstreifen und im männlichen Geschlechte einen rothgelben Kehlfleck.

Sie bewohnen Schweden und Norwegen, halten sich an wasserreichen, mit Gebüsch bewachsenen Stellen auf, wandern, doch sollen mehr Weibchen als Männchen durch Deutschland wandern und sind bisweilen auch bei uns geschossen. Sie singen so mannichfaltig, daß man sie nordische Nachtigall nennt. Ihre Nahrung besteht in Käferchen und andern Insekten und deren Larven. Das Nest findet man von Moos und Grasblättern im Gebüsche, auch im Getreide, mit 4—6 blaugrünen, lehmroth gepunkteten Eiern.

Ihr Lockton ist ein eignes Pfeifen und ein tiefes: Tack, tack! das dem der Grasemücken ähnlich klingt. Die Blaukehlchen werden alle leicht zahm, so daß sie die Mehlwürmer aus der Hand nehmen. Man fängt sie am leichtesten mit dem Schlaggärnchen, an dessen Zunge ein Paar lebendige Mehlwürmer gesteckt werden, oder mit Leimruthen, an denen Mehlwürmer befestigt sind.

Die Blaukehlchen verlangen gutes Futter, alle Tage einige Mehlwürmer und vieles Wasser zum Baden; auch dürfen sie, weil sie gern gerade auslaufen, in keinen zu kurzen Käfig gesperrt werden.

18. **Der gelbe Pirol, Pfingstvogel, Goldbrossel** (Oriolus galbula). Dieser schöne bekannte Vogel ist 10 Z. 2 bis 10 Lin. lang und 17 Z. 9 Lin. bis 19 Z. 2 Lin. breit. Das alte Männchen ist ein prächtiger Vogel. Der Schnabel ist braun, der Augenstern dunkelroth, die Füße bleigrau; der schwarze Flügel hat einen gelben Fleck, der Schwanz ist an den beiden mittlern Federn ganz, an den übrigen hinten schwarz, vorn gelb, der Zü-

gel schwarz, das ganze übrige Gefieder prächtig goldgelb. Erst im dritten Jahre prangt das Männchen in seinem Prachtgefieder. Die Jungen sind nach den Geschlechtern nicht gut zu unterscheiden, und sie zeigen noch mattere Farben als die alten Weibchen.

Sie brüten in den Laubhölzern und Gärten Norddeutschlands; es sind scheue, flüchtige und kluge Vögel, die sich immer in dichten Zweigen verbergen und in kurzer Zeit große Bezirke durchfliegen; bald sind sie da, bald dort, fast immer hoch auf den Bäumen und dabei so vorsichtig, daß man ihnen lange nachsehen kann, ohne sie anders als im Fluge zu sehen. Sie kommen spät, Mitte Mai, und verlassen uns schon wieder im August. Am häufigsten findet man sie in fruchtbaren, mit Feldhölzern, schönen Baumgärten oder baumreichen Flußufern versehenen Gegenden; in recht gebirgigen Gegenden sind sie gar nicht. Ihr Lockton ist ein unangenehmes Gekreisch, dagegen verdient ihr Gesang Bewunderung, und ob er gleich wenig Abwechselung hat, so ist er doch voll, laut und flötenartig, womit er eine Gegend belebt und in dem Wonnemonat zur Freude stimmt. Ueberall werden sie freudig empfangen und man hat aus ihrer Stimme spaßhafte Namen herausgefunden, als: Herr von Bilow, Bier holen, aussaufen mir holen u. dgl. Bechstein zählt einige 40 dieser Namen auf. Das Weibchen pfeift bisweilen auch. Sie leiden nicht gern ein andres Pärchen in ihrer Nähe.

Ihre Hauptnahrung besteht in Raupen, besonders den grünen, die sie von den Bäumen ablesen. Außerdem fressen sie Käferchen und andere Insekten, die sie auch von Bäumen suchen, im Spätsommer vorzüglich Kirschen, daher der Name Kirschvogel, die sie mit großer Behaglichkeit und sehr dreist in Menge verzehren; nur schießen mit der Flinte kann sie zurückweisen, indem sie den ganzen Tag fressen. Mausern meist in ihrer Abwesenheit.

Ihr künstlich napfförmiges Nest ist zwischen einer Gabel aufgehängt. Es besteht aus Wolle, Grasblättern, auch aus Moos; es hängt wie ein Beutel zwischen der Gabel, was die Alten flie-

gend um die Zweige wickeln; es ist sehr fest und läßt sich nicht so leicht herabziehen. Man findet es auf Birken, Eichen, Espen, Aepfel- und andern laubtragenden Bäumen, selten auf Kiefern, in einer Höhe von 4—30 Ellen. Die 3—5 Eier, die das Weibchen allein ausbrütet, haben auf weißem Grunde einzelne braune Flecken.

Dieser schlaue Vogel ist schwer zu fangen, etwa auf Kirschbäumen, die er oft besucht, mit Leimruthen oder Sprenkeln am Neste bei den Jungen. An die Gefangenschaft gewöhnen sich die Alten nur schwer. Jung aufgezogen lernen sie Lieder pfeifen, werden sehr zahm und die Männchen erhalten auch nach dem dritten Jahre die schöne hochgelbe Farbe ihres Vaters.

Diese Vögel verlangen gutes Nachtigallfutter, öfters zur Abwechselung Obst und im Winter aufgequellte Hollunderbeeren, die sie auch frisch gern fressen. Sie müssen gut abgewartet werden und öfters sich baden. Ihren Käfig muß man sehr oft reinigen, da sie sehr viel Ungeziefer haben und als außerordentliche Fresser, die immer am Freßtroge weilen, viel Unrath machen. Gewöhnlich fangen sie erst im März an sich hören zu lassen. Gegen Abend sind sie meist sehr unruhig, wodurch sie sich die Schwung- und Steuerfedern zerschlagen, daher sie auch Abends bedeckt werden müssen.

19. **Der Wasserschwätzer, Wasserstaar** (Cinclus aquaticus Bechst.). Dieser Vogel hat ein den Wasservögeln ähnliches, sehr dichtes Gefieder, was ihn in den Stand setzt, wie ein Taucher unter das Wasser zu fahren und auf dem Boden desselben wegzulaufen. Von den ihm sonst ähnlichen Vögeln unterscheidet er sich durch einen kurzen Schwanz, einen dunkeln Oberkörper und weißen Vorderhals. Er ist 8 Z. bis 8 Z. 8 Lin. lang und 11 Z. 9 Lin. bis 12 Z. 2 Lin. breit. Der Schnabel ist hornfarbig, der Augenstern hellbraun, die Fußwurzeln horngrau, der Oberkopf und Hinterhals fahlbraun, der übrige Oberkörper schwärzlich, auf dem Rücken und Bügel mit breiten schwarzen Federkanten, ein Ring um das Auge und der Vorderhals weiß, der übri-

gens braune Unterkörper an der Brust am hellsten. Das Weibchen ist gewöhnlich heller, als das Männchen, und die einjährigen Vögel sind lichter, als die mehrjährigen. Jung ist der ganze Oberkörper schieferfarben mit schwärzlichen Federrändern, und der milchweiße Unterkörper mit schwärzlichen Seitenrändern besetzt.

Sie wohnen an hellen Gebirgswässern der alten Welt bis hoch in Norwegen hinauf, und lieben besonders solche Bäche und Flüsse, die sehr steinig, mit Bäumen eingefaßt und von Forellen bewohnt sind. Da diese Vögel nun ihre Nahrung in einem großen Umfange zusammen suchen müssen, so brauchen sie einen weiten Bezirk und sind daher nirgends häufig.

Sie sitzen gern auf Steinen, beobachten von da aus die sie umgebende Wasserfläche und fangen nicht nur die auf der Oberfläche schwimmenden Wasserinsekten und die auf sie gefallenen Mücken und Hafte, sondern auch die auf dem Grunde sich zeigenden, wie auch kleine Fische mit vieler Geschicklichkeit. Sie stürzen sich mit großer Sicherheit in das Wasser und kommen aus demselben, oft auch auf einer andern Stelle wieder zum Vorschein. Ihr Flug ist schnell, fast gerade ausgehend, nicht weit, uud stürzen sich oft gleich aus der Luft in das Wasser, laufen eine Strecke auf dem Grunde weg und kommen am Ufer wieder zum Vorschein. Sie schwimmen selten auf dem Wasser umher. Ihr dichtes, angefettetes Gefieder hält das Wasser vom Eindringen ab. Es sind scheue und vorsichtige Vögel, die schwer zu schießen sind. Werden sie stark verfolgt, so verbergen sie sich zuweilen in Uferhöhlen und unter große Steine. Die Jungen bücken sich nach Art mehrerer Wasservögel, wenn sie im Neste beunruhigt werden, auf den Grund der Gewässer an, um so der Gefahr zu entgehen. Sie haben einen angenehmen Gesang, der aus mehreren Strophen besteht und zum Theil schöne volle Töne hat. Ihres Gesanges und artigen Betragens wegen verdienen sie im Zimmer gehalten zu werden. Am sichersten erreicht man seinen Zweck, wenn man sie in einen großen mit Sand versehenen Käfig bringt, ihnen ein großes Gefäß mit Wasser hinsetzt und in dasselbe lebendige Mehl-

würmer, Fliegen und andere Insekten und ganz kleine Fische von der Größe einer Stecknadel wirft, und sie so nach und nach an das Nachtigallfutter gewöhnt. Doch gelingt es nicht bei allen. —

Ihr Nest besteht aus Moos, Grashalmen und Grasblättern, hat eine natürliche und künstliche Decke, ist gut gebaut, sehr warm und unter überhängenden Ufern, in Felsenritzen, auch in den Schaufeln alter Mühlräder angebracht. Es enthält 4—6 reinweiße Eier, welche das Weibchen allein ausbrütet. Beide Eltern füttern aber die Jungen groß. Sie machen jährlich 1—2 Bruten.

Der Fang geschieht mit Leimruthen, die man da anbringt, wo die Vögel gewöhnlich zu sitzen pflegen, doch müssen sie stark befestigt sein, damit sie nicht mit denselben ins Wasser fallen. Man bindet einige Mehlwürmer an diese Ruthen und treibt die Vögel dann darauf los.

20. **Der Zaunkönig** (Troglodytes punctatus auct. Sylv. trogl. Lath. Motac. troglodytes Linn.). Dieser kleine allbekannte Vogel ist nur 4 Z. 6 bis 10 Lin. lang und 6 Z. 6 bis 9 Lin. breit. Schnabel und Füße hellhornfarben, der Oberkiefer ist dunkler, der Augenstern braun, der rostbraune Oberkörper hat vom Oberrücken an, auch auf den kurzen Flügeln und Schwanze schwärzliche Querbinden, über dem Auge eine grauweißliche Linie; der rostgraue Unterkörper ist längs der Mitte hinab hellgrau, an den Seiten, dem Bauche, After und den Unterschwanzdeckfedern mit schwärzlichen und einigen weißlichen Quertropfen besetzt. Das Weibchen ist wenig vom Männchen unterschieden; die unvermauserten Jungen sind auf dem Oberkörper ein wenig, aber fast auf dem ganzen Unterkörper, doch schwächer als die Alten gefleckt.

Dies niedliche Vögelchen kann wegen seiner reichen Befiederung eine ziemliche Kälte ertragen und ist stets, wenn es ihm nicht an Nahrung fehlt, munter und lustig. Es durchkriecht mit emporgerichtetem Schwanze alle Löcher und Winkel mit größter Gewandtheit (die Isländer nennen ihn deshalb den Mausebruder), hüpft sehr geschickt auf der Erde und in dem Gebüsche umher, bückt sich oft nieder und fliegt schnell und flatternd nur kurze

Strecken. Er hält sich immer mehr am Boden auf, außer wenn er singt, was er meist auf der Spitze oder dem Gipfel eines Baumes verrichtet; seine Stimme ist so stark, daß man sich kaum überzeugen kann, wie ein so kleiner Vogel solche laute Töne hervorbringen kann. Sein Gesang hat mit dem Schlage des Canarienvogels viel Aehnlichkeit, doch klingt er lieblicher und erfreut um so mehr, da er schon an den ersten schönen Tagen des Februar ertönt. Der Lockton klingt wie: rrrr, zrrrrr! Ist das Männchen recht hitzig, so breitet es beim Singen seinen Schwanz fächerförmig aus. Dieser Vogel lebt von Insekten verschiedener Art, ihren Eiern und Larven, auch kleinen Sämereien. Er sucht dies überall in Ritzen und Klüften auf, nimmt sie von todtem Holze und von der Erde weg und findet die verborgensten Eierchen. Seine Mauser fällt im August.

Die Alten fängt man mit auf dem Meisentanz, mit dem Kloben, in Sprenkeln, wo sie sich jedoch leicht die Füßchen zerschlagen, im Meisenkasten mit Mehlwürmern, an Leimruthen, mit dergleichen versehen, und mit dem Schlaggärnchen; doch gewöhnen sie sich schwer an die Gefangenschaft und an das Futter, sind aber herrliche Sänger. Die Jungen lassen sich leicht mit Ameiseneiern auffüttern und werden außerordentlich zahm, singen aber weniger schön, als die alt gefangenen.

Sie nisten jährlich 2 Mal; das backofenförmige, mit einem Eingangsloche versehene Nest ist von Moos, seltener von Grashälmchen und Grasblättern gebauet, inwendig mit Federn ausgefüttert. Man findet es an verschiedenen Orten, gewöhnlich sehr versteckt. In den letzten Ferien, die ich bei meinem werthen Freunde, dem Prof. Naumann, zubrachte, wies mir derselbe ein solches Nest in seinem Garten; es war an einem Pflaumenbaume, den ein Epheu- und ein Weinstock umrankte, sehr künstlich angebracht und so hinter dem Laube und den Zweigen versteckt, daß man es so leicht nicht finden konnte, und dabei war es so niedrig, daß man bequem hineinsah. Man findet 6—11 weiße, sehr wenig roth gepunktete oder bespritzte Eier, welche das Weibchen allein ausbrütet, doch theilt das Männchen die Ernährung der Jungen

mit ihm. Diese verlassen erst völlig flügge das Nest, und lassen sich noch eine Zeit lang, oft neben einander sitzend, von ihren Eltern füttern.

Ihr lauter Gesang hat einige Aehnlichkeit mit einem sanften Canarienvogelschlag, hat aber in der Mitte einen sehr schön flötenden Triller, der oft gegen das Ende des Gesanges wiederholt wird und dadurch eine Art von Schluß bildet. Sie fangen in der Gefangenschaft schon früh an zu singen; im Winter meist nur in der Frühstunde, und hören damit nur erst gegen die Mauser auf. Ihr laut klingender Lockton verkündet, oft wiederholt, schlechtes Wetter; so lassen sie ihn auch bei Erscheinung eines Raubthieres erschallen, was auch die andern Vögel verstehen und sich auf die Flucht begeben.

Sie verlangen gutes Futter, mit fein zermalmten Hanf vermischt, täglich 2—4 Mehlwürmer, viel Wasser und reichlich Sand. Einige bringen auch in ihrem Käfig einen kleinen Behälter an, wo sie gern hineinschlüpfen, was allerdings artig aussieht, doch aber nicht unumgänglich nothwendig ist.

21. Der Garten=, Edelfink (Fringilla coelebs Linn.). Ist ein bekannter und sehr beliebter Vogel, 6 bis 7 Z. 9 Lin. lang und 11 Z. bis 11 Z. 6 Lin. breit. Das Männchen ist im Frühjahr ein recht stattlicher Vogel: der Schnabel, Kopf und Nacken schön aschgraublau, auf der Stirn mit einer schwarzen Binde, der Rücken braun, der Bürzel grün, auf den schwarzen Flügeln stehen 2 breite weiße Binden, an den 2 äußersten der schwarzen Steuerfedern ein weißer Längefleck, der Unterkörper ist rostig weinroth, Bauch und After weiß, der Augenstern hellbraun, die Füße dunkel hornfarben. Im Herbst und Winter sind die lebhaften Farben von hellbraunen und rostfarbigen Federrändern größtentheils verdeckt.

Beim Weibchen ist der Schnabel dunkel hornfarben, der Kopf und Nacken grünlich grau, der Rücken olivengraubraun, der Unterkörper hellgrau. Die Jungen ähneln der Mutter. Die Männchen unter ihnen haben eine bedeutendere Größe. Um in=

dessen ganz sicher zu gehen, rupft man den jungen Finken, die man zu guten Schlägern erziehen will, frühzeitig einige Federn an der Brust aus; sobald diese nachwachsen, kann man das Geschlecht leicht erkennen.

Die Finken sind Zugvögel, die uns gegen den Winter verlassen; nur wenige bleiben; sie kommen meist im März wieder zurück und ziehen dann mit andern Vögeln oft in großer Menge auf den Feldern umher. Ihr Lockton, den sie besonders auch lange hören lassen, ist: jack, jack; die sitzenden stoßen diese Töne, auch ihr: fink, fink aus, um dadurch die vorübereilenden anzulocken. Zur Paarzeit rufen die Männchen recht angenehm: jörk, jörk! was die Weibchen mit zärtlichen Tönen beantworten. Die Nahrung der Finken besteht in einer Menge öliger Sämereien und verschiedener Insekten; die ersteren lesen sie auf der Erde auf, die letzteren suchen sie gewöhnlich auf den Bäumen.

Die Finken hält man besonders des Schlages wegen. Dieser besteht aus mehreren scharf ausgestoßenen, abgesetzten Tönen, welche etwas ganz Eigenthümliches haben und den Zuhörer mit Freude erfüllen. Bechstein erzählt und schreibt viel von diesem Schlage in seiner Naturgeschichte der Stubenvögel S. 191: Die Liebhaberei, schöne Schläger zu haben, war sonst größer als jetzt. Will man besonders gute Schläger haben, so nehme man sie noch nicht völlig flügge aus dem Neste, stelle sie an einen dunkeln Ort in die Nähe eines Meistersängers, dessen Schlag sie lernen sollen, und füttere sie mit Semmel und Milch oder noch besser mit eingequelltem Rübsamen und Semmel auf. Alle lernen freilich nicht gleich gut und nur wenige behalten den härzer Doppelschlag. Den Reitzug und andere lernen sie weit besser. Merkwürdig ist es, daß verschiedene Gegenden unseres Vaterlandes auch verschiedene Schläger besitzen. Die Liebhaber haben ihnen verschiedene Namen gegeben und sie auch beschrieben. So besteht der härzer Doppelschlag aus 5 langen Strophen, wovon die letzte sich mit einem gedehnten Weingeh oder Hodoziah endigt. Es ist einer der schönsten. Der Reitzug wird etwas kürzer, als ihn der Ken-

ner wünscht, in der Freiheit gehört, doch selten und vorzüglich auf dem Erzgebirge. Er ist kürzer als der Doppelschlag, aber kräftig, schmetternd und in der Mitte mit einem Triller, am Ende mit einem rasch ausgestoßenen zar. — Die Beschreibung aller dieser Schläge würde uns zu weit führen, wir berufen uns auf den angeführten Schriftsteller und begnügen uns nur einige jener Namen hier anzuführen: der Reithahn, der Weingesang, der Bräutigam, das Gutjahr, das Pithia, das Schwarzgebühr ꝛc.

Man hält sie am besten in vierseitigen Käfigen, die aber nicht zu klein sein dürfen. Hier füttert man sie mit gutem, den Tag vorher eingequellten Rübsamen, zuweilen etwas gequetschtem Hanf, oder sogenannten wildem Hafersamen (Gallopsis cannabina Linn.), den man ihnen in einem kleinen Krippchen besonders giebt. Außerdem erhalten sie zuweilen etwas Grünes, im Winter Stücken Obst und von Zeit zu Zeit einige Mehlwürmer und Ameiseneier.

Sie nisten jährlich 2 Mal. Ihr Nest ist sehr künstlich gebaut, von außen mit Baum- und anderem Moose belegt, so daß man es nicht leicht entdecken kann. Außer andern Materialien findet man noch in dem schön gerundeten und glatten Neste Pferdehaare. Es steht auf dicken, selten auf dünnen Baumästen, oft zwischen dem Baumstamme und einem Seitenaste. Es enthält 4—5 blaß- oder weißbläuliche, braun und schwärzlich gepunktete Eier, die das Weibchen allein ausbrütet, es füttert auch fleißiger als das Männchen.

Man fängt sie auf der Locke, wozu man einen guten Lockfinken haben muß; dieser Fang dauert den März durch; auch auf der Tränke, auf dem Finkenheerde, im Winter bei tiefem Schnee an Quellen, oder vom Schnee entblößten Plätzen unter einem Siebe, Zug- oder Schlaggärnchen mit Rübsamen oder öligen Sämereien; auch durch das Finkenstechen. Da wo man nämlich einen Finken schlagen hört, nimmt man einen gefangenen und bindet ihm hinten ein Gabelreischen zwischen die gebundenen Flügel, was mit Vogelleim bestrichen wird, und läßt ihn unter dem Baume, wo der Finke schlägt, laufen. Sobald dieser ihn erblickt und jener

noch sein Fink, Fink hören läßt, stürzt sich erboster auf ihn, um ihn aus seinem Reviere zu jagen, und bleibt an der Leimruthe hängen. Oft habe ich diesen leichten Fang selbst betrieben.

22. **Der Canarienvogel** (Fringilla Canaria Linn.). Dieser Vogel ist eigentlich ein Ausländer, doch schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Europa bekannt. Eine nähere Beschreibung dieses Vogels theilt uns Heineken in dem Zoological Journal XVII. 1829. Th. V. mit. Er sagt: Das Männchen ist oben grünlichgelb, unten goldgelb, After, Schenkel und Seiten schmutzigweiß, die letzteren mit großen braunen Längeflecken; Wirbel, Nacken, größere Deckfedern und obere Schwanzdeckfedern bräunlich aschgrau, mit einem braunen Längeflecken unter jeder Feder, die letzten Schwung- und Steißfedern braunschwarz mit bräunlich aschgrauen Rändern; der äußere Rand der 4 oder 5 ersten Schwungfedern weiß, das Uebrige grünlichgelb. Länge 5 Z. 3 Lin., Flugweite 9 Z., der Schnabel 4 Lin., der Gabelschwanz 2 Z. 4 Lin., Gewicht 1/2 Unze. Die Iris ist dunkelbraun. Das Weibchen ist schmutziger gefärbt, auf dem Bürzel nur grünlichgelb. So trifft man sie in ihrem Vaterlande, wo sie ein Nest von Wurzeln, Moos, Federn, Haaren u. dgl. auf dichten hohen Sträuchen und Bäumen bauen. Sie paaren sich im Febr. und legen 5—6 Mal des Jahres 4—6 blaßblaue Eier. Diese Vögel sind sehr zutraulich in ihrem Vaterlande, den Canarischen Inseln, brüten hier in Gärten um die Stadt und singen 9 Monate im Jahre. Jeder Flug hat seinen eigenen Gesang. Ihre Mauser fällt im August und September. Gefangen singen sie auch im Käfig, leben aber darin selten 2 Jahr. Sie paaren sich gern mit den gezähmten, und die erzeugten Jungen werden stärker, auch bessere Sänger, als die zahmen; dem Gesange aber eines wilden in seiner Freiheit soll nichts gleich kommen. So weit jener Schriftsteller.

Die domesticirten bei uns findet man sehr verschieden, z. B. hänflingsfarbe, grünlingsfarbe, blaßgelbe, gelblichweiße, isabellfarbige, gelbe und weiße mit rothen Augen

(diese sind aber sehr schwächlich und taugen zur Fortzucht nicht), mit Hauben und bunte, auch regelmäßig gefleckte.

Die aschgrauen und schwarzbraunen mit weißem oder gelbem Kopfe und Schwanze sind äußerst selten rein gezeichnet, werden dann aber sehr geschätzt.

Sie lassen sich leicht mit andern paaren und man hat davon verschiedene Bastarde: von einem Canarienvogel-Weibchen und einem Stieglitz fallen oft schöne Vögel, welche die schöne rothe Binde hinter dem Schnabel und den Prachtflügel des Stieglitzes mit der gelben Hauptfarbe und dunkeln Koppe des Canarienvogels vereinigen. Mit einem Zeisig-Männchen, einem Grünlinge, einem Citronenzeisig werden auch Bastarde erzielt.

Außer der Heckzeit hält man jeden männlichen Vogel in einem besondern Käfig von Draht oder Holz, und zwar in einem erwärmten, doch nicht heißen Zimmer, und füttert ihn, wie die Weibchen, einfach mit Sommerrübsamen, unter welchen man etwas Mohn, Canariensamen, Hafergrütze und Hirse mischen kann. Zur Paarungs- und Heckzeit thut man gequetschten Hanf hinzu, um sie hitziger zu machen. Den Boden bestreut man mit Sand und setzt eine große Schale zu saufen und baden hin. Zucker und andere Leckereien sind ihnen nachtheilig. Etwas Grünes: Mäusedärmchen, Kreuzwurz, Brunnenkresse, Salat, Kohl rc. muß man ihnen öfter geben, denn es erhält ihre Gesundheit; in Ermangelung dessen etwas Aepfel.

Wichtig ist bei den Canarienvögeln die Paarung und Fortpflanzung, wovon es mehrere Arten giebt.

Die gewöhnlichste und schlechteste ist die: ein Paar Vögel in einen geräumigen Käfig zu stecken. Man kann auch 2 Weibchen an ein Männchen paaren, dann muß aber der Käfig sehr geräumig sein und einen Unterschied haben. Man steckt erst ein Weibchen mit dem Männchen zusammen und das andere allein. Hat das gepaarte Weibchen Eier gelegt, so nimmt man den Unterschied weg und das Männchen paart sich mit dem noch ledigen Weibchen auch, und nun vertragen sich beide Weibchen und werden

[illegible]

[illegible]

Besser ist die Fortpflanzung in einem großen Bauer, die beste aber in einer Kammer. Man erzieht in ihr leichter kräftige Junge, als im Käfige, hat aber auch die Paarung weniger in der Gewalt, und erhält deswegen nicht so schön gezeichnete Vögel. Man wähle dazu eine Kammer, die viel Sonne hat, bestecke sie zum Theil mit Tannenbäumchen, welche im Winter gefällt sind, damit sie die Nadeln gut halten, bedecke den Boden zum Theil mit Moos zum Bauen, zum Theil mit Sand, mache in ein Fenster oder auch nur in einen Theil desselben ein Drahtgitter, durch welches frische Luft hereinströmt, mit einem Schieber, den man bei kalter Witterung zuschieben kann, und bringe hinter demselben Sitzstangen an, damit sie sich sonnen können. Auf jedes Weibchen rechne man 2 Nester, die man verschieden anbringt. In der Mitte bringe man einen runden Tisch an, auf welchem in langen irdenen Gefäßen sich Futter befindet, damit gleich mehrere davon fressen können, sowie dergleichen Gefäße zum Saufen. Zu Anfang des April kann man die Vögel in die Hecke thun, ist es aber noch kalt, so wartet man bis Mitte in den Monat.

Man sehe nur auf gute Heckvögel und schöne Zeichnung, denn sonst fallen lauter schlecht aussehende Vögel. Ferner müssen beide Gatten ein gutes Naturell haben. Es giebt hitzige und beißige Männchen, die die Weibchen vom Neste treiben und verfolgen und die Eier vernichten, oder wohl gar die Jungen tödten. Durch

ein Fensterchen in der Thür, das mit einem Schieber versehen ist, muß man sie immer belauschen und solche Unholde sogleich entfernen. Auch muß man sich mit ihnen ganz vertraut machen, so daß sie beim Eintreten ihres Herrn, der sie täglich füttert, sich nicht so wild benehmen. So kann man denn auch ohne große Störung die Nester untersuchen und die Eier ohne Schaden wegbringen, oder schlecht brütende und fütternde entfernen. Gute Weibchen sind oft seltener als gute Männchen.

In neuern Zeiten hat man Versuche gemacht, um recht kräftige Vögel zu bekommen, sie zum Aus- und Einfliegen zu gewöhnen. Ein Hr. Grünz zu Limbach hat damit glückliche Versuche gemacht, wovon wir einiges mittheilen wollen. Man stellt einen großen Canarienvogelkäfig mit einem Paare Heckvögeln inwendig in ein Bodenfenster und zwar in ein solches, welches mit einem Schiebfenster versehen ist. Dieses öffnet man Anfangs an warmen Tagen und gewöhnt sie so nach und nach an die Luft, bis sie jede Temperatur derselben in der guten Jahreszeit ertragen lernen. Wenn sie nun Junge haben; die höchstens 3—4 Tage ausgeflogen sind, nimmt man diese Jungen aus dem Käfige und setzt sie auf die nächsten Bäume. Wenn sie eine Stunde gesessen haben, fangen sie an, den Alten zu antworten und bald darauf kommen sie an den Käfig geflogen und lassen sich füttern. Gut ist es, wenn der Bauer so weites Gitter hat, daß die Jungen die Köpfe durch das Gitter zu den Alten stecken können und auswendig einen Steg hat, damit sie sich bequem aufsetzen können. Nun hängt man nicht weit davon einen Käfig mit einer Fallthür auf, damit man sie bequem darin fangen könne. In diesem Käfig setzt man gutes und reichliches Futter. So läßt man diese Vögel, welche täglich aus dem Käfige mit dem Fallthürchen ihr Futter holen, 8—10 Wochen fliegen und fängt sie dann ein.

Die letzte Hecke fängt man gleich nach Michaelis ein. Alle diese Vögel sperrt man im Winter in eine Kammer oder Volière, damit sie bequem umherfliegen können und die Gewandtheit des

[illegible] hängt man sie
[illegible] die Bodensei-
[illegible] Sobald das Weib-
[illegible] die Vögel fliegen,
[illegible] Sie fliegen nun nicht
[illegible] Sommer bei den Flug gewöhnt
[illegible] erlangen. Die Locali-
[illegible] z. B. das Haus muß an
[illegible] Raubvögel müssen davon fern
[illegible] machen sie gewöhnlich auf
[illegible] dann ein doppeltes Ver-
[illegible] zu sehen, wenn sie in
[illegible] Bauer ihr Futter holen, in
[illegible] ganze Gesellschaft wieder ein-
[illegible] bringt.

[illegible] der eingesperrten Canarienvögeln
[illegible] Heuhälmchen u. s. w. Beide
[illegible] Weibchen legt dann 2—6 blaß-
[illegible] Ende mit rothbraunen oder
[illegible] Fleckchen sparsam, oft auch kranz-
[illegible] in 13—14 Tagen ausgebrütet wer-
[illegible] ausgebrochen sind, setzt man den Alten
[illegible] noch ein irdenes Gefäß mit dem
[illegible] Eies, ganz klar gehackt, mit et-
[illegible] Semmel zum Auffüttern hin. Die Semmel
[illegible] einweichen und beim Mischen gut
[illegible] giebt man ihnen Sommerrübsamen, der
[illegible] aufgekocht und in frischem Wasser wie-
[illegible] damit er alle Schärfe verloren hat. Das
[illegible] sauer werden, sonst wird es den Jungen
[illegible] besorgen beide Gatten. Nach 12—14
[illegible] das Ei weg, auch die Semmel, und sobald sie
[illegible] nimmt man sie aus der Hecke und giebt ihnen nur
[illegible] gequellten Rübsamen neben dem trocknen.

Die jungen Männchen verrathen sich bald durch ihren Gesang, denn sonst sind sie nicht gut zu unterscheiden. Um gute Hähne als Schläger zu erziehen, ist es nothwendig, ihnen gute Lehrer zu geben. Man hängt deswegen die erste Hecke neben eine gutschlagende Nachtigall, damit sie diese noch eine Zeit lang hören und sich aus ihrem Schlage so manches aneignen. Hört die Nachtigall zu schlagen auf, so hängt man einen tüchtigen Schläger von einem Canarienvogel, der auch etwas vom Nachtigallschlage gelernt hat, oder einen guten Baumpieper in die Nähe der jungen Vögel, damit sie sich einen guten Schlag aneignen. Man muß sie aber während der ersten und zweiten Mauser neben einem tüchtigen Schläger lassen, sonst werden sie nicht fest und stümpern in ihrem Gesange.

Die man aber zum Pfeifen oder zu Kunststücken abrichten will, nimmt man zeitig aus der Hecke und pfeift ihnen mit dem Munde oder der Flöte das zu erlernende Stück vor. Doch sind nicht alle dazu gleich geschickt. Künste lernen nur wenige, z. B. eine kleine Kanone abfeuern, aus Buchstaben, die vorliegen, verlangte Worte zusammenzusetzen rc. Fleiß, Mühe und Geduld darf von Seiten des Abrichtenden nicht fehlen. Für schwächliche Personen, die sonst keine schwere Arbeit übernehmen können, kann es wenigstens eine Erwerbsquelle abgeben. Bisweilen singen auch die Weibchen.

Uebrigens ist der Canarienvogel wegen seines angenehmen Aeußeren und Wesens und wegen seines lauten und schmetternden Schlages allgemein beliebt, was dadurch noch erhöht wird, daß seine geringe Kost wenig Aufwand erfordert. Es konnte daher nicht fehlen, daß man einen Handelsartikel daraus machte, der sonst recht einträglich war, namentlich in dem ehemaligen Herzogthum Sachsen und Thüringen, von wo aus Handel mit ihnen nach Holland getrieben wurde. Auch jetzt noch sieht man alljährlich hin und wieder Leute vom Harz in der Mitte September und später mit mehreren Hunderten dieser Vögel nach Sachsen und dem Voigtlande ziehen, wo die Vögel immer noch mit 1—1½

dessen ganz sicher zu gehen, rupft man den jungen Finken, die man zu guten Schlägern erziehen will, frühzeitig einige Federn an der Brust aus; sobald diese nachwachsen, kann man das Geschlecht leicht erkennen.

Die Finken sind Zugvögel, die uns gegen den Winter verlassen; nur wenige bleiben; sie kommen meist im März wieder zurück und ziehen dann mit andern Vögeln oft in großer Menge auf den Feldern umher. Ihr Lockton, den sie besonders auch lange hören lassen, ist: jack, jack; die sitzenden stoßen diese Töne, auch ihr: fink, fink aus, um dadurch die vorübereilenden anzulocken. Zur Paarzeit rufen die Männchen recht angenehm: jörk, jörk! was die Weibchen mit zärtlichen Tönen beantworten. Die Nahrung der Finken besteht in einer Menge öliger Sämereien und verschiedener Insekten; die ersteren lesen sie auf der Erde auf, die letzteren suchen sie gewöhnlich auf den Bäumen.

Die Finken hält man besonders des Schlages wegen. Dieser besteht aus mehreren scharf ausgestoßenen, abgesetzten Tönen, welche etwas ganz Eigenthümliches haben und den Zuhörer mit Freude erfüllen. Bechstein erzählt und schreibt viel von diesem Schlage in seiner Naturgeschichte der Stubenvögel S. 191: Die Liebhaberei, schöne Schläger zu haben, war sonst größer als jetzt. Will man besonders gute Schläger haben, so nehme man sie noch nicht völlig flügge aus dem Neste, stelle sie an einen dunkeln Ort in die Nähe eines Meistersängers, dessen Schlag sie lernen sollen, und füttere sie mit Semmel und Milch oder noch besser mit eingequelltem Rübsamen und Semmel auf. Alle lernen freilich nicht gleich gut und nur wenige behalten den härzer Doppelschlag. Den Reitzug und andere lernen sie weit besser. Merkwürdig ist es, daß verschiedene Gegenden unseres Vaterlandes auch verschiedene Schläger besitzen. Die Liebhaber haben ihnen verschiedene Namen gegeben und sie auch beschrieben. So besteht der härzer Doppelschlag aus 5 langen Strophen, wovon die letzte sich mit einem gedehnten Weingeh oder Hodoziah endigt. Es ist einer der schönsten. Der Reitzug wird etwas kürzer, als ihn der Ken-

ner wünscht, in der Freiheit gehört, doch selten und vorzüglich auf dem Erzgebirge. Er ist kürzer als der Doppelschlag, aber kräftig, schmetternd und in der Mitte mit einem Triller, am Ende mit einem rasch ausgestoßenen zar. — Die Beschreibung aller dieser Schläge würde uns zu weit führen, wir berufen uns auf den angeführten Schriftsteller und begnügen uns nur einige jener Namen hier anzuführen: der Reithahn, der Weingesang, der Bräutigam, das Gutjahr, das Pithia, das Schwarzgebühr ꝛc.

Man hält sie am besten in vierseitigen Käfigen, die aber nicht zu klein sein dürfen. Hier füttert man sie mit gutem, den Tag vorher eingequellten Rübsamen, zuweilen etwas gequetschtem Hanf, oder sogenannten wildem Hafersamen (Galiopsis cannabina Linn.), den man ihnen in einem kleinen Krippchen besonders giebt. Außerdem erhalten sie zuweilen etwas Grünes, im Winter Stücken Obst und von Zeit zu Zeit einige Mehlwürmer und Ameiseneier.

Sie nisten jährlich 2 Mal. Ihr Nest ist sehr künstlich gebaut, von außen mit Baum- und anderem Moose belegt, so daß man es nicht leicht entdecken kann. Außer andern Materialien findet man noch in dem schön gerundeten und glatten Neste Pferdehaare. Es steht auf dicken, selten auf dünnen Baumästen, oft zwischen dem Baumstamme und einem Seitenaste. Es enthält 4—5 blaß- oder weißbläuliche, braun und schwärzlich gepunktete Eier, die das Weibchen allein ausbrütet, es füttert auch fleißiger als das Männchen.

Man fängt sie auf der Locke, wozu man einen guten Lockfinken haben muß; dieser Fang dauert den März durch; auch auf der Tränke, auf dem Finkenheerde, im Winter bei tiefem Schnee an Quellen, oder vom Schnee entblößten Plätzen unter einem Siebe, Zug- oder Schlaggärnchen mit Rübsamen oder öligen Sämereien; auch durch das Finkenstechen. Da wo man nämlich einen Finken schlagen hört, nimmt man einen gefangenen und bindet ihm hinten ein Gabelreischen zwischen die gebundenen Flügel, was mit Vogelleim bestrichen wird, und läßt ihn unter dem Baume, wo der Finke schlägt, laufen. Sobald dieser ihn erblickt und jener

noch sein Fink, Fink hören läßt, stürzt sich ersterer auf ihn, um ihn aus seinem Reviere zu jagen, und bleibt an der Leimruthe hängen. Oft habe ich diesen leichten Fang selbst betrieben.

22. **Der Canarienvogel** (Fringilla Canaria Linn.). Dieser Vogel ist eigentlich ein Ausländer, doch schon zu Anfang des 16. Jahrhunderts in Europa bekannt. Eine nähere Beschreibung dieses Vogels theilt uns Heineken in dem Zoological Journal XVII. 1829. Th. V. mit. Er sagt: Das Männchen ist oben grünlichgelb, unten goldgelb, After, Schenkel und Seiten schmutzigweiß, die letzteren mit großen braunen Längeflecken; Wirbel, Backen, größere Deckfedern und obere Schwanzdeckfedern bräunlich aschgrau, mit einem braunen Längeflecken unter jeder Feder, die letzten Schwung- und Steißfedern braunschwarz mit bräunlich aschgrauen Rändern; der äußere Rand der 4 oder 5 ersten Schwungfedern weiß, das Uebrige grünlichgelb. Länge 5 Z. 3 Lin., Flugweite 9 Z., der Schnabel 4 Lin., der Gabelschwanz 2 Z. 4 Lin., Gewicht 1/2 Unze. Die Iris ist dunkelbraun. Das Weibchen ist schmutziger gefärbt, auf dem Bürzel nur grünlichgelb. So trifft man sie in ihrem Vaterlande, wo sie ein Nest von Wurzeln, Moos, Federn, Haaren u. dgl. auf dichten hohen Sträuchen und Bäumen bauen. Sie paaren sich im Febr. und legen 5—6 Mal des Jahres 4—6 blaßblaue Eier. Diese Vögel sind sehr zutraulich in ihrem Vaterlande, den Canarischen Inseln, brüten hier in Gärten um die Stadt und singen 9 Monate im Jahre. Jeder Flug hat seinen eigenen Gesang. Ihre Mauser fällt im August und September. Gefangen singen sie auch im Käfig, leben aber darin selten 2 Jahr. Sie paaren sich gern mit den gezähmten, und die erzeugten Jungen werden stärker, auch bessere Sänger, als die zahmen; dem Gesange aber eines wilden in seiner Freiheit soll nichts gleich kommen. So weit jener Schriftsteller.

Die domesticirten bei uns findet man sehr verschieden, z. B. hänflingsfarbe, grünlingsfarbe, blaßgelbe, gelblichweiße, isabellfarbige, gelbe und weiße mit rothen Augen

(diese sind aber sehr schwächlich und taugen zur Fortzucht nicht), mit Hauben und bunte, auch regelmäßig gefleckte.

Die aschgrauen und schwarzbraunen mit weißem oder gelbem Kopfe und Schwanze sind äußerst selten rein gezeichnet, werden dann aber sehr geschätzt.

Sie lassen sich leicht mit andern paaren und man hat davon verschiedene Bastarde: von einem Canarienvogel-Weibchen und einem Stieglitz fallen oft schöne Vögel, welche die schöne rothe Binde hinter dem Schnabel und den Prachtflügel des Stieglitzes mit der gelben Hauptfarbe und dunkeln Koppe des Canarienvogels vereinigen. Mit einem Zeisig-Männchen, einem Grünlinge, einem Citronenzeisig werden auch Bastarde erzielt.

Außer der Heckzeit hält man jeden männlichen Vogel in einem besondern Käfig von Draht oder Holz, und zwar in einem erwärmten, doch nicht heißen Zimmer, und füttert ihn, wie die Weibchen, einfach mit Sommerrübsamen, unter welchen man etwas Mohn, Canariensamen, Hafergrütze und Hirse mischen kann. Zur Paarungs- und Heckzeit thut man gequetschten Hanf hinzu, um sie hitziger zu machen. Den Boden bestreut man mit Sand und setzt eine große Schale zu saufen und baden hin. Zucker und andere Leckereien sind ihnen nachtheilig. Etwas Grünes: Mäusedärmchen, Kreuzwurz, Brunnenkresse, Salat, Kohl &c. muß man ihnen öfter geben, denn es erhält ihre Gesundheit; in Ermangelung dessen etwas Aepfel.

Wichtig ist bei den Canarienvögeln die Paarung und Fortpflanzung, wovon es mehrere Arten giebt.

Die gewöhnlichste und schlechteste ist die: ein Paar Vögel in einen geräumigen Käfig zu stecken. Man kann auch 2 Weibchen an ein Männchen paaren, dann muß aber der Käfig sehr geräumig sein und einen Unterschied haben. Man steckt erst ein Weibchen mit dem Männchen zusammen und das andere allein. Hat das gepaarte Weibchen Eier gelegt, so nimmt man den Unterschied weg und das Männchen paart sich mit dem noch ledigen Weibchen auch, und nun vertragen sich beide Weibchen und werden

beide legen. Solche Käfige bekommen für jedes Weibchen 2 von Weiden geflochtene Nesterchen. Am besten ist es, wenn man diese Käfige an ein von der Sonne beschienenes Fenster anbringt, das einen Schieber hat, so daß man frische Luft in den Käfig nach Belieben lassen kann.

Wer recht schöne Vögel ziehen will, muß auf diese Fortpflanzungsart halten, denn durch sie kann man, indem man hellgelbe oder gelblichweiße mit grünlichen oder bräunlichen paart, sammet=, isabell= oder kameelfarbige erzeugen. Um schöne koppige zu erhalten, paart man bekanntlich koppige und glattköpfige mit einander.

Besser ist die Fortpflanzung in einem großen Bauer, die beste aber in einer Kammer. Man erzieht in ihr leichter kräftige Junge, als im Käfige, hat aber auch die Paarung weniger in der Gewalt, und erhält deswegen nicht so schön gezeichnete Vögel. Man wähle dazu eine Kammer, die viel Sonne hat, bestecke sie zum Theil mit Tannenbäumchen, welche im Winter gefällt sind, damit sie die Nadeln gut halten, bedecke den Boden zum Theil mit Moos zum bauen, zum Theil mit Sand, mache in ein Fenster oder auch nur in einen Theil desselben ein Drahtgitter, durch welches frische Luft hereinströmt, mit einem Schieber, den man bei kalter Witterung zuschieben kann, und bringe hinter demselben Sitzstangen an, damit sie sich sonnen können. Auf jedes Weibchen rechne man 2 Nester, die man verschieden anbringt. In der Mitte bringe man einen runden Tisch an, auf welchem in langen irdenen Gefäßen sich Futter befindet, damit gleich mehrere davon fressen können, sowie dergleichen Gefäße zum Saufen. Zu Anfang des April kann man die Vögel in die Hecke thun, ist es aber noch kalt, so wartet man bis Mitte in den Monat.

Man sehe nur auf gute Heckvögel und schöne Zeichnung, denn sonst fallen lauter schlecht aussehende Vögel. Ferner müssen beide Gatten ein gutes Naturell haben. Es giebt hitzige und beißige Männchen, die die Weibchen vom Neste treiben und verfolgen und die Eier vernichten, oder wohl gar die Jungen tödten. Durch

ein Fensterchen in der Thür, das mit einem Schieber versehen ist, muß man sie immer belauschen und solche Unholde sogleich entfernen. Auch muß man sich mit ihnen ganz vertraut machen, so daß sie beim Eintreten ihres Herrn, der sie täglich füttert, sich nicht so wild benehmen. So kann man denn auch ohne große Störung die Nester untersuchen und die Eier ohne Schaden wegbringen, oder schlecht brütende und fütternde entfernen. Gute Weibchen sind oft seltener als gute Männchen.

In neuern Zeiten hat man Versuche gemacht, um recht kräftige Vögel zu bekommen, sie zum Aus= und Einfliegen zu gewöhnen. Ein Hr. Grünz zu Limbach hat damit glückliche Versuche gemacht, wovon wir einiges mittheilen wollen. Man stellt einen großen Canarienvogelkäfig mit einem Paare Heckvögeln inwendig in ein Bodenfenster und zwar in ein solches, welches mit einem Schiebfenster versehen ist. Dieses öffnet man Anfangs an warmen Tagen und gewöhnt sie so nach und nach an die Luft, bis sie jede Temperatur derselben in der guten Jahreszeit ertragen lernen. Wenn sie nun Junge haben; die höchstens 3—4 Tage ausgeflogen sind, nimmt man diese Jungen aus dem Käfige und setzt sie auf die nächsten Bäume. Wenn sie eine Stunde gesessen haben, fangen sie an, den Alten zu antworten und bald darauf kommen sie an den Käfig geflogen und lassen sich füttern. Gut ist es, wenn der Bauer so weites Gitter hat, daß die Jungen die Köpfe durch das Gitter zu den Alten stecken können und auswendig einen Steg hat, damit sie sich bequem aufsetzen können. Nun hängt man nicht weit davon einen Käfig mit einer Fallthür auf, damit man sie bequem darin fangen könne. In diesem Käfig setzt man gutes und reichliches Futter. So läßt man diese Vögel, welche täglich aus dem Käfige mit dem Fallthürchen ihr Futter holen, 8—10 Wochen fliegen und fängt sie dann ein.

Die letzte Hecke fängt man gleich nach Michaelis ein. Alle diese Vögel sperrt man im Winter in eine Kammer oder Volière, damit sie bequem umherfliegen können und die Gewandtheit des

Fliegens nicht verlernen. Im nächsten Frühjahr steckt man sie paarweise in große Käfige und hängt diese so vor die Bodenfenster, daß man die Vögel bequem füttern kann. Sobald das Weibchen fest brütet, öffnet man die Thür und läßt die Vögel fliegen, füttert sie aber im Käfig nach wie vor. Sie fliegen nun nicht weg, da sie besonders vom vorigen Sommer her den Flug gewohnt sind und können nun auch jede Witterung ertragen. Die Localität muß indessen dazu die Hand bieten, z. B. das Haus muß an einen Garten gränzen, Katzen und Raubvögel müssen davon fern bleiben. Die zweite und dritte Brut machen sie gewöhnlich auf den nächsten Bäumen, und das gewährt dann ein doppeltes Vergnügen, sie mit den Jungen ankommen zu sehen, wenn sie in dem mit einer Fallthür versehenen Bauer ihr Futter holen, in welchem man dann im Herbst die ganze Gesellschaft wieder einfängt und in ihre Winterquartiere bringt.

Zum Nestbau giebt man den eingesperrten Canarienvögeln Moos, kurz geschnittene Haare, zarte Heuhälmchen u. s. w. Beide Gatten tragen zu Neste und das Weibchen legt dann 2—6 blaßgrünliche, gewöhnlich am stumpfen Ende mit rothbraunen oder braunrothen und veilchenfarbigen Fleckchen sparsam, oft auch kranzartig besetzte Eier, die meist in 13—14 Tagen ausgebrütet werden. Sobald die Jungen ausgekrochen sind, setzt man den Alten neben ihr gewöhnliches Futter noch ein irdenes Gefäß mit dem vierten Theile eines hartgekochten Eies, ganz klar gehackt, mit etwas eingeweichter Semmel zum Auffüttern hin. Die Semmel kann man den Abend vorher einweichen und beim Mischen gut ausdrücken. Außer diesen giebt man ihnen Sommerrübsamen, der 2 Stunden vorher ein Mal aufgekocht und in frischem Wasser wieder etwas gestanden, damit er alle Schärfe verloren hat. Das Futter darf aber nicht sauer werden, sonst wird es den Jungen tödtlich. Das Auffüttern besorgen beide Gatten. Nach 12—14 Tagen läßt man das Ei weg, auch die Semmel, und sobald sie allein fressen, nimmt man sie aus der Hecke und giebt ihnen nur noch etwas eingequellten Rübsamen neben dem trocknen.

Die jungen Männchen verrathen sich bald durch ihren Gesang, denn sonst sind sie nicht gut zu unterscheiden. Um gute Hähne als Schläger zu erziehen, ist es nothwendig, ihnen gute Lehrer zu geben. Man hängt deswegen die erste Hecke neben eine gutschlagende Nachtigall, damit sie diese noch eine Zeit lang hören und sich aus ihrem Schlage so manches aneignen. Hört die Nachtigall zu schlagen auf, so hängt man einen tüchtigen Schläger von einem Canarienvogel, der auch etwas vom Nachtigallschlage gelernt hat, oder einen guten Baumpieper in die Nähe der jungen Vögel, damit sie sich einen guten Schlag aneignen. Man muß sie aber während der ersten und zweiten Mauser neben einem tüchtigen Schläger lassen, sonst werden sie nicht fest und stümpern in ihrem Gesange.

Die man aber zum Pfeifen oder zu Kunststücken abrichten will, nimmt man zeitig aus der Hecke und pfeift ihnen mit dem Munde oder der Flöte das zu erlernende Stück vor. Doch sind nicht alle dazu gleich geschickt. Künste lernen nur wenige, z. B. eine kleine Kanone abfeuern, aus Buchstaben, die vorliegen, verlangte Worte zusammenzusetzen ꝛc. Fleiß, Mühe und Geduld darf von Seiten des Abrichtenden nicht fehlen. Für schwächliche Personen, die sonst keine schwere Arbeit übernehmen können, kann es wenigstens eine Erwerbsquelle abgeben. Bisweilen singen auch die Weibchen.

Uebrigens ist der Canarienvogel wegen seines angenehmen Aeußeren und Wesens und wegen seines lauten und schmetternden Schlages allgemein beliebt, was dadurch noch erhöht wird, daß seine geringe Kost wenig Aufwand erfordert. Es konnte daher nicht fehlen, daß man einen Handelsartikel daraus machte, der sonst recht einträglich war, namentlich in dem ehemaligen Herzogthum Sachsen und Thüringen, von wo aus Handel mit ihnen nach Holland getrieben wurde. Auch jetzt noch sieht man alljährlich hin und wieder Leute vom Harz in der Mitte September und später mit mehreren Hunderten dieser Vögel nach Sachsen und dem Voigtlande ziehen, wo die Vögel immer noch mit 1—1½

Thaler bezahlt werden. Selbst Tyroler erscheinen bisweilen, kaufen welche auf und führen sie unter dem Namen: Tyroler Canarienvögel in Rußland ein, wo sie bei einem nicht unbedeutenden Eingangszoll mit 3—4 Rubel das Stück bezahlt werden. Auch nach der Türkei hat man damit einen Handel getrieben.

Die kräftigsten Vögel erhält man indessen nur da, wo man sie der Natur am treuesten erzieht und alle Künsteleien vermeidet. Wer indessen die Zucht in der weitesten Ausdehnung zu treiben wünscht, dem empfehlen wir dazu noch folgendes Büchelchen, das bei dem Verleger dieser Hefte zu haben ist: W. Lange, die Canarienvögel und deren Bastarde. 1842.

23. Der Dompfaffe, Rothgimpel (Loxia pyrrhula Linn.). Die Länge beträgt 6 Z. 8 Lin. bis 7 Z. 10 Lin., die Breite 11 Z. bis 12 Z. 6 Lin. Das Männchen ist ein stattlicher Vogel; der Oberkopf, der mit breiter aschgrauer Binde gezierte Flügel und der kaum merklich ausgeschnittene Schwanz sind glänzend dunkelschwarz, der Hinterhals und Rücken schön aschgrau, der Unterkörper bis zum weißen Unterbauch, wie die Wangen hellroth; der Augenstern und Füße braun. Das Weibchen unterscheidet sich von dem Männchen durch den röthlichgrauen Unterkörper nnd den mit Rothgrau gemischten Oberkörper. Es ist ein argloser, etwas langsamer, aber gelehriger Vogel. Er bewohnt die Nadel- und Buchwälder, besonders die gebirgigen, streift im Herbst und Winter überall umher, verläßt auch wohl unser Vaterland ganz. Er hüpft langsam auf den Bäumen und ungeschickt auf der Erde umher, fliegt auch langsam. Sein Lockton ist angenehm und sanft und klingt wie: tüi, tüi, hat aber einen schlechten knarrenden Gesang. Seine Gelehrigkeit erhebt ihn jedoch über diese Mängel. Er lernt sehr geschickt Lieder nachpfeifen und thut es, wer ihn nur zu behandeln weiß, auf den Wunsch seines Herrn. Es giebt indessen unter ihnen auch gute und schlechte Schüler. So giebt es welche, die einen Choral, den man ihnen vorgepfiffen oder auf einer Flöte vorgetragen, herrlich wiedergeben. Eine Drehorgel schickt sich dazu nicht gut. Es muß der Unterricht eines Stücks

so lange fortgesetzt werden, bis es der Schüler ohne Anstoß kann. Die weniger dazu geschickten mischen oft andere schlechte Töne dazwischen, z. B. den Lockton eines Haussperlings ꝛc. Man nimmt zu diesem Unterricht die jungen Gimpel, wenn die Schwanz- und Steuerfedern aus den Kielen hervorgebrochen sind, aus dem Neste, und füttert sie mit eingequelltem Rübsamen und Semmel, oder mit in Milch geweichter Semmel auf, und giebt ihnen dann, wenn sie allein fressen können, Rübsamen und nur zuweilen etwas Hanf, auch mitunter etwas Grünes. Leckereien und Säuerliches ist ihnen, so wie allen andern Vögeln höchst nachtheilig. In der Freiheit fressen sie die Kerne der Vogel-, Wachholder- und andrer Beeren, verschlucken Grassämereien, den Samen des Haidekrautes u. dergl.

Das von kleinen, dürren Reischen und Grashalmen gebaute Nest findet man meist nur ein Mal im Mai auf kleinen Fichten und Tannen, selten hoch, mit 4 bis 5 weißbläulichen, roth und dunkelbraun um das stumpfe Ende gepunkteten Eiern, welche das Weibchen allein ausbrütet. Beide füttern indessen die Jungen gemeinschaftlich auf. Die jungen Männchen haben eine mehr ins Rothgraue fallende Brust. Um indessen noch sicherer zu gehen, rupft man einige Federn an der Brust aus, die dann, sind es Männchen, roth erscheinen.

Man fängt die Alten auf der Locke mit einem guten Lockvogel, auf dem Vogelheerde mit Beeren und einem Lockvogel, auf der Tränke und in den Dohnen. Uebrigens sind die Versuche, sie in der Gefangenschaft zum Brüten zu bringen, geglückt.

24. Der schwarzstirnige (der kleine) Würger (Lanius minor Linn.). Länge 9 Z., Breite 15 Z. Der Schnabel, die Füße, die Stirn, die Kopfseiten, die Schwung- und die 4 mittelsten Steuerfedern schwarz, die Wurzel der Schwung- und die 3 äußern Steuerfedern größtentheils weiß, der Oberkörper hellaschgrau, der weiße Unterkörper an der Brust und den Seiten rosenroth.

Dieser Würger bewohnt die fruchtbaren, mit Laubhölzern baumreichen Gärten, Alleen und andern Baumgruppen zum Theil bedeckten Ebenen unseres Vaterlandes, vorzüglich aber da, wo große Viehtriften in der Nähe von Bäumen liegen. Man findet ihn deshalb an Flußufern, die mit vielen Erlen bewachsen und mit Wiesen und Triften eingefaßt sind. Oft schlägt er daselbst seine Wohnung nahe an den Häusern auf. Er sitzt gern hoch auf den Spitzen der Bäume und Pfähle und stürzt sich mit großer Sicherheit auf die Mistkäfer, die ihn fast allein nähren, herab, trägt sie in dem Schnabel fort, zerstückelt und verzehrt sie. Er baut auf hohe Bäume ein ziemlich gutes Nest, das 5—6 blaßgrüne, olivengrau gefleckte Eier enthält. Beide Eltern sorgen mit vieler Treue für ihre Jungen.

Dieser Vogel scheint selbst wenig Gesang zu haben, ahmt aber die Töne mehrerer um ihn herum wohnender Vögel recht gut nach und wird dadurch auch ein angenehmer Stubenvogel. Im Käfig wird er wie der schon vorerwähnte rothrückige Würger behandelt und muß auch zuweilen Fleisch bekommen. Man fängt ihn in Sprenkeln und Leimruthen, indem man etwas hohe Stöcke auf den von Bäumen freien Viehtriften einsteckt und jene daran befestigt, wo er sich dann bei dem Daraufsetzen fängt.

25. Die europäische Wachtel (Tetrao coturnix Linn.). Ist ein sehr beliebter und von den Landleuten geschätzter Vogel. Ertönt erst sein Lied im Weizenfelde, so ist auch der rauhe Winter vorüber. Man nennt ihn auch den Dic-cur-hic-Vogel (Sage, warum du hier bist?). Ein Naturforscher nennt die Wachtel auch, um ihren Schlag mit auszudrücken: Coturnix dactylisonans. Der eigentliche Gesang oder Paarungsruf des Männchens ist der sogenannte Wachtelschlag, der nur diesem Vogel eigen, und ob man ihn eigentlich im Vergleich mit andern Vogelstimmen nicht angenehm nennen kann, so liebt man ihn doch seiner Sonderbarkeit wegen. Im Frühjahre, wenn die Sänger des Abends meist schweigen, hat er in einer stillen, mondhellen Nacht einen ganz eignen Reiz. Der Schlag besteht aus 2 Theilen: einem kurzen Vorspiel

und dem Hauptheil; ersteres klingt rauh und heiser: Rauau, der letzte hellgellend und weittönend: Pickwerwick oder Pückwerwück. Das letztere ruft das Männchen 5 bis 10 und mehrere Mal hintereinander, was man bei stillem Wetter $^1/_4$ Stunde weit hört. Das Weibchen antwortet darauf gleichzeitig: Brübrüb, brübrüb. Der Wachtelschlag hat für den Landmann, wenn es bald zur Ernte geht, etwas Erfreuliches und zur Ermunterung der Faulen deutet er die Töne an: Bück dich! Bück den Rück! in katholischen Ländern: Marie! bitte für uns, bitte für uns! Ja ein Liebhaber eines guten Nasenfutters hört darin ganz deutlich den Namen seines Lieblings: Schnupftaback, Schnupftaback! Dies mag unserm Leser den Beweis liefern, wie viel Interesse die Stimme dieses Vögelchens erregt hat. (In der Beilage der landwirthschaftl. Dorfzeitung Nr. 31. 1843. habe ich die Naturgeschichte der Wachtel weitläuftiger behandelt.)

Die Länge des Vogels beträgt 8 Z., bisweilen noch 9 Lin. darüber, die Breite 14 Z. bis 15 Z. 5 Lin. Der Augenstern ist hellbraun, der Fuß weißlich, fleischfarben, der schwarzbraune Kopf hat einen gelben Streif längs der Mitte und über jedem Auge, der braune Oberkörper rostgelbe Quer- und gelbe Längsstreifchen, auf den Seiten des Bürzels einen breiten rostgelben Längsstreif; der Schwanz ist sehr klein und ganz unter den Bürzelfedern versteckt; die Kehle rothbraun, braun oder schwarz, auf den Seiten weißlich mit 2 rostbraunen, durch einen weißlichen getheilten Halbkreis unten eingefaßt; die Untergurgel und der Kopf rostgelb, heller oder dunkler, mit hellern Schäften, der übrige Unterkörper weiß, an den Seiten rostfarben mit breiten weißen Schaftstreifen. Das Weibchen hat blässere Farben, eine weiße Kehle, einen blaßgelben, braun gefleckten Vorderhals und Kopf und solche Seiten. Sie haben im Bau viel Aehnlichkeit mit den Feldhühnern.

Die Wachtel bewohnt die Getreidefelder ebener und hügeliger Gegenden, besonders solcher, in welchen viel Weizen gebaut wird, in dem sie auch am liebsten weilt. Sie kommt im Mai bei uns

an und zieht im September wieder fort. Ihr Zug geschieht des Nachts. Bei dem Hin- und Zurückzuge über das Meer, besonders wenn der Wind widrig wird, kommen viele um, wenn sie keine Insel erreichen können, oft stürzen sie dann auf segelnde Schiffe, wie es uns der selige Forster, der es auf seiner Reise erlebte, öfters mitgetheilt hat, daß die Matrosen bei dieser Gelegenheit eine solche Menge tödteten, daß die Schiffsmannschaft davon 8 Tage lebte. Bei ihrer Ankunft, so wie bei ihrer Abreise werden in den Küstenländern eine Unzahl dieser Vögel gefangen und verspeist. Sie laufen weite Strecken und fliegen ungern auf. Ihr Flug ist dann schnell, dauert aber nicht lange. Auf unsern Feldern verbergen sie sich unter das liegende Getreide, wo sie sich dicht auf den Boden drücken und, wenn man genau auf den Fleck geachtet, mit der Hand gefangen werden können. Sie fressen Weizen, Hirse, Rübsamen, Hanf und Grassämereien, aber auch sehr viele Insekten und deren Larven. Ihr Nest findet man im Getreide, auch wohl auf Wiesen; es besteht in einem gescharrten Loch, das mit wenigen dürren Grasblättern belegt ist und 8—16 lehmgelbe, bald heller, bald dunkler, mit braunen oder schwarzen Flecken besetzte Eier enthält. Vor Anfang des Juli legt keine Wachtel, auch findet man Eier noch im August und September. Sie brüten 17—18 Tage. Die Jungen wachsen sehr schnell. Im Freien hört man ihren Schlag vom Mai bis in den August; in der Gefangenschaft noch viel früher.

Die Männchen fängt man im Steckgarne, vermittelst einer Lockpfeife (Wachtelpfeife), womit man den Lockton des Weibchens: Püpü, Püpü nachahmt. Man exercirt diesen Fang bei trocknem Wetter, da bei nassem Wetter die Wachtel nicht läuft, sondern gerade geflogen kommt. Noch einen andern Fang beschreibt Bechstein S. 420, wo man sie in aufgestellte Netze jagt, die durch ein noch stehendes Getreidefeld gezogen sind. Zufällig fängt man sie auch mit in Lerchennetzen. Man setzt sie in geräumige Käfige ohne Sitzstange, die unten mit vielem Sande bestreut und oben mit Leinwand beschlagen sind, damit sie beim Auffliegen

sich nicht den Kopf einstoßen. Es giebt eigene Wachtelbauer von Holz, wo nur einige Oeffnungen zum Freß- und Saufnapf sich befinden; übrigens ist alles dunkel. Sie erhalten Waizen, Hanf, Hirse, Rübsamen, Semmelkrume, Ameiseneier und Mehlwürmer, wobei man sie viele Jahre am Leben erhalten kann. — Die Jungen zieht man mit Ameiseneiern, Hühnereiern, Semmel u. dergl. auf, und hängt sie dann neben einen tüchtigen Schläger, damit sie einen guten Schlag lernen.

Hiermit schließt sich die zweite Klasse und so lassen wir denn noch zweie folgen, die indessen weniger Liebhaber finden, aber doch auch hier und da gehalten werden. Um indessen die Grenzen unseres Heftes nicht zu weit zu überschreiten, sollen sie auch nur kurz angegeben werden.

Dritte Klasse.

1. **Der Teichsänger** (Mot. arundinacea Linn.). Der Schnabel oben hellhornfarben, unten horngelblich, der Augenstern erzfarben, die Füße gelblich fleischfarben, der Oberkörper ölgraubraun, über dem Auge mit einem kurzen rostgelben Strich, der Unterkörper rostgelblichweiß, das Weibchen ist klein. Brehm giebt 6 Unterarten davon an. Sie halten sich am Wasser auf, leben von Insekten, bauen sehr künstliche Nester zwischen die Rohrstengel. Nahrung der Insektenfresser.

2. **Die fahle Grasmücke** (Mot. sylvia Linn. Curruca cinerea Br.). Die erste Steuerfeder ist größtentheils weiß, die hintern Schwungfedern rostfarben eingefaßt. Ihre Länge beträgt 6 Z. 3 Lin., ihre Breite 9 Z. 3—9 Lin. Beim Männchen ist im Frühling der Schnabel hornfarben, der Augenstern bräunlichgelb, die Füße graugelb. Der Oberkörper fahl aschgrau, rostgrau überflogen, der Oberflügel und Schwanz grauschwarz, der erstere mit rostfarbenen Federrändern, der letztere an den Seiten weiß, der Unterkörper weiß, an der Brust in Rosengrau, an den Sei-

ten in Rostgelbbraun ziehend, der Oberkopf oft rein aschgrau. Das Weibchen ist auf dem Oberkörper schmutziger, auf dem Unterkörper weiß. Futter der Insektenfresser.

3. **Der Gartenrothschwanz** (Mot. phoenicurus Linn.). Ein bekannter und sehr niedlicher Vogel. Bei dem Männchen ist im Frühjahre der Schnabel, Füße, Stirn, die Kopfseite und Kehle schwarz, der Vorderkopf und ein Strich über dem Auge rein weiß, der Oberkörper aschgrau, Flügel grauschwarz mit grauen Federrändern, der Bürzel und der an den beiden mittlern Steuerfedern bräunliche Schwanz hochrostroth, die Brust und Seiten des weißlichen Bauches etwas blässer als der Schwanz. Beim Weibchen oben tiefgrau, unten grau. Fang und Nahrung des Rothkehlchens.

4. **Der schieferbrüstige Flüevogel, Brunnelle** (Motac. modularis Linn.). Bei dem Männchen ist im Frühjahr der Schnabel hornschwärzlich, Füße hellbraun, Augenstern braungelb, der Oberkörper und Nacken gedämpft schiefergrau, der Mantel rostfarben, mit dunkelbraunen Längeflecken, auf dem Flügel 1—2 helle Binden, der Schwanz grauschwarz mit hellern Federrändern, der schiefergraue Unterkörper am Bauche weiß, an den rostfarbigen Seiten mit dunklern Schaftflecken. Das Weibchen ist auf dem Oberkopfe und Nacken dunkler gefleckt und am Vorderkörper blasser als das Männchen.

Bewohnen vorzüglich gebirgige Nadelwälder, einzeln auch die Laubhölzer bis Norwegen hinauf. Nahrung der Vorigen.

5. **Die schwefelgelbe Bachstelze** (Motac. sulphurea Bechst.). 10 Z. 9 Lin. bis 11 Z. 4 Lin. breit und wegen seines langen Schwanzes 8 Z. bis 8 Z. 9 Lin. lang. Die 3 äußersten Steuerfedern haben viel Weiß. Beim Männchen ist im Frühling der Schnabel, Flügel, die 6 mittelsten Steuerfedern und die Kehle schwarz, der Oberkörper aschgrau, ins Grünliche ziehend, neben der Kehle über dem Auge und um dasselbe ein weißer Streif. Der Unterkörper von der Kehle an schön schwefelgelb, die Füße horngrau. Beim einjährigen Männchen hat die schwarze Kehle graue Kanten. Diesem ähnlich ist das alte Weibchen. Die Kehle

ist mehr grauschwarz, oft mit weißen Federn untermischt, auch der Unter- und Oberkörper weniger schön. Alle Herbstvögel haben eine weiße Kehle und eine an der Brust in das Röthlichgelbe ziehende Farbe.

Sie wohnt im mittlern Europa, selten bis Schweden hinauf an den Ufern der Flüsse, Seen, Teiche und Sümpfe, auf Wiesen in Wäldern, doch nie in bergigten Gegenden. Sie singt sehr angenehm und nährt sich von Wasserinsekten und deren Larven. Nahrung der Vorigen.

6. **Die weiße Bachstelze, Ackermännchen** (Mot. alba Linn.). Dieser artige Vogel ist so bekannt, daß wir uns einer nähern Beschreibung überhoben glauben, so auch die gelbe, die bei uns gewöhnlich vorkommt, unter dem Namen gelber Ackermann. Sie leben alle von Insekten; daher für sie auch das Nachtigallfutter das beste ist.

7. **Der Wiesenpieper** (Anthus pratensis Bechst.). Man begreift unter diesem Namen mehrere Arten, welche folgende Kennzeichen mit einander gemein haben: Schnabel dünn und gestreckt, ihre Füße schwach mit einem, die hintere Zehe an Länge übertreffenden bogenförmigen Nagel; der Oberkörper lerchenfarben, mehr oder weniger ins Olivengrün ziehend, der Unterkörper rostgelblich oder weißlich, auf dem Kopfe stark gefleckt. Sie mausern in der Regel jährlich 2 Mal. Man fängt sie im Lerchengarn, Schlaggärnchen mit dem Mehlwurme. Alle locken: piep, his. Sie leben von kleinen Insekten und deren Larven und Eiern.

8. **Der Wasserpieper** (Anthus aquaticus) gehört auch hier mit her. Ihr Betragen ist sehr artig. Man läßt sie frei im Zimmer umherlaufen oder steckt sie in einen Lerchenbauer und giebt ihnen Nachtigallfutter.

9. **Die Ringamsel** (Turdus torquatus Linn.) ist eine große Drosselart 11 bis 11 Z. 9 Lin. lang und 16 Z. 6 Lin. bis 17 Z. 3 Lin. breit. Bei dem Männchen ist im Frühjahr der Schnabel gelb, der Augenstern und die Füße braun, das ganze Gefieder schwarz, an den Flügeln mit grauen Federkanten, auf

dem Kropfe mit einem 6 bis 9 Lin. breiten weißen Gürtel. Das Weibchen ist schwarzbraun oder grauschwarz mit deutlichen grauweißen Federrändern oder Spiegeln am Unterkörper und einem grauweißen Gürtel. Der Gesang ist angenehm; auch lernt dieser Vogel Lieder pfeifen, ist aber sehr unreinlich. Nahrung der Drossel.

10. **Die Misteldrossel** (Turd. viscivorus Linn.). Ist die größte der europäischen Drosseln 11 bis 12 Z. 8 Lin. lang, 19 Z. bis 19 Z. 9 Lin. breit. Der Schnabel hornfarben, Füße horngelb, Augenstern tiefbraun, der Oberkörper tiefgrau, an den Schwanz= und Steuerfedern grauschwarz, hellgrau gesäumt, Flügel gewöhnlich mit 2 schmalen weißlichen Binden besetzt, der Unterkörper weißlich, oben mit lanzenförmigen, unten mit rundlichen braunschwarzen Flecken besetzt. Sie bewohnt vorzüglich gebirgige Nadelwälder; sucht im Winter Wachholder= und Vogelbeeren auf und lebt an offenen Quellen, zieht nur bei tiefem Schnee fort. Im Spätsommer und Herbst findet sie sich in Gesellschaften, doch immer außerordentlich scheu, schreit: rrrrr tattattat; singt stark vollflötenartig, doch mit geringer Abwechselung, hat nur wenig Strophen. Im Sommer frißt sie verschiedene Käfer und andre Insekten nebst ihren Larven, auch Würmer und verschiedene Beeren. Fang in Dohnen, auf dem Vogelheerde, auch im Schlaggärnchen mit Mehlwürmern, nimmt in der Gefangenschaft mit dem schlechten Universalfutter verlieb.

11. **Die Rothdrossel** (Turdus iliacus Linn.). Fast nur halb so groß als die vorige, mit der sie auch die Nahrung gemein hat. Der Schnabel ist vorn hornschwarz, hinten gelblich, Augenstern braun, Füße hornweißlich, der Oberkörper olivengrünbraun, über dem Auge mit einem großen weißen oder gelblichen Streif, der weißliche Unterkörper bis zur Brust mehr oder weniger rostgelb überflogen, mit dreieckigen länglichen und rundlichen, braunen und olivenbraunen Flecken, an den Trag= und Ueberflügeldeckfedern brennend rostroth. Die Weibchen blässer als die Männchen. Im April und October wandern sie in größern und

kleinern Flügen. Die Lockstimme: sieh! Am Brutort soll sie angenehm singen.

12. Die Wachholderdrossel, Krammetsvogel (Turd. pilaris Linn.). Gleich an Größe der Misteldrossel. Der gelbe Schnabel ist vorn dunkler, Augenstern und Füße braun, Kopf, Hinterhals und Unterrücken aschgrau, Oberrücken und Schultern braun, Schwanz und Steuerfedern schwarz, der Vorderhals dunkelrostgelb mit schwarzen Längeflecken, die Seiten braun mit weißlichen Rändern und der übrige Unterkörper weiß. Das Weibchen blässer. Sie bewohnt das nördliche Europa, kommt im Herbst und Winter in großen Schaaren, ist sehr scheu und lebt in Birken- und Tannenwäldern. Sie nährt sich wie die Vorige von Insekten und Beeren. Wird in Dohnen und auf dem Vogelheerde gefangen. Der Ruf ist: qui ri. Der Gesang ist nicht sonderlich. Uebrigens ein großer schöner Vogel in den Vogelkammern.

13. Der braunkehlige Steinschmätzer, Kohlvögelchen (Saxicola rubetra Bechst.). Dieses schöne Vögelchen ist 5 Z. 9 Lin. bis 6 Z. lang und 9 Z. 8 Lin. bis 10 Z. 6 Lin. breit. Beim Männchen ist im Frühjahr der Schnabel und Füße schwarz, der Augenstern braun, der Oberkörper schwarzbraun mit rostgrauen Federrändern, der Schwanz braunschwarz, die 5 äußern Steuerfedern an der hintern Hälfte weiß, über dem Auge ein großer weißer Streif und ein weißer großer und kleiner Fleck auf dem Flügel, das Kinn und ein Streif neben der Kehle rein weiß, die Gurgel, der Kopf und die Brustseiten schön braungelbroth, der übrige Unterkörper rostgelblichweiß. Das Weibchen sieht nicht so schön aus. Dieser Vogel lebt auf Wiesen und an grasreichen Bergabhängen, und auf seinen Zügen berührt er die meisten Gegenden Deutschlands. Man trifft ihn im Herbst in Kohl-, Kraut-, Rüben- und Kartoffeläckern; lebt von Insekten verschiedener Art und deren Larven; sein Gesang ist recht artig. Im Frühjahr fängt man ihn im Schlaggärnchen mit Mehlwürmern, auch an

Leimruthen, in Sprenkeln, die man auf den Aeckern etwas hoch stellt. Erhält Nachtigallenfutter.

14. **Der graurückige Fliegenfänger** (Muscicapa muscipeta Bechst.). Die Länge beträgt 5 Z. 9 Lin. bis 6 Z., die Breite 10 Z. bis 10 Z. 3 Lin. Beim Männchen sind im Frühjahre der Schnabel und Füße, der mit einem weißen großen Flecken gezierte Flügel und der, an den 2 bis 3 äußern Steuerfedern zum Theil weiße Schwanz schwarz, der übrige Oberkörper, der gelbgraue oder weiße Stirnfleck ausgenommen tiefgrau, der Unterkörper weiß. Bei dem Weibchen sind Flügel und Schwanz blässer und der Unterkörper grauer als beim Männchen. Sie bewohnen die Feldhölzer und Gärten Deutschlands; sitzen gern frei, fangen Insekten aus der Luft, stürzen sich auch auf diese und deren Larven, von denen sie auch im Herbst so wie von Beeren leben. Der Lockton ist: itz, itz zeh. Dieser Vogel singt angenehm. Fang in Schlaggärnchen mit Mehlwürmern, im Herbst mit Hollunderbeeren. Erhält Nachtigallenfutter.

15. **Der schwarzrückige Fliegenfänger** (Musci. atricapilla Linn.). Hat die Größe und Gestalt mit dem vorigen gemein. Der Oberkörper des Männchen ist im Frühjahr tiefschwarz mit großem weißem Flecke auf der Stirn und dem Flügel und weißer Schwanzeinfassung. Das Weibchen und die Jungen sind von vorigen schwer zu unterscheiden. Dieser Vogel bewohnt die Feldhölzer ebener Gegenden, liebt die Nähe der Gewässer, besonders die Flußufer in Laubwäldern. Sein Locken ist: itz, itzeh und noch ein zärtliches gib, gib. Sein Gesang, nur aus einigen Strophen bestehend, klingt sehr angenehm. Nahrung, Fang und Futter mit vorigen gemein. Hieran schließt sich noch der weißhalsige Fliegenfänger Musc. albicollis Temm. gleicht in vieler Hinsicht den beiden vorigen Arten.

16. **Die Finkenmeise, Kohlmeise** (Parus major. Linn.). Eine der bekanntesten und beliebtesten Meisenart. Bei dem Männchen ist der Schnabel schwärzlich, der Augenstern braun, Füße bleigrau, der Oberkopf, die Kehle, die Gurgel, ein

unten breiter werdender bis zum After reichender großer Mittelstreif und ein die weißen Kopfseiten einfassenden Ring glänzend dunkelschwarz, der Mantel olivengrau, der blaugraue Oberflügel mit einem breiten weißen Bande, der bläulich dunkelgraue Schwanz auf den Seiten weiß eingefaßt, die Seiten des Unterkörpers schwefelgelb. Bei dem Weibchen sind die Farben weniger schön und der schwarze Mittelstreif ist stets klein, gewöhnlich sehr kurz. Im Herbst ziehen sie in großen Gesellschaften, was Veranlassung giebt, sie in Menge auf Meisenhütten und in Sprenkeln zu fangen. Sie locken stark und haben einen abwechselnden, eigenthümlichen fröhlichen Gesang. Sie leben vorzüglich von Insekten, deren Larven und Insekteneier, aber auch von übrigen Sämereien, als Haselnüssen, Hanf, Mohn, Kürbis- und Sonnenrosenkernen u. dergl. Ihre Munterkeit und Gewandtheit gewährt Unterhaltung. Mit andern Vögeln darf man sie nicht zusammen bringen, indem sie denselben das Gehirn aushacken und in der Stube sogar schlafenden Säuglingen in die Augen hacken. Sie erhalten Nachtigallfutter, auch gewöhnen sie sich leicht an das Universalfutter, dem man je zuweilen einige Kürbiskerne und klar geschnittenes Fleisch hinzufügen muß; sie bedürfen oft Wasser zum Baden.

17. **Der Bluthänfling** (**Fringilla cannabina Linn.**). Ein beliebter und bekannter Vogel, den man bei uns in den Stuben, bei mehreren Leuten in kleinen Käfigen antrifft. Im Frühlingskleide erscheint das Männchen als ein recht niedlicher Vogel: der Schnabel hornfarben, der Augenstern und Füße braun, der Vorderkopf hellblutroth, der Hinterkopf, Nacken, Kopf und Halsseite grau, der Mantel rostbraun, der Bürzel weißlich, die Schwung- und Steuerfedern schwarz, fast alle weiß gekantet, der Vorderhals weißlichgraubraun, die Brust brennendblutroth, der übrige Unterkörper weiß, an den Seiten lichtbraun angeflogen. Das Weibchen hat kein Roth an der Brust, sondern auf hellnußbraunem Grunde braune Längflecken. Alle Bluthänflinge werden, wenn sie nicht fortwährend der freien Luft ausgesetzt sind, in der Gefangenschaft grau. Ist die Kälte nicht zu groß, so bleiben sie

in Gesellschaft mehrerer andern kleinen Vögel bei uns. Delige- und Grassämerei sind ihre einzige Nahrung. Die frisch Gefangenen sind sehr unbändig, das giebt sich aber bald. Jung aufgezogen lernen sie Lieder pfeifen, ja sie nisten in der Gefangenschaft. Sie singen auch angenehm. Man fängt sie auf der Lockruthe, beim Neste mit Leimruthen. Sommerrübsen, Sand und zuweilen etwas Salz und Grünes erhält ihr Leben 6—8 Jahre in der Gefangenschaft.

18. **Der Stieglitz** (Fringilla cardinalis Linn.). Ein niedliches Vögelchen. Bei dem alten Männchen ist der hornweißliche Schnabel an der Spitze dunkler, der Augenkreis tiefbraun, Füße braungrau, rings um den Schnabel ein schmaler schwarzer, hinter diesem ein breiter karminrother Kreis, die Wangen und ein Fleck am Hinterhalse weiß, der Hinterkopf schwarz, welches sich auch um die Wangen herumzieht, Rücken und Schultern schön braun, der Bürzel weiß, die Flügel halb goldgelb, halb schwarz und wie der schwarze, wie ausgeschnittene Schwanz, mit weißen Spitzenflecken, der weiße Unterkörper an jeder Seite der Brust mit einem großen braunen Fleck. Das Weibchen ist etwas kleiner und hat weniger schönes Roth und Schwarz am Kopfe. Sie streichen im Winter einzeln, auch in kleinen Gesellschaften, sind ziemlich zutraulich, der Lockton: zillit, zillit, der Gesang ist angenehm. Die Nahrung besteht in Distel-, Kletten-, Kornblumen- und andern Samen, baut ein schönes, dem Edelfinkenneste ähnliches. Man fängt ihn auf der Locke, im Herbste und Winter auf großen, von Disteln oder Kletten zusammengebundenen mit Leimruthen oder Sprenkeln, behängten Büschen. Man hält diesen Vogel in einem Glockenbauer mit Mohn, wozu bisweilen etwas Hanf gemischt wird, auch giebt man ihm etwas Grünes. Er lernt Wasser und Futter aufziehen, wird sehr zahm und begattet sich auch in der Gefangenschaft.

19. **Der Zitronenzeisig** (Fringilla citrinella Linn.). Bei uns ein seltenes Vögelchen. Beim Männchen sind Schnabel

und Füße horngrau, der Augenstern braun, der Vorderkopf und der größte Theil des an den Seiten aschgrauen Unterkörpers grüngelb, die Rücken- und die Schulterfedern olivengelbgrau, die Schwung- und Steuerfedern schwärzlich, helle gesäumt, auf den Flügeln 2 grüngelbe Binden. Das Weibchen hat schmutzigere Farben. Es ist ein südlicher Gebirgsvogel, der sich in den Gebirgen Griechenlands und Italiens findet, selten kommt er zu uns. Man fängt ihn im Frühjahr auf der Locke, im Herbst auf Finkenheerden. Es ist ein artiger Stubenvogel. Sein Betragen und Gesang empfehlen ihn. Nahrung des folgenden.

20. Der Zeisig, Erlenzeisig (Fringilla spinus Linn.). Dieser kleine bekannte Stubenvogel ist 5—6 Z. lang und 9 Z. 3 bis 6 Lin. breit. Beim alten Männchen ist der Schnabel horngrau, Füße hornbräunlich, Augenstern braun, der Oberkopf schwarz, unten einen gelben Strich über dem Auge, der Rücken gelbgrün, schwarzgrau gestrichelt, der grauschwarze Flügel mit 2 breiten gelben Binden, der Bürzel gelb; der von der schwarzen Kehle an hochgelbe Unterkörper geht nach dem After hin in Weiß über. Im Winter sind die schönen Farben zum Theil durch dunkle Federränder bedeckt. Das Weibchen ist auf dem ganzen Oberkörper graugrün, dunkler gestreift, am Unterkörper weiß, selten gelb überlaufen, stets mit schwärzlichen Längeflecken. Nistet in Nadelwäldern, das Nest ist sehr versteckt und läßt sich nicht gut finden. Ist häufig im mittlern Deutschland, was er im Herbst und Winter, oft in großen Zügen, durchstreicht. Ist zutraulich und wird sehr zahm. Ein Freund von mir hatte ein Pärchen, das 4—5 weißlich-, bläulich-, röthlich gefleckte Eier legte, aber nie ausbrachte. Sie lassen sich wie der Stieglitz abrichten; leben von Fichten-, Kiefern-, Erlen-, Mohn-, Salat- und andern Samen, im Frühjahr auch von Insekten. Fang auf der Locke; dem Tränkheerde mit Leimruthen. Der Gesang ist angenehm. In der Gefangenschaft erhält er Mohn und etwas zerquetschten Hanf und dann und wann etwas Grünes. Sonst, da bei uns in Halle die Strumpfwirkerei blühte, fand man gewöhn-

lich dieses Vögelchen in diesen Stuben und da sein Ton so etwas Ziehendes hat, nannte man ihn den Strumpfwirker.

21. **Der Girlitz** (Fringilla serinus Linn.). Ein niedlicher Vogel. Beim alten Männchen ist der Schnabel hornfarben, die Füße dunkler, der Augenstern braun, der Hinterkopf, Rücken und Schultern grüngelb mit schwärzlichen Längeflecken, die Stirn, ein Streif über den Augen, ein Ring um den Nacken und der auf den Seiten mit schwärzlichen Längeflecken besetzte Unterkörper blaßgoldgelb. Das Weibchen ist grünlichgelb, fast überall mit schwärzlichen Längeflecken besetzt. Dieser Vogel wohnt im südöstlichen und südlichen Deutschland in Gärten, Alleen und an baumreichen Flußufern. Häufig im Salzburgischen. Fang auf dem Heerde mit Lockzeisigen. Sein Gesang ist angenehm. Man hält ihn in Käfigen wie den Canarienvogel.

22. **Der Grünling** (Loxia chloris Linn.). Beim Männchen sind im Frühjahr die Füße fleischrosenfarben, der Augenstern braun, der Oberkörper olivenzeisiggrün, die aschgrauen Flügel zum Theil schöngelb, der Schwanz schwärzlicher hochgelb, der Unterkörper grüngelb. Im Winter sind die schönen Farben größtentheils durch graue Spitzenkanten verdeckt. Das Weibchen ist meist grau, auf dem Oberkörper grüngrau, an den Flügeln und dem Schwanz blässeres Gelb als beim Männchen. Man fängt sie auf dem Vogelheerde und auf der Locke und bei tiefem Schnee unter dem Schlaggärnchen. Man giebt ihm zur Nahrung Sommerrübsamen und etwas Hanf. Wird sehr zahm, sein Gesang ist nicht sonderlich. Sein Lockton ist: jäck, jäck, schwunz. Im Vogelhause hecken sie bisweilen.

23. **Der Kreuzschnabel** (Lox. curvirostra Linn.). Dieser Vogel zeichnet sich durch seinen Schnabel aus, indem die Spitzen desselben von und neben einander hinlaufen, also sich kreuzen. Alle männlichen Kreuzschnäbel, selbst die 7 Unterarten, die Brehm angiebt, haben Roth oder Gelbroth in verschiedenen Schattirungen zur herrschenden Farbe, welche aber in der Gefangenschaft stets in Grüngelb oder Blaßgelb übergeht. Bekommt

man ihn auch roth, so geht es in der nächsten Mauser doch in Grün= oder Blaßgelb über. Die Weibchen haben Graugrünlichgelb zur herrschenden Farbe. — In ihrem Betragen haben sie etwas Papageienartiges, mit Hülfe ihres Schnabels klettern sie an den Zweigen und an den Bauern. Ihr Gesang ist nicht unangenehm. Er frißt Kiefern= und Fichtensamen, wobei ihm sein Schnabel die Schuppen aufzubiegen behülflich ist, so daß der Samen an dem Schnabel heraus fällt. Er baut im December, wo man sie schon nistend findet, selbst in andern Monaten, auch im Mai, ein warmes Nest von Moos auf Kiefern oder Fichten, in welchem 4 weißliche, ins Bläuliche ziehende, roth= und braungefleckte Eier liegen. Man hält ihn im metallnen Käfig, denn Holz, wäre es auch fingerdick, durchbricht er mit beständigen Hacken und Beißen. Frei in der Stube umherlaufend, verdirbt er Vorhänge, Geräthschaften, Bücher und Kleider. Am besten nährt man ihn im Käfig mit Fichten= oder Kiefernsamen, vom Hanf wird er zu fett und Rübsamen frißt er sehr ungern. Man kann mehrere in einen Käfig stecken, sie vertragen sich sehr gut und werden auch bald zahm. Leben aber doch nur einige Jahre. Man fängt sie durch Lockvögel mit Leimruthen oder Sprenkel, die man um diese stellt. — Manche Waldbewohner stehen in dem Wahn, daß die Kreuzschnäbel Flüsse und Krankheiten an sich ziehen und deshalb halten sie dieselben sehr gern in der Stube. Gewiß ist es indessen, daß diese Vögel von Gicht und andern Krankheiten der Menschen angesteckt werden.

24. **Der Hakengimpel (Hakenkernbeißer, Hakenkreuzschnabel)** (Loxia enucleator Linn.). Die Länge beträgt 10 Z. die Breite 15 Z., ähnelt dem Kreuzschnabel gar sehr in der Farbe, ist aber im ausgefärbten Prachtkleide beim Männchen schöner roth und im mittlern und dem der Weibchen höher gelb gefärbt. Alle haben 2 weißliche Binden auf den Flügeln und einen über die Unterkinnlade bedeutend vorragenden Haken der Oberkinnlade. Sie bewohnen die nordeuropäischen Nadelwälder, brüten aber doch zuweilen in Deutschland. Sie sind einfäl-

tig, deshalb leicht zu schießen und mit Dohnen und Leimruthen zu fangen, fressen die Sämereien der Nadelbäume und Vogelbeeren. In der Gefangenschaft hält man sie wie die Kreuzschnäbel. Das Männchen hat einen angenehmen sanften Gesang, den es, ohne den Schnabel dabei zu öffnen, vorträgt; wird bald zahm, hält sich aber doch nicht lange im Zimmer.

25. **Die Rauchschwalbe** (Hirundo rustica Linn.). Dieser bekannte Vogel ist 7 Z. 6 Lin. bis 8 Z. 6 Lin. lang und 13—14 Z. breit, lebt nur von fliegenden Insekten. Der Schnabel ist schwärzlich, Augenstern und Füße braun, der Oberkörper glänzend blauschwarz, an den 5 äußersten zum Theil spießartigen Federn mit einem weißen Fleck, Stirn und Kehle hochkastanienbraun, auf dem Kopfe ein breiter, schwarzer Gürtel, der übrige Unterkörper rostfarbenweiß oder rostgelb. Beim Weibchen ist Stirn und Unterkörper blässer, als beim Männchen. Alt gefangen, gewöhnen sie sich nicht, aber jung aufgezogen, werden sie sehr zahm und erfreuen durch ihren zwitschernden angenehmen Gesang. Man ernährt sie mit Nachtigallfutter, auch darf Sand im Bauer nicht fehlen.

Vierte und letzte Klasse.

Die zu dieser Abtheilung gehörigen Vögel haben zwar noch einen Gesang; allein die Mannigfaltigkeit, das Volle und Angenehme, was die vorige Abtheilung noch besitzt, fehlt ihnen, und deshalb stehen sie bei den Liebhabern der Stubenvögel in geringerem Ansehen, werden aber doch auch noch von Manchem gehalten. Oft sind auch Vogelhäuser sehr groß und Käfige noch viel vorhanden, man sieht sich dann nach einer neuen Bevölkerung um, und so mögen in diesem Falle denn zur Auswahl noch mehrere folgen.

1. **Der rothstirnige Karmingimpel** (**Erythrothorax rubrifrons Br.**). Dieser Vogel hat die Größe des Feldsperlings

und bei dem alten Männchen befindet sich ein schönes Karminroth auf dem Oberkörper und am Vorderhalse, das auf dem Rücken mit Grau gedämpft ist, bei dem einjährigen Männchen und dem Weibchen dagegen eine dem grauen Hänfling ähnliche Zeichnung. Er lebt im nördlichsten Europa und kommt sehr selten nach Deutschland. Sein Gesang ist unbedeutend. Das schöne Roth wird in der Gefangenschaft blaßgelb.

2. **Der schwarzköpfige Ammer (Ortolankönig)** (**Emberiza melanocephala Scop.**). Der Schnabel der Ammern ist kegelförmig gerade, Kinnladen unausgeschnitten, die untere an den Seiten verengt, die obere schmäler als die untere und am Gaumen eine knochige Warze oder Zahn, worin sich alle einander ähnlich sind. Dieser Vogel ist 8 Z. lang und 13 Z. breit. Es ist ein großer und schöner Ammer. Beim Männchen ist der Schnabel bleigrau, Augenstern braun, der Kopf dunkelschwarz, Schwung- und Steuerfedern tiefgrau, der übrige Oberkörper hellzimmtbraun, der Unterkörper prächtig hochgelb. Das Weibchen hat weniger schöne Farben und keinen schwarzen Kopf. Dieser Vogel hat, wie alle Ammern, an den beiden äußersten Steuerfedern einen großen keilförmigen weißen Fleck. Er bewohnt das südliche Europa, z. B. Dalmatien und Griechenland, und kommt bisweilen nach Oestreich. Er nährt sich von Garten- und anderen Sämereien. Man fängt ihn auf Leimruthen und giebt ihm Nachtigallenfutter mit etwas Hirse, auch frißt er Ameiseneier und Mehlwürmer gern. Man giebt ihm auch Sand in den Bauer. Er singt goldammerartig, doch besser als unser Goldammer.

3. **Der Fettammer, Ortolan** (**Emberiza hortulana Linn.**). Ist der berühmteste unter den Ammern und wird auf eignen Heerden, Ortolanheerden, gefangen und gemästet. Friedrich der Große aß sie gern und bezahlte sie theuer. Dieser Ammer ist 6 Z. 6 Lin. bis 7 Z. 6 Lin. lang und 11 Z. bis 11 Z. 9 Lin. breit. Beim Männchen sind im Frühjahr Schnabel und Füße fleischfarben, der Kopf, Hinterhals, Kropf und ein Strich, welcher das Strohgelb an der Kehle auf jeder Seite der Länge nach

unterbricht, olivengrün, der Oberkörper ammerfarbig, d. h. schwarzbraun mit rostfarbigen Federrändern, Brust und Bauch hellrostfarben. Im Herbstkleide ist, da sich dieser Vogel jährlich 2 Mal mausert, Kopf und Vorderhals dunkel gestreift. Diesem ist das Weibchen ähnlich; allein im Sommer hat es eine rein gelbe, von einem braunen Streifen eingefaßte Kehle. Er lebt an baumreichen Orten, gern in der Nähe der Gewässer, frißt mehlige Sämereien und Insekten und singt goldammerartig.

4. **Der Goldammer** (Ember. citrinella Linn.). Dieser Vogel ist zu bekannt, als daß wir ihn näher zu beschreiben brauchten. Man fängt ihn im Winter unter einem Netze oder Siebe, worunter Körner gestreut werden, oder auch an Aehren, mit Vogelleim bestrichen. Er wird sehr zahm und läßt sich mit Körnern, Hanf und Semmelkrumen leicht erhalten. Sein goldgelbes Gefieder und sein Gesang machen ihn als Stubenvogel angenehm.

5. **Der Zaunammer** (Ember. cirlus Linn.). Er ist schlanker und schöner als der vorige. Beim Männchen ist der Schnabel bleigrau, Füße fleischfarben, Kopf und Nacken olivenfarben, schwärzlich gestrichelt, der übrige Oberkörper ammerfarben, die Kehle und ein Streif durch das Auge schwarz, die Gurgel hochgelb, der übrige Unterkörper goldgelb, an der Brustseite rostfarben. Das Weibchen hat gleiche Zeichnung mit dem Weibchen des Goldammers, allein noch einen dunkeln Streif durch und einen gelben über und unter dem Auge. Dieser Vogel lebt im südlichen Europa und kommt selten zu uns. Nahrung und Fang des vorigen.

6. **Der Zipammer** (Ember. cia Linn.). Wird 7 Z. 4 Lin. lang und 11 Z. breit. Beim Männchen ist der Schnabel bleifarben, Füße horngelbgrau, Kopf und Kehle aschgrau, durch das Auge und über demselben zieht sich ein schwarzer, zwischen diesen beiden ein weißer Streif, der Oberkörper ist ammerfarben, Brust und Bauch rostfarben. Alle diese Farben sind beim Weibchen nur angedeutet. Dieser Vogel frißt Insekten und Säme-

reien, ähnelt den nahe Verwandten im Betragen, hat einen dem Goldammer ähnlichen Gesang und wird wie der Ortolan gefangen.

7. **Der Rohrammer** (Ember. schoenicius Linn.). Brehm macht 8 Species daraus. — Beim Männchen ist im Frühjahr Schnabel, Kopf und Vorderhals schwarz, am Nacken ein weißes Halsband, der übrige Körper fast wie beim männlichen Haussperling, der Schwanz schwarz, auf beiden Seiten mit weißen Keilflecken, der weißliche Unterkörper auf den Seiten mit braunen Strichen. Beim Weibchen ist der braune Kopf dunkler gestrichelt, das Halsband nur angedeutet, die braune Kehle schwarz eingefaßt und der Unterkörper mehr gestreift. Dieser Vogel frißt Rohrschilf- und Grassamen, auch Insekten, und nistet im Rohr. Man fängt ihn auf der Locke und bei spät fallendem Schnee mit Zugnetzen auf mit Futter bestreuten Stellen. Man hält ihn in der Stube oder in langen Käfigen und giebt ihm Mohn, Hirse und Nachtigallfutter, worunter man gequetschten Hanf mischt. Er wird sehr zahm, liebt die Musik und hat einen scharfen und schneidenden Gesang.

8. **Der Schneesporner** (Ember. nivalis Linn.). Dieser Vogel nähert sich den Lerchen und zeichnet sich durch den Sporn an den starken Füßen aus. Er ist 7 Z. 8 Lin. lang, 11 bis 12 Z. breit und unterscheidet sich schon in der Ferne durch das viele Weiß in seinen Flügeln. Beim Männchen sind im Sommer Schnabel, Füße und Rücken, ein Theil des Flügels und die Mitte des Schwanzes schwarz, Kopf, Hals und Bürzel, die Mitte des Flügels, die Seiten des Schwanzes und der ganze Unterkörper rein weiß. Im Winter ist der Schnabel gelb, das Weiß und Schwarz des Oberkörpers mit rostgrauen Federrändern bedeckt und der Kopf mit einem rostfarbigen Gürtel geziert. Beim Weibchen ist das Schwarz und Weiß weniger rein und die Mitte des Kopfes stets braun. Er bewohnt den ganzen Norden und kommt im Winter auch zu uns, wo er von Grassämereien lebt, singt feldlerchenartig, ist flüchtig und scheu und nistet in Felsen. Man fängt ihn mit Leimruthen und Schlaggärnchen. Die im Winter

gefangenen bringt man erst in ein ungeheiztes Zimmer. Er erhält in der Stube Hanf und Hafer. Man hat auch noch den schwarzköpfigen Sporner (Ember. montana Linn.) und den Lerchensporner (Ember. calcarata).

9. **Der rothköpfige Würger** (Lanius ruficeps). Ein schöner Vogel von 8 Z. 6 Lin. Länge und 13 Z. 6 Lin. Breite. Beim Männchen sind im Frühjahr Schnabel und Füße schwärzlich, die Mittelstirn und der Vorderkopf, die Kopfseiten, der Rücken, die Flügel und der weiß gesäumte Schwanz schwarz, Hinterkopf und Nacken schön rothbraun, ein Spiegel auf dem Flügel und der Bürzel weiß, der ganze Unterkörper gelblichweiß; die Farben sind beim Weibchen matter. Im Herbst ist alles Weiß rostgelblich. Dieser Vogel liebt die an Viehtriften und Wiesen stoßenden Gebüsche und mit Bäumen besetzte Stellen ebener und hügeliger Gegenden, ist aber überall nur einzeln. Er ahmt die Stimme anderer Vögel nach, doch aber nur stümperhaft. Seine Nahrung besteht in Käfern, Grillen, Heuschrecken ꝛc. Seine Stimme ist nicht sonderlich. Man behandelt ihn übrigens wie den rothrückigen Würger.

10. **Der gefleckte Fliegenfänger** (Muscicapa grisola Linn.). Er ist unter den Fliegenfängern im Vaterlande der größte, 6 Z. 9 Lin. lang und 11 Z. bis 11 Z. 6 Lin. breit. Bei den Alten ist der Schnabel hornschwärzlich, Augenstern tiefbraun, Füße schwarzbraun, der Oberkörper tiefgrau, auf dem Vorderkopfe weißlich und schwärzlich gestreift, die Flügel mit 2 lichtgrauen Binden, der weißliche Unterkörper mit tiefgrauen Schaftflecken besetzt. Dieser Vogel jagt Käferchen, Fliegen, Schnaken und Mücken, selten liest er sie von der Erde auf. Sein Gesang ist einfach. Man behandelt ihn wie die andern Fliegenfänger. In kurzem reinigt er eine Stube von Fliegen.

11. **Der Hausrothschwanz** (Motac. atrata Linn. Sylvia titys Lath.). Dieses Vögelchen, das auf dem Lande und in den Städten hohe Gebäude und Thürme bewohnt, begrüßt mit seinem zwitschernden Gesange den kommenden Tag und singt der

scheidenden Sonne auch sein Abendlied, wodurch er sich der ganzen Nachbarschaft bekannt macht. Er ist 6 Z. 5—9 Lin. lang und 10 Z. 6 Lin. bis 11 Z. breit. Beim Männchen sind im Frühjahr Schnabel, Füße und Gefieder schwarz, auf dem Flügel hinten mit einem weißen Fleck, auf dem Kopfe, dem Rücken und der Unterbrust mit mehr oder weniger Aschgrau, am Bauche weißlich, Schwanz und Bürzel rostroth, in der Mitte braun. Im Herbste ist das Schwarz durch aschgraue Federränder verdeckt. Kommt im März und zieht erst im October fort. Es sind unruhige Vögel, zittern mit dem Schwanze und bücken sich oft nieder. Ihre Nahrung besteht in Insekten und deren Larven, Fliegen und Hollunderbeeren. Ihr Nest machen sie auf Balken oder in Steinritzen. Man fängt sie mit Mehlwürmern in dem Schlaggärnchen oder auf Leimruthen und in Sprenkeln mit Hollunderbeeren. Im Zimmer erhalten sie Nachtigallenfutter. Ihre Haltung und Munterkeit empfiehlt sie noch mehr, als ihr Gesang. Ihr Lockton ist: is is, tack.

12. **Der Heuschreckenschilfsänger** (Sylv. locustella Lath.). Macht einen schicklichen Uebergang von den Schilfsängern zu den Piepern. Er ist 5 Z. 9 Lin. bis 6 Z. lang und 8 Z. bis 8 Z. 6 Lin. breit. Der Schnabel oben hornschwärzlich, Füße hellhornfarben, der Augenstern hellbraun, der olivengraue Oberkörper schwarzbraun gefleckt, die Steuer- und Schwungfedern schwarzgrau, heller gesäumt, der Schwanz stark zugerundet, der weißliche Unterkörper an dem Kropfe und der Oberbrust rostgelbgrau, mit dunklern Längefleckchen, die Seiten olivengrau mit braunen Schaftstrichen. Dieser Vogel bewohnt die Ebenen Deutschlands, besonders da, wo Gebüsch auf feuchtem Boden steht, kommt im Herbst in die mit Kräutern bewachsenen Graben und Gärten, singt schwirrend, fast wie die grüne Heuschrecke, daher obiger Name. Seine Nahrung sind Insekten. Man fängt ihn in Schlagnetzen. Erhält in der Gefangenschaft Nachtigallenfutter und Mehlwürmer.

13. **Die Sumpfmeise** (Parus palustris Linn.). Ein eben nicht ansehnliches Vögelchen, 5 Z. 6 Lin. lang und 8 Z.

3 Lin. breit. Der Schnabel, die große Kopfplatte und ein kleiner Kehlfleck schwarz, der Augenstern braun, Füße tiefbleigrau, der ganze Oberkörper, Flügel und Schwanz mäuse=, der Unterkörper weißgrau, an den Seiten hellgrau, an den Wangen weiß. Beim Weibchen ist die Kopfplatte kleiner. Diese Vögel bewohnen in einem großen Theile Europas die Gärten, baumreiche Fluß= und Teichufer und andere mit Laubbäumen besetzte Stellen, und streichen im Herbst und Winter. Sie fressen außer verschiedenen Insekten und deren Larven mehrere ölige Sämereien. Ihr Lockton und Gesang ist stark, durchdringend und angenehm. Man hält sie in der Gefangenschaft wie die Kohlmeise, fängt sie mit Sonnenblum= und Hanfkörnern mit Leimruthen und in Sprenkeln.

14. **Die Tannenmeise** (Par. ater). Ist nur 5 Z. lang und 8 Z. 2 Lin. breit. Der Schnabel ist mattschwarz, der am Nacken mit weißem Mittelstreif gezierte Oberkopf und der Vorderhals glänzend dunkelschwarz, der Rücken aschblaugrau, der Schwanz mit 2 weißen Binden besetzt. Flügel dunkelgrau, Brust und Bauch grauweiß. Dieser Vogel bewohnt die gebirgigen deutschen und nordischen Nadelwälder, streicht und wandert im Winter in Gesellschaft seines Gleichen, der Haubenmeisen, Goldhähnchen und anderer, frißt außer Insekten, deren Puppen, Larven und Eiern auch gern Tannensamen. Man fängt ihn auf Meisenhütten und mit Leimruthen und giebt ihm in einem enggitterigen Käfig außer Nachtigallenfutter Tannensamen. Er ist lustig und munter und hat einen artigen Gesang, beißt auch, wie die Finkenmeise, schwächern Vögeln den Kopf auf. Sie legen an 11 Eier.

15. **Die Haubenmeise** (Par. cristatus Linn.). Die Kopfzierde, einer kleinen Grenadiermütze nicht unähnlich, zeichnet sie vor allen andern Meisen aus. Sie ist 5 Z. 4 Lin. lang und 8 Z. 5 Lin. breit. Der Schnabel ist hornschwarz, der Augenstern schön hellbraun, Füße bleifarben; der Federbusch, fast 1 Z. lang, besteht aus spitz zulaufenden Federn, wovon die stumpfen weiß, die größern schwarz und mit weißen Kanten geziert sind; die Stirn ist weiß und schwarz geschuppt, die Wangen sind hellasch=

grau, von unten und hinten schwarz eingefaßt, im Nacken ist ein schwarzer Fleck, der wie ein Halsband den Hals umschließt und sich vorn an der Brust mit dem schwarzen Vorderhalse und der Kehle vereinigt; der Rücken ist röthlich grau, Brust und Bauch sind weißlich, die Seiten röthlich, Flügel und Schwanz braungrau. Das Weibchen hat eine weniger hohe Haube. Diese Vögel leben in Schwarzwäldern, wo sie gern tief im Gebüsch umherkriechen. Man fängt sie auf Meisenhütten, auch mit Leimruthen. Jung gefangen lassen sie sich an das Nachtigallenfutter gewöhnen. Ihr Gesang ist unbedeutend.

16. **Das Goldhähnchen** (Motac. regulus). Unter allen europäischen Vögeln der kleinste. Seine Länge beträgt 3½ Z., wovon der Schwanz 1½ Z. wegnimmt. Die Nasenlöcher sind mit einer kammartig zerschlissenen Feder bedeckt; der Augenstern ist schwarzbraun, die Füße hellbraun, die Stirn braungelb; von den Schnabelecken bis zum Auge geht ein schwarzer Streif, über die Augen ein weißer, und unter demselben steht ein weißer Punkt; der Scheitel ist saffrangelb, an den Seiten goldgelb eingefaßt und vorn und an den Seiten mit einem schwarzen Bande umgeben; die Wangen sind aschgrau, die Seiten des Halses grüngelb, der Rücken, die Schultern und der Steiß zeisiggrün, die Kehle gelblichweiß, der übrige Unterleib schmutzigweiß, die Deckfedern der Flügel schwarzgrau, mit gelblichen Kanten an der schmalen Fahne. Das Weibchen hat bloß einen goldgelben Scheitel. Brehm hat mehrere Arten unter ihnen heraus gefunden, z. B. das saffranköpfige, das feuerköpfige u. s. w. Sie sind weit verbreitet und wohnen vorzüglich in Nadelwaldungen. In den nördlichen Gegenden sind es Zugvögel. Ihre Nahrung besteht aus Insekten und deren Eiern. Mit noch halb lebenden Fliegen gewöhnt man sie an das Nachtigallenfutter; von Rübsamen und Leindotter sterben sie. Ihr Nest machen sie an das äußerste Ende eines Nadelbaums aus Moos und Puppenhülsen; man findet darin 9 erbsengroße, blaß fleischfarbene Eier. Die Jungen lassen sich mit zerhackten Mehlwürmern, Fliegen, Ameiseneiern und etwas Semmel, in Milch

geweicht, leicht aufziehen, sie müssen aber schon etwas flügge sein. Man fängt sie mit Leimruthen, die man an einen langen Stock macht und die Vögel damit berührt, denn sie sind nicht scheu. Ihr Lockton ist: zitt, zitt! Man hält sie im Glockenbauer, in den man Fichtenreiser steckt. Ihre Stimme ist sehr fein. Die Landleute halten diese Vögel oft in der Stube, damit sie die Fliegen wegfangen, und geben ihnen dann wieder die Freiheit.

17. **Der weißschwänzige Steinschwätzer** (Saxicola oenanthe Bechst.). Ist 6 Z. 10 Lin. lang und 13 Z. breit. Beim Männchen ist im Frühling der Augenstern braun, der Schnabel, die Füße, Kopfseite, Flügel und die vordere Schwanzhälfte schwarz, die Stirn, ein Streif über dem Auge und die hintere Schwanzhälfte weiß, der Oberkörper aschgrau, der Unterkörper rostgelblich, der Bauch weiß. Das alte Männchen hat im Herbst einen rostfarbigen Anflug auf dem Ober- und einen ins Hellrostfarbige ziehenden Unterkörper. Die Weibchen und jungen Herbstvögel zeigen einen rostfarbigen Oberkörper und einen rostgelbgrauen Unterkörper. Dieser Vogel bewohnt den größten Theil von Europa, ist sehr unruhig, scheu und flüchtig, nährt sich von Käfern, Insektenlarven, Raupen u. dgl., und nistet in Löchern und Steinhaufen. Man fängt ihn mit dem Schlaggärnchen mit Mehlwürmern, auch Leimruthen, die man dahin legt, wo er oft hinkommt. Er gewöhnt sich schwer an die Gefangenschaft. Jung aufgezogen giebt man ihm Nachtigallenfutter. Sein Gesang ist nicht sonderlich, sein Lockton: hittack, tack. Frei umherlaufend in der Stube nimmt er sich noch am besten aus.

18. **Der Kirschkernbeißer** (Loxia coccothraustes Linn.). Der große Schnabel und die an den breiten Spitzen ausgezackten mittlern Schwungfedern zeichnen diesen Vogel aus. Er ist dabei 8 Z. lang und 14 Z. breit, kurz gebaut und sieht deshalb auch plump aus. Beim alten Männchen ist der Schnabel im Sommer dunkelperlblau, im Winter horngelblichweiß, der Augenstern stets röthlich, die Kehle, ein Band um den Schnabel, ein Theil der

Flügel und die Seiten der hintern Schwanzhälfte dunkelschwarz, der Kopf gelbbraun, der Nacken aschgrau, der Mantel braun, auf den Flügeln ein weißliches Band, der Unterkörper kastanienbraungrau. Beim Weibchen ist der Oberkopf gelblichgrau, der Oberflügel größtentheils silberfarbig und der Unterkörper grau. Dieser Vogel lebt in den europäischen Laubhölzern und Gärten da, wo Kirschbäume in der Nähe sind, denen er gut zuspricht. Er wandert und streicht im Winter, und in der kalten Jahreszeit sieht man in Deutschland fast lauter Männchen und auf Sardinien fast lauter Weibchen; ist listig und scheu, schreit its, zieh, frißt die Kerne der Kirschen, Weiß- und Rothbuchen, die er mit großer Leichtigkeit aufknackt, außerdem Kohl- und andere Sämereien, auch Käfer und Baumknospen. Man fängt ihn auf dem Heerde, in den Dohnen und im Winter unter einem Schlaggärnchen, unter welches man Hanf streut. In der Gefangenschaft, die er leicht erträgt, bekommt er Hanf und Rübsamen. Vor seinen Schnabelbissen hat man sich aber sehr zu hüten. Sein Gesang besteht aus klirrenden und schnarrendeu Tönen und ist sehr unbedeutend.

19. **Der Steinsperling** (Fringilla petronia). Ist der größeste unter den europäischen Sperlingen, 7 Z. 4 Lin. lang und 13 Z. breit. Bei den Alten ist der Schnabel oben horn-, unten wachsgelb, der Augenstern hellbraun, die Füße grau oder horngelb, der ganze Oberkörper sperlingsfarben, über dem Auge ein grauweißer, oben und unten mit Braun eingefaßter Streif; der grauweiße, dunkel schattirte Unterkörper hat einen schwefelgelben Gurgelfleck, der beim Männchen schöner als beim Weibchen und Jungen ist. Dieser Vogel findet sich am Rhein, jedoch nicht häufig, auch im Saalthale trifft man ihn an, häufiger im südlichen Europa, ist übrigens sehr scheu und flüchtig, frißt Insekten, Kirschen, ölige und mehlige Sämereien. Im Winter fängt man ihn unter dem Netze. Man giebt ihm Hanf und Hafer, zuweilen auch einen Mehlwurm. Bald gewöhnt er sich an die Gefangenschaft. Sein Gesang ist unbedeutend, zirpend und zwitschernd.

20. **Der Bergfinke** (Fringilla montifringilla Linn.). Die Länge beträgt 7 Z., die Breite 11 — 12 Z. Beim alten Männchen ist im Frühjahr der Schnabel hinten gelblich, vorn hornbräunlich, der Augenstern braun, Füße hornfarben, der Oberkörper glänzend schwarz, der Bürzel und 2 Binden auf dem Flügel weiß, die Schultern, der Vorderhals und die Oberbrust orangenrostfarben, der übrige Unterkörper rein weiß. Bei den Weibchen, so wie bei den Jungen sind die Farben matter. Dieser Vogel kommt aus dem Norden jährlich in großen Schaaren nach Deutschland, schreit: jäck, oder jack, jack! auch quäk, daher sein Name Quäker, ist wenig scheu. Seine Nahrung besteht in einer Menge öliger Sämereien; er ähnelt im Nestbau und der Farbe der Eier dem Edelfinken, wird wie dieser gefangen, und hat auch den jenem eignen Lockton: jörk! aber einen schlechten Gesang, der in eignen zirpenden und immer schnarrenden weit hörbaren Tönen besteht. Man behandelt ihn wie den Edelfinken, kann ihn auch frei in der Stube umherlaufen lassen.

21. **Der Leinfinke** (Fring. linaria). Beim ausgefärbten Männchen ist der Schnabel wachsgelb, an der Spitze dunkel hornfarben, der Augenstern und die Füße braun, der Vorderkopf dunkelkarminroth, der übrige Oberkörper bis zum blaßrothen Bürzel braun mit hellern Federkanten, die schwärzlichen Schwung- und Steuerfedern grau gesäumt, auf den Flügeln 2 helle Binden; der weiße Unterkörper hat eine schwarze Kehle und an dem Vorderhalse, der Oberbrust und den Seiten ein blasses Karminroth, welches dem Weibchen fehlt. — Diese Vögel bewohnen die Birkenwälder des Nordens der alten Welt und kommen in manchem Winter zu Tausenden nach Deutschland auf Erlen und Birken, deren Samen sie fressen; so fressen sie auch Brennessel- und andern Samen. Sie sind wenig scheu. Man fängt sie in Menge auf der Locke und auf Leimruthen, läßt sie dann frei umherlaufen oder sperrt sie in einen Vogelbauer, füttert sie mit Sommerrübsamen und erfreut sich an ihrem angenehmen Lockton: toi! Wegen der Töne: schütt, schütt, tschett, tschett! haben sie in Nord-

deutschland den Namen: Tschettchen erhalten. Ihr Gesang ist eigentlich ein Zwitschern, das durch einen schnarrenden, starken Ton unterbrochen wird. Sie sind übrigens sehr zutraulich, was sie recht angenehm macht, auch lassen sie sich zur Fortpflanzung bringen.

22. **Die Hausschwalbe** (Hirundo urbica Linn.). Sie ist etwas kleiner als die Rauchschwalbe, 6 Z. lang und 12 Z. breit. Bei den Alten ist der Schnabel schwarz, der Augenstern braun, der Oberkörper glänzend blauschwarz, der Bürzel, ganze Unterkörper und die Füße mehlweiß. Die Weibchen sind weniger schön, als die Männchen. Im Herbst ist der Bürzel grau und der Unterkörper grauweiß. Diese Vögel leben in den Städten und Dörfern von einer Menge fliegender Insekten, besonders Käferchen. Sie bauen ein künstliches Nest von Erde, das einen engen Eingang hat und mit Federn ausgefüttert ist. Diese und die andern Schwalbenarten werden im Herbst von unsern Salzsiedern zu vielen Schocken gefangen und verspeist. Die man indessen im Bauer halten will, muß man jung aufziehen. Man behandelt sie wie die Rauchschwalbe. So läßt sich auch die Uferschwalbe (Hir. riparia) aufziehen und im Bauer halten, doch mehr der Curiosität, als des Vergnügens wegen, da sie weder durch Gesang, noch Schönheit des Gefieders die Sorgfalt ihrer Wartung belohnen.

Es mögen nun einige der Vögel folgen, die als einheimische die Aufmerksamkeit der Beschauer auf sich ziehen. Sie entbehren des eigentlichen Gesanges, haben nur einzelne Locktöne, prangen aber zum Theil mit schönem Gefieder.

1. **Die Blauracke, Mandelkrähe** (Coracias garrula Linn.). Ist einer der schönsten deutschen Vögel, 13 Z. 9 Lin. lang und 27 Z. 6 Lin. breit. Der dicke, hakenförmig gebogene Schnabel ist schwarz, die nackte Stelle um das Auge und die kurzen Füße horngelblich, der Kopf, Hinterhals und Unterkörper vom weißen Kinn an glänzend blaugrün mit hellen Schaftstreifen, der Rücken, die Schulter- und hintern Schwanzfedern hellzimmetbraun,

der ausgebreitete Oberflügel halb blaugrün, halb blauschwarz, der Unterflügel halb hellgrün, halb lichtstahlblau, der Bürzel indigblau, an der äußern Steuerfeder ein wenig spießartig. Das Weibchen ist etwas weniger schön als das Männchen; die Herbstvögel haben unscheinbare Farben. Dieser Vogel bewohnt das mittlere Europa, besonders die sandigen und ebenen, an Eichenwäldern reiche Gegenden mancher Länder, ist sehr scheu und lebt meist von Insekten.

Alt gefangen werden sie nicht zahm und nehmen auch kein Futter an; die Jungen aber lassen sich mit Rinderherz und Insekten auffüttern und dann mit dem Universalfutter oder eingeweichter Semmel erhalten, werden aber doch nicht so schön, als in der Freiheit. Weder ihr Betragen, noch ihr rack, rack! oder kräh, kräh! kann sie empfehlen, also nur ihre Schönheit und daß sie auch Worte nachsprechen lernen.

2. **Der europäische Bienenfresser** (Merops apiaster Linn.). Ist 10 Z. 6 Lin. bis 11 Z. lang und 17 Z. bis 18 Z. breit. Der etwas bogenförmige Schnabel ist schwarz, der Augenstern roth, die kurzen Füße braungrau, der Scheitel, Nacken und Hinterhals hellkastanienbraun, der Rücken und die Schultern grünlichstrohgelb, die Oberflügel in der Mitte hellzimmetbraun, übrigens grün, der Schwanz, dessen beide mittlern Steuerfedern 1 Z. weit spießartig vorstehen, bläulichgrasgrün, die Kopfseiten schwarz, die Kehle blaßgoldgelb, unten mit einem dunkelgrünen Bande eingefaßt, der übrige Unterkörper blaugrün. Die Weibchen sind weniger schön. Dieser Vogel bewohnt das südliche und südöstliche Europa, fliegt ungemein schön und schnell, ächt schwalbenartig, und fängt fliegende, auch stechende Insekten, die letztern mit dem Stachel, ohne daß sie ihm etwas schaden. Man giebt ihm Ameiseneier und Rinderherz und hält ihn paarweise, wo er dann auch einen unbedeutenden, einfachen, kurzen Gesang hören läßt, welcher mit krah, krah! anfängt und mit zi, zoh! endigt. Rohes, wurmförmig geschnittenes Rinderherz frißt er gern; man mischt es mit unter sein Nachtigallenfutter.

3. **Der europäische Eisvogel** (Alcedo ispida Linn.). Ist 8 Z. lang und 12 Z. breit. Bei den Alten ist der große, gerade, vierseitige und lange Schnabel hornschwarz, an der Wurzel der untern Kinnlade grauroth, der Augenstern braun, die sehr kurzen Füße mennigroth, die äußere Zehe mit der mittlern bis ans erste Gelenke verwachsen, der grüne Kopf lasurblau gebändert, hinter dem Auge ein rostfarbiger und weißer Fleck, der Rücken und Bürzel strahlend lasurblau, der Oberflügel und ein Streif neben der Kehle dunkelgrün, lasurblau gefleckt, der äußerst kurze Schwanz dunkelblau, der Unterkörper von der gelblichweißen Kehle an hochrostroth. Das Weibchen ist weniger schön. Dieser Vogel bewohnt die deutschen Bäche und Flüsse und lauert auf Steinen und Pfählen oder andern erhabenen Orten den kleinen Fischen, seiner Hauptnahrung, auf, welche er, sowie die großen Wasserkäfer, Libellen und Blutegel, geschickt zu fangen weiß. Man fängt ihn in Sprenkeln, die man 1 F. hoch über das Wasser an seine Lieblingsplätzchen aufhängt; man bindet einen Faden daran, um beim Herabfallen ihn gleich ans Land ziehen zu können. In seinen Behälter setzt man ein Gefäß mit Wasser, worin sich anfänglich kleine lebende Fische befinden, dann erhält er auch todte und endlich gewöhnt man ihn an Fleisch. Jung gewöhnt er sich leichter an den Käfig; man füttert ihn mit Semmel und Milch auf und giebt ihm dann und wann Fische und Fleisch. Ihm geht es indessen wie dem Bienenfresser, den nur sein schönes Gefieder empfiehlt.

4. **Der Wiedehopf** (Upupa epops Linn.). Dieser niedliche Vogel zeichnet sich durch seinen langen, schwachen, sanft bogenförmigen Schnabel, schönen, 2 Z. 6 Lin. langen, oft fächerförmig ausgebreiteten Federbusch, seine kurzen Füße und bunte Zeichnung aus. Seine Länge beträgt 12 bis 13 Z., seine Breite 18 Z. 6 Lin. bis 20 Z. Schnabel und Füße sind dunkelhornfarben, der Augenstern braun, der Federbusch dunkelrostgelb mit schwarzen Federspitzen, der lehmfarbige Oberkörper auf dem Mittelrücken, den Schultern und Flügeln schwarz und gelblichweiß in

die Quere gestreift, der schwarze Schwanz mit einer breiten, weissen, halbmondförmigen Binde, der hochlehmfarbige Unterkörper an den Seiten des weißen Bauches mit schwarzen Längeflecken. Das Weibchen hat schmutzigere Farben. Dieser Vogel bewohnt verschiedene Striche unseres Vaterlandes. Die von Flüssen durchströmten, an Laubhölzern oder Bäumen reichen Gegenden liebt er vorzüglich. Er ist sehr scheu, vorsichtig und furchtsam, schreit: hup hup! frißt eine Menge Insekten und deren Larven. Man fängt ihn da, wo er sich aufhält, mit Leimruthen, woran ein Mehlwurm befestigt wird. Alt gefangen geht er schwer an das Futter; man zieht ihn daher lieber jung auf mit Semmel und Milch, Insekten und klar geschnittenem Fleische, wo er dann auch sehr zahm wird. Der lange Schnabel und die kleine kurze Zunge macht, daß er alles in die Höhe werfen muß, um es dann in der Mitte seines Schnabels aufzufangen; fällt es auf die Spitze, so muß er die Arbeit von neuem beginnen, denn nur dann, wenn er es in der Mitte des Schnabels zu fassen vermag, kann er es in den Schlund hinabbringen. Etwas große Stücken Fleisch sucht er, bevor er sie hinabwirft, mit dem Schnabel zu zerkleinern. Mehlwürmer, rohes und gekochtes Fleisch und grob geschnittene harte Eier fraß ein jung aufgezogener gern, sonst erhielt er auch Nachtigallenfutter. Durch seine unbequeme Art zu fressen, zerstreut er viel Futter und bringt viel Zeit beim Freßnapf zu. Er frißt auch Sand und wälzt sich gern, wie der Bienenfresser, darin herum; im Wasser badet er sich nie. Bei Freude und Zorn breitet er seine Krone aus, was sich sehr artig ausnimmt. Bisweilen läßt der gezähmte Wiedehopf einen zwitschernden, lang gezogenen Ton hören.

5. **Der europäische Seidenschwanz** (Ampelis garrula Linn. Bombycilla garrula Briss.). Sein seidenartiges Gefieder und die rothen Fortsätze der Federschäfte an den Schwungfedern zweiter Ordnung zeichnen ihn aus. Seine Länge beträgt 9 Z. und seine Breite 15 Z. Beim alten Männchen ist der hornschwarze Schnabel hinten hornweißlich, der Augenstern braunroth,

die Füße schwarz, der $1^1/_3$ Z. hohe spitzige Federbusch und das ganze Gefieder rothgrau, auf dem Bürzel und der Unterbrust aschgraulich, an dem Bauche weißlich, die Kehle, ein schmaler Streif an dem Schnabel und ein breiter durch das Auge schwarz, die meisten Schwung- und Steuerfedern schwarz, die letztern mit goldgelben, die erstern mit weißen Spitzen und einem gelben Flecken an den meisten Schwungfedern erster Ordnung und 3 bis 9 siegellackrothen an den Schwungfedern zweiter Ordnung, welche sich bei recht alten Vögeln auch an den Schwanzspitzen zeigen und den ein Mal vermauserten Weibchen ganz fehlen. Die Weibchen sind überhaupt nicht so schön als die Männchen. Diese Vögel bewohnen die nördlichen Länder Europas, namentlich Lappland, und sollen im Sommer fliegend Insekten fressen; in der Gefangenschaft thun sie es nie. Im Winter fressen sie bei uns lauter Beeren, besonders Wachholder-, Vogel- und Faulbeeren. Man hält sie in einem großen Käfig, dessen Boden mit Sand bestreut ist und der, da sie viel Unrath machen, oft gereinigt werden muß. Sie erhalten hier in Wasser geweichte Semmel und Beeren. Nur ihr schönes Gefieder und das Heben des Federbusches empfiehlt sie, nicht das zirpende, nur aus ein Paar Tönen bestehende Geschrei. Es sind Hauptfresser, die in einem Tage so viel verzehren, als ihr Körpergewicht beträgt, und da sie nicht gut verdauen und einiges unverdaut von ihnen geht, wird dies noch einmal verschluckt; daher kommt es denn auch, daß man den Käfig häufig reinigen muß, wenn sich nicht ein Gestank von ihm aus verbreiten soll. Geriebene gelbe Rübe und zerquetschten Hanf kann man ihnen als tägliche Nahrung geben. Sie trinken viel Wasser.

6. **Der Wendehals** (Jynx torquilla Linn.). Ist 8 Z. lang und 12 Z breit; seine Körpergestalt ist schlank, der Schwanz etwas lang. Er zeichnet sich durch seine gepaarten Zehen und seine lange, wurmförmige, spechtartige Zunge aus, weshalb man ihn auch zu den spechtartigen Vögeln zählt. Schnabel und Füße hornfarben, der rostfarbenaschgraue Oberkörper vom Scheitel bis zum Unterrücken mit einem breiten, schwärzlichen Längsstreif, übri-

gens mit schwärzlichen, rost- und hellbraunen Fleckchen auf Flügeln und Schwanz schön gebändert, der gelbliche Vorderhals mit braunen Wellenlinien, Brust und Bauch weißlich mit dreieckigen braunen Fleckchen. Beide Geschlechter sind schwer von einander zu unterscheiden. Dieser Vogel ist in Deutschland nicht selten, besonders da, wo die Flußufer mit Bäumen bewachsen sind. Er kommt spät und geht bald weg, schreit stark: gäh, gäh, gäh, gäh, gäh! in einem Tone fort. Seine Nahrung besteht aus Insekten, besonders Ameisen. Man fängt ihn beim Neste mit Leimruthen, auch mit dem Schlaggärnchen, gewöhnt ihn in der Gefangenschaft mit Ameiseneiern und Mehlwürmern an das Nachtigallenfutter und hat die Freude, ihn bald zahm und allerhand drollige Bewegungen machen zu sehen. Läuft er frei umher, so durchsucht er alle Ritzen mit seiner Zunge, mit der er die weichen Insekten anspießt.

7. **Die Schwanzmeise, Schneemeise, Teufelsbolzen** (Parus caudatus Linn.). Ein kleines, reich befiedertes Vögelchen, das einen sehr langen, stufenförmigen Schwanz hat, der weit länger als der Vogel ist. Seine Länge beträgt 6 Z. 4 Lin. bis 8 Z., die Breite 7 Z. 8 Lin. bis 8 Z. Der kurze Schnabel ist schwärzlich, inwendig vor dem Gaumen mit einer Erhöhung, der Augenstern hellbraun, der obere Augenliedrand schwefelgelb, Füße schwarzbraun, der Kopf und der an den Bauchseiten röthliche Unterkörper weiß, der schwarze Rücken an den Seiten röthlich, die schwarzen Flügel an den hintern Schwungfedern mit breiten, weißen Kanten und der schwarze Schwanz mit weißen Seiten. Die Jungen haben pfirsichrothe Augenlieder, an den Kopfseiten und auf dem Rücken mattes Schwarz, auf der Kopfplatte und dem Unterkörper mattes Weiß. Diese Vögel leben in den deutschen Nadel- und Laubhölzern, Gärten und an andern baumreichen Stellen, schreien: si, si, si, tirr, tirr! nähren sich nur von Insekten, bauen ein schönes, auswendig mit Moos belegtes, inwendig mit Federn ausgefüttertes Nest, in dem 8—17 weiße, zart roth gepunktete Eier liegen. Man fängt sie auf dem

Meisentanze, dem Tränkheerde rc. und bringt sie paarweise in enggitterige Käfige, wo sie des Nachts dicht neben einander schlafen. Oft überschlägt sich der eine unter der Sitzstange und ätzt den andern, welcher oben darauf sitzt. Wenn sie mit einander spielen, lassen sie einen zärtlichen, wie zäck, zäck klingenden Lockton hören. Bei bevorstehendem Regen schreien sie unangenehm. Ihr gewöhnlicher Ruf ist: zi, zi, zi! stark und durchdringend. Der Gesang des Männchens ist unbedeutend. Sind die Jungen eingewöhnt, leben sie länger als die Wildfänge, die sich schwer gewöhnen. In ihr Futter muß man Ameiseneier und zerdrückten Hanf thun. Sie mausern im Juli und August.

8. **Die Bartmeise** (Par. biarmicus Linn.). Dieses niedliche Vögelchen ist 7 Z. 8 Lin. lang, 8 Z. 3 bis 9 Lin. breit und im ausgefärbten Kleide besonders durch die langen schwarzen Federbüschel, welche dem Männchen auf jeder Seite des Kinns herabhängen, ausgezeichnet. Das alte Männchen ist in der That ein schöner Vogel, und der lange, stufenförmige Schwanz nimmt sich gut aus. Der Schnabel und Augenstern gelb, Füße schwarz, der Oberkopf und die Ohrgegend sanft aschblaugrau, der Rücken und der auf den Seiten weißliche Schwanz hellzimmetbraun, die tiefgrauen Flügel an den hintern Schwungfedern schwarz, hellzimmetbraun und rostgelb eingefaßt, die Schulterfedern weißlich, der spitz zulaufende Knebelbart sammetschwarz, der weißliche Unterkörper sanft rosenfarben überflogen, an den Tragfedern hellzimmetbraun, die Wurzel der äußern Steuer- und die Unterschwanzdeckfedern schwarz. Das Weibchen hat zwar auch etwas verlängerte Federn neben dem Kinne, allein diese sind weiß; das übrige Gefieder weniger schön als beim Männchen. Diese Vögel bewohnen die ungeheuren Rohrstrecken der Seen, Moräste und Flüsse Deutschlands, Hollands, Polens, Rußlands und Ungarns und streichen im Winter. Sie leben von dem Samen des Rohrs und der Sumpfpflanzen, verzehren auch viele Insekten und bauen ein schönes, beutelförmiges, mit einem Eingangsloche versehenes Nest, in dem man 5—8 weiße, röthlich und braunroth

gefleckte Eier findet. An den Ufern des Salzsees, im Mansfeldi-
schen, hat man sie auch öfters geschossen. Aus Holland bringt
man sie nach dem nordwestlichen Deutschland, aus Ungarn nach
Wien. Man hat sie in Stuben zur Paarung gebracht, wo sie
auch Eier legten, sie aber nicht ausbrachten. In Ungarn soll man
sie wie unsere Meisen auf der Locke fangen. Es sind sehr zärt-
liche Vögel; beim Schlafen deckt immer einer den andern, ge-
wöhnlich das Männchen sein Weibchen mit dem einen Flügel, so
weit es mit diesem reichen kann. Sie schnäbeln sich beständig,
putzen sich wechselseitig und, springt das Weibchen allein von der
Sitzstange, so ruft es das Männchen oft laut, das fast wie er-
zürnt klingt: tschin, tschin! Sie baden sich gern, doch immer
einer nach dem andern. Man gewöhnt sie im Käfig an Nachti-
gallenfutter, zu dem man Mohn- oder noch besser Rohrsamen
mischt. Sie leben indessen nicht lange. Man giebt ihnen auch
Flußsand in den Bauer, den sie gern fressen.

9. **Die Blaumeise** (Parus coeruleus Linn.). Ist 5 Z.
bis 5 Z. 7 Lin. lang und 8 Z. 4 Lin. bis 9 Z. 4 Lin. breit. Bei
den Alten ist der Schnabel hornschwarz, Augenstern braun, Füße
bleigrau, die Stirn, ein Streif über den Augen und die Kopf-
seiten weiß, der Scheitel schön hellblau, was hinten durch ein
weißes Querband von dem dunkelblauen Halsbande getrennt ist,
auf dem Hinterhalse steht ein weißer Fleck, Schwung- und Steuer-
federn schön hellblau, auf den Flügeln steht eine weiße Binde, die
hintern Schwungfedern haben weiße Spitzen, der Rücken ist grau-
blau, der blaßgelbliche Unterkörper hat einen dunkelblauen Kehl-
fleck, Halsring und Brustſtreif. Das Weibchen ist minder schön.
Man findet diese Vögel, als die schönsten der deutschen Meisen,
in den Wäldern, in Gärten, an baumreichen Fluß-, Bach- und
Teichufern und andern baumreichen Orten. Sie wandern im Win-
ter, besuchen Birken und Erlen des Samens wegen, suchen auch
andere Sämereien auf und fressen Insekten, deren Larven und
Eier. Man fängt sie auf Meisenhütten und in Sprenkeln und
nährt sie mit Nachtigallenfutter; die alt gefangenen leben jedoch

nicht lange, länger die jung aufgezogenen. — Hierher gehört auch noch die Lasurmeise (Par. cyanus Path.). Der Oberkopf weiß, am Nacken ein lasurblaues Querband, der Oberleib hellblau, der Unterleib weiß, die hinteren Schwingen und die großen Flügeldeckfedern lasurblau mit großen, weißen Enden. Sie leben im nördlichsten Europa und nähren sich von Insekten, deren Larven und Eiern; auch fressen sie Sämereien.

10. **Die Beutelmeise** (Parus pendulinus Linn.). Dieses artige Vögelchen bildet den Uebergang von den Meisen zu dem Goldhähnchen. Seine Länge beträgt 4 Z. 6 Lin. bis 5 Z., die Breite 7 Z. bis 7 Z. 6 Lin. Beim Männchen ist der Schnabel schwarz, Füße schwarzblau, Stirn- und Kopfseite dunkelschwarz, Kopf und Nacken aschgrau, der Mantel graulich rostfarben, die Schwung- und Steuerfedern schwärzlich, die hintern der ersteren und alle letzteren auf beiden Fahnen weißlich gekantet, der weißliche Unterkörper auf der Brust rosenroth überflogen. Das Weibchen hat stets weniger Schwarz an der Stirne und den Kopfseiten. Sie leben im östlichen Europa, in Rußland, Polen und Ungarn an den mit großen Rohrwäldern und Gebüsch bewachsenen See- und Flußufern und Morästen, streichen im Winter und leben von Insekten und Rohrsamen, bauen ein sehr künstliches und von verschiedenen Pflanzenstoffen zusammengefilztes beutelförmiges (daher ihr Name) mit einem engen oft röhrenförmigen Eingange versehenes Nest, an Zweigen oder Rohr (S. Naum. Naturg. der deutschen Vögel Bd. IV. S. 113 Taf. 97). Die Polen benutzen es zu Schuhen für Kinder, indem sie nur die Oeffnung erweitern, so daß das Füßchen hineingesteckt werden kann. Die Gefangenen klettern viel am Gewölbe des Käfigs herum, so wie an ihren Sitzstangen und gewähren dadurch dem Beobachter Vergnügen. Man füttert sie mit Ameiseneiern, untermengtem Nachtigallfutter.

11. **Der Sumpfstrandläufer, Renomist, Kampfhahn** (Tringa pugnax Linn.). Gehört mit dem folgenden zu den Sumpfvögeln. Dieser Vogel hat viel Merkwürdiges; so ist

das Männchen fast noch einmal so groß als das Weibchen, dabei hat es eine breite, aus starken, oft über 3 Z. lange Federn bestehende Halskrause, welche es im Frühjahr und Vorsommer trägt. Kein wilder Vogel hat wohl eine größere Verschiedenheit in dem Gefieder als dieser in der Halskrause. Im Frühlingskleide hat das mehrjährige Männchen gelbe Wangen, Schnabel und Füße gelbgrün oder grünlichgelb, der Augenstern braun, das Gefieder höchst verschieden gezeichnet; denn die Krause ist bald hell, bald dunkel gefärbt, schwarz, schwarzblau, schwarzgrün, dunkelrostbraun, rein weiß gekantet u. s. w. Die Brust und der Bauch haben entweder eine der Krause ähnliche, oder eine von ihr verschiedene Farbe, welche gewöhnlich der Zeichnung des Oberkörpers entspricht, die Schwanz- und Steuerfedern sind tiefgrau. Dem Herbstkleide fehlt die Krause und anstatt der Warzen bedecken Federn das Gesicht, in dem nur noch wenig Spuren des Frühlingskleides sichtbar sind. Der Unterkörper ist grauweiß. Die Weibchen tragen zuweilen im Frühjahr noch das reine Herbstkleid, oft aber ist der Unterkörper größtentheils rostbraun, rostroth oder rostfarben, schwarz gefleckt. Diese Vögel bewohnen die sumpfigen Weideplätze des nördlichen Deutschlands und anderer gemäßigten Länder, z. B. Holland, wo die Männchen im Frühjahr fast den ganzen Tag auf gewissen Plätzen mit einander kämpfen. Sie ziehen im Herbste und nähren sich von Insekten, deren Larven und Würmern. Man fängt diese Vögel auf ihren Kampfplätzen, auf welchen jedes Männchen seinen bestimmten Standort hat, mit Laufschlingen und läßt sie in der Stube mit verschnittenen Flügeln frei umherlaufen, oder steckt sie in ein großes Gitter. Sie werden bald zahm und halten sich bei Semmel und Milch, Hirse, Gerste, Kartoffeln und einigen Mehlwürmern recht gut.

12. **Das gefleckte (mittlere) Rohrhuhn** (Rallus porzana Linn.). Die Länge dieses artig gezeichneten Vogels ist 10 Z., die Breite 16 Z. Bei den Alten ist der Schnabel hinten orangenroth, vorn graugrün, die Füße grasgrün, der Augenstern hellbraun, vorn über dem Auge ein weißer aschfarben ge-

punkteter Streif, der oben und unten von einem rußfarbigen eingefaßt ist; die Mitte des Oberkopfs und Nackens schwarz, mit ölgrauen Federrändern, der Oberkörper, der unter den Deckfedern fast versteckte Schwanz mit eingeschlossen, ist schwarz, mit ölbraunen und weißen Federkanten, weißen Punkten und Querstreifen, der Vorderhals und die Oberbrust aschfarben, auf dem Kopfe olivenbraun, mit weißen Tupfen, der übrige Unterkörper weiß, an den Unterschwanzdeckfedern rostgelblich, an den Seiten schön olivenbraun und weiß gebändert. Das Dunenkleid ist schwarz. Sie bewohnen die mit hohem Grase bewachsenen Ufer der Gewässer, die Moräste und sumpfigen Wiesen des mittlern Europa, können schwimmeu und tauchen, laufen außerordentlich schnell mit gerad ausgestrecktem Halse, fliegen aber schlecht und sind wenig scheu. Sie fressen Insekten, deren Larven, vorzüglich den Samen des Riedgrases und anderer Samengräser. Man fängt sie in Schlingen und im Wachtelgarn, läßt sie in der Stube umherlaufen, oder giebt ihnen ein großes Behältniß mit einem Wassergefäße, Hirsen, Semmel in Milch oder Nachtigallfutter. In der Stube liest dieser Vogel alles auf, wird sehr zahm und macht sich recht gut.

Anmerk. Als Stubenvögel ließen sich auch mehrere Tauben halten: als die Turtel- und Lachtauben, wovon wir indessen schon im vorletzten Hefte gehandelt haben, auf das wir demnach verweisen.

Vögel, welche sprechen lernen.

Wenn die erste Klasse des Thierreichs mehrere Thiere aufzuweisen hat, die dem Menschen nach innern und äußern Theilen als Säugethier nahe stehen und die andern Klassen sich dagegen weit entfernen; so hat dagegen die Klasse der Vögel einige, welche die gelernten Worte treu wieder geben und treu die vorgepfiffenen Lieder wiederholen. Auf diese Art stehen sie dem Menschen sehr nahe, indem weder der menschenähnliche Affe, noch sonst

ein anderes Thier aus dieser Klasse, so gelehrig es auch sein möge, doch noch nicht dahin gebracht worden ist, die menschliche Stimme so deutlich wie diese Vögel hervorzubringen. Das Ausland hat davon mehrere aufzuweisen und wir werden ihrer zuletzt noch gedenken. Doch auch das Vaterland ist daran nicht arm, und da theils Liebhaber sich daran ergötzen, theils auch Arme sich damit etwas verdienen können, mögen dazu einige Andeutungen hierbei folgen.

So wie unter der Klasse der Säugethiere es einzelne Genera giebt, die besonders lernfähig sind, so giebt es doch unter ihnen selbst einige Individuen, die sehr leicht, oder die dagegen schwer, auch wohl gar nichts lernen. Man suche daher hierzu nur fähige aus, was man beim Unterricht bald bemerken wird, wo möglich Männchen, nehme sie sehr jung aus dem Neste, denn je älter sie sind, desto schwerer lernen sie. — Man sperre sie ein, behänge auch den Bauer, während des Unterrichts, damit sie beim Anblick anderer Gegenstände, nicht zu sehr zerstreut werden. Nur eine Person sage dem Vogel die zu lernenden Worte vor, denn dadurch lernt er leichter. Man füttere den Vogel gut, doch so, daß er nicht zu fett wird. In beiden Fällen verliert er den Muth seine Geisteskräfte anzustrengen und lernt auf diese Art gar nichts.

Die hierher gehörigen zählt man meist zu den krähenartigen Vögeln. Sie sind alle leicht zu zähmen und sind in der Gefangenschaft mit Fleisch, eingeweichtem Brod und Gemüse gut und wohlfeil zu erhalten.

1. **Der Kolkrabe** (Corvus corax, Linn.). Dieser Vogel hat eine Länge von 25—27 Z. und eine Breite von 51—53 Z., einen sehr starken Schnabel und ein dunkelschwarzes, ins Grüne und Purpurfarbige schillerndes Gefieder. Es ist ein kühner, räuberischer Vogel, der das gefallene Wild im stärksten Dickicht ausspürt und alles Genießbare, junge Hasen und Vögel, Aas u. dergl. verzehrt. Er ist sehr vorsichtig und scheu und läßt sich schwer schießen. Er horstet auf Bäumen und Felsen. Jung

aufgezogen lernt er einige Worte täuschend nachsprechen, ohne ihm erst die Zunge zu lösen. In einem Gasthofe befand sich ein solcher, der frei umher flog. Man hatte ihn oft mit Stöcken geneckt, besonders die Kinder, denen er deshalb auch nachlief und ins Gesicht flog. Daher rief der Herr den Kommenden zu: Stock weg. Das hatte der Rabe sich sehr gut gemerkt, und rief daher allen Kommenden diese Worte entgegen. Daß die krähenartigen Vögel glänzende Sachen stehlen und verstecken, ist bekannt und hat das Sprichwort: stehlen wie ein Rabe, veranlaßt. Diesem allen geht man dadurch aus dem Wege, daß man sie in einem großen Käfig hält und mit Abgängen vom Tisch und aus der Küche unterhält.

2. **Die Rabenkrähe** (Corv. corone Linn.). Dieser Vogel ist dem vorigen an Gestalt, Farbe, Nahrung sehr ähnlich, doch weniger gelehrig. Er raubt junges Federvieh, sein Schnabel ist aber nicht so stark als beim vorigen, wird auch nur 19 bis 21 Z. lang und 38—42 Z. breit.

3. **Die Nebelkrähe** (Cor. cornix Linn.). Bei diesem Vogel ist der Kopf, Flügel, Schwanz und Vorderhals schwarz, das Uebrige hellaschgrau. Er bewohnt das nördliche und nordöstliche Deutschland. Besucht uns besonders im Winter. Die Nahrung hat er mit Vorigem gemein. Ist weniger gelehrig als der Vorige.

4. **Die Dohle, Thurmdohle** (Corv. monedula Linn.). Dieser Vogel ist 14—15 Z. lang und 29—30 Z. breit, am Hinterkopfe und Nacken aschgrau, übrigens auf dem Oberkörper blau und auf dem Unterkörper grauschwarz mit weißlichem Augenstern. Es ist ein possirlicher Vogel, der auf Thürmen und hohen Gebäuden, auch in Menge auf Bäumen von Insekten, deren Larven und Getreide lebt. Die Dohle läßt sich leicht zähmen, lernt, jung aufgezogen, sprechen, doch nicht so deutlich als der Kolkrabe, und läßt sich leicht zum Aus- und Einfliegen gewöhnen. Sie nimmt mit Fleisch, Brot u. dgl. verlieb.

5. **Die Elster** (Corvus pica Linn.). Sie zeichnet sich durch ihren stufenförmigen langen Schwanz aus und ist daher auch 17 bis 20 Z. lang und 24 bis 26 Z. breit. Am Kopfe, Halse, Kropfe und Rücken dunkelschwarz, auf den Flügeln glänzend blau-, auf dem Schwanze grünschwarz mit Purpurschiller, an der Unterbrust und dem Bauche weiß. Sie lebt gern in der Nähe der menschlichen Wohnungen, wo sie das junge Hausgeflügel für sich und ihre Jungen stiehlt, ist listig und vorsichtig, hält sich auch zuweilen in Nadelwäldern auf, ist gern in kleinen Gesellschaften, ähnelt in der Nahrung den Krähen und baut ein mit Dornen bedecktes Nest, meist sehr hoch und unzugänglich. Sie ist leicht zu zähmen und nicht schwer zum Aus- und Einfliegen und zum Nachsprechen menschlicher Worte zu gewöhnen; bisweilen verwechseln sie dieselben auf eine auffallende Art. Wir besaßen eine, die ein Mann im Unterricht gehabt hatte. Sie sprach: „Jacob, gnädige Frau" sehr deutlich. Bisweilen setzte sie das gnädig vor und sagte: „gnädiger Jacob."

6. **Der Holzschreier, Eichelheher** (Corv. glandarius Linn.). Dieser schöne Vogel ist 15 bis 16 Z. lang und 23 bis 24 Z. breit, mit hornschwarzem Schnabel, hellhornfarbigen Füßen, blaßröthlichem Augensterne, weißem After und Bürzel, schwärzlichen Flügeln; die Scheitelfedern sind lang und können als eine Holle oder Federbusch aufgerichtet werden; die Federchen desselben haben in der Mitte einen schwarzen, lanzenförmigen Fleck; die Zügel sind gelblichweiß, schwarz gemischt, und von der untern Kinnlade läuft ein länglicher schwarzer Fleck neben der weißen Kehle herab; der Hintertheil des Kopfes und Halses ist bleichbraunröthlich oder schmutzigpurpurfarben mit Aschblau überlaufen, der Rücken hat gleiche Farbe, nur dunkler. Alle kleinen Federn sind zerschlissen und so weich wie Seide anzufühlen. Am schönsten erscheint die Zeichnung des Afterflügels und der Oberflügeldeckfedern erster Ordnung. Diese sind nämlich mit hell- berliner- und schwarzblauen Querbinden durchzogen. Seine Stimme ist kreischend, woher obiger Name; sie zeigt den sonst schlauen Vogel in den Laub- und

Nadelhölzern an. Er macht auch, wie der Würger, die Stimme anderer Vögel nach. Die Alten werden fast nie zahm, dagegen lernen die jung aufgezogenen Melodien nachpfeifen und menschliche Worte nachsprechen. Man füttert die Jungen mit Semmel in Milch gequellt auf. Die Alten fressen im Sommer Regenwürmer, Insekten, deren Larven und Puppen, die sie unter dem Moose aufsuchen, kleine Frösche, Vogeleier, junge Vögel, Mäuse und allerlei Obst und Beeren; im Herbst und Winter Haselnüsse, Eicheln, Bucheckern und allerlei Waldfrüchte. Bei gutem Herbstwetter tragen sie sich sogar davon Vorrath ein; fressen auch Getreide. Ihr Fleisch ist schmackhaft. Man schießt sie, fängt sie bisweilen auch in Dohnen, vorzüglich aber in dazu eingerichteten Heherhütten (s. Bechstein Gemeinnütz. Naturgeschichte, Deutsch. Bd. II. S. 1252 ist dieser Fang genau beschrieben), auch in Sprenkeln, wenn man einen Büschel Haselnüsse vorhängt. In der Gefangenschaft erfreuen sie uns durch ihre Schönheit und ihr drolliges Wesen.

7. **Der bunte Staar, Staarmatz** (Sturnus vulgaris Linn.). Dieser Vogel wird in der Nähe von Halle in großen Schlagnetzen zu Schocken jährlich gefangen und verspeist. Seine Länge beträgt 9 Z. 6 Lin. und seine Breite 17 Z. Bei den Alten ist im Frühjahre der Schnabel gelb, der Augenstern hellbraun, die Füße hellkastanienbraun, das ganze Gefieder schwärzlich mit starkem Grün- und Purpurschiller, an den Schwung- und Steuerfedern, auf dem Rücken, Unterbauche und Unterschwanzdeckfedern mit kleinen dreieckigen spitzen Flecken. Das Weibchen hat weit mehr Flecken und weniger Glanz als das Männchen, und im Herbst ist der Schnabel schwarz und das ganze kleine Gefieder mit grauen und weißen Flecken bedeckt. Die Jungen sind grauschwarz, an der Kehle weiß, am übrigen Unterkörper weiß gemischt. Man trifft sie in Vorhölzern der Laub- und Nadelwälder, in Gärten und baumreichen Stellen an. Sie wandern und schlafen auf ihren Zügen gern im Rohre. Ihre Nahrung besteht in Insekten und deren Larven, besonders die Grillenarten suchen sie auf den

abgemähten Wiesen auf, ja Schafen und Schweinen suchen sie das Ungeziefer ab und verzehren es. Kirschen, Wein- und Faulbeeren fressen sie gern. Wo sie häufig sind, hängt man ihnen an Bäumen sogenannte Staarenhäuschen hin und nimmt dann die flüggen Jungen aus. Sie machen jährlich 2 Bruten. Die Jungen zieht man mit Semmel in Milch gequellt auf, worunter man Regenwürmer und Insekten mit mischen kann. Sie lernen nicht nur Lieder pfeifen, sondern auch Worte deutlich aussprechen. (Mehreres hierüber siehe in meiner Naturgesch. in getreuen Abbildgn. und ausführlicher Beschreibung: Vögel. S. 178. Leipz. 1835.) Im Herbst erscheinen sie oft in großer Menge und bisweilen wurden auch bei uns unter den Staaren mit gefangen: die rosenfarbige Drossel, die, wenn sie sich wie der Staar abrichten ließ, einen guten Uebergang von dieser zur vorhergehenden Abtheilung machen würde. Der Staar ist übrigens ein sehr possirlicher Stubenvogel, der sich dadurch und durch seine Gelehrigkeit empfiehlt, weniger durch seinen Gesang, der aus vielen zwitschernden, knarrenden, klappernden und wenig angenehmen Tönen besteht.

8. **Die rosenfarbige Drossel, Seestaar** (Turdus roseus Linn.). Hat einen Federbusch; die Hauptfarbe ist rosenroth, Kopf, Flügel und Schwanz sind schwarz mit blau und grün schillerndem Glanze. Man findet diesen Vogel in verschiedenen Ländern von Europa und Asien. Vielleicht nistet auch in unsern Waldungen hier und da ein Pärchen, was man aus den unter Staaren mit gefangenen Jungen wohl schließen könnte. In großen Flügen erscheint er im südlichen Rußland. Er ernährt sich von Insekten, wie unser Staar, dem er in Vielem sehr nahe steht. Bei den Türken ist er heilig, weil er große Niederlagen unter den Heuschrecken anrichtet.

Raubvögel.

Auch aus der Klasse der Raubvögel hat man einige theils zum Nutzen, theils aus Liebhaberei in großen Käfigen gehalten. Für diejenigen, welche davon sich einige wählen möchten, führen wir demnach auch einige an. Große, wie Steinadler und Geier, werden nur von solchen Personen gehalten, die den Aufwand an Fleisch, das diese Vögel verzehren, eben nicht achten, und es macht ihnen schon Freude, wenn sie so zahm werden, das ihnen Gereichte aus der Hand ihres Herrn zu nehmen. Strenge Reinlichkeit ist dabei sehr zu empfehlen, da das hingeworfene Fleisch, sowie ihr Unrath Gestank verbreitet. Einige verlangen auch Wasser und dann und wann einen Vogel oder ein Säugethier mit Federn und Haaren, was zur Reinigung des Magens unumgänglich nothwendig zu sein scheint. Sie zeichnen sich übrigens durch starke, gekrümmte Schnäbel, einer Wachshaut und Füße mit scharfen, gekrümmten Nägeln aus. Gesicht und Geruch sind meist sehr scharf. Ihre Hauptnahrung ist Fleisch. Sie lernen weder singen noch sprechen und haben in der Regel keine angenehme Stimme.

1. **Der Edelfalke** (Falco islandicus Linn.). Ist ein großer, ansehnlicher Vogel, 24—28 Z. lang und 48—52 Z. breit, mit gelblichen, in der Jugend bläulichen Füßen, aschgraubräunlichen, im Alter weißlich in die Quere gebänderten, in der Jugend hell geränderten Oberkörperfedern und weißlichem, dunkel in die Länge gefleckten Unterkörper, oft mit größtentheils weißem Gefieder, besonders die Alten. Sie bewohnen den hohen Norden der alten und neuen Welt. Ihre Kraft, Schnelligkeit und Gelehrigkeit macht sie zu Baizvögeln vorzüglich geschickt, und als die Falkenbaize noch gewöhnlich war, wurden sie ganz außerordentlich geschätzt, abgerichtet sehr theuer bezahlt und so hoch gehalten, daß man eigene Falkonier hielt, oder sie verschrieb, um Reiher zu baizen, denen man Ringe mit Namen, Datum und Jahrzahl an die Füße befestigte und sie dann fliegen ließ; oft nach einer Reihe von hundert Jahren hat man dergleichen wieder gefangen und daraus

das hohe Alter dieser Vögel erkannt. Durch Hunger und beständiges Wachen bändigt und zähmt man diese Wildfänge. Sie werden in Netzen gefangen. In der Freiheit jagen sie meist Seevögel.

2. **Der Wanderfalke** (Falco peregrinus Linn.). Kleiner als der vorige. In der Jugend dem Edelfalken ähnlich, gezeichnet mit schwarzen Backenstreifen, im Alter auf dem Oberkörper schieferschwarzblau, dunkler in die Quere gestreift, auf dem Unterkörper lehmröthlichgelb mit braunen Flecken. Er gleicht dem vorigen im Betragen und allen Eigenschaften sehr, ist unser ächter deutscher Baizfalke und wurde sonst sehr sorgfältig und häufig abgerichtet und erfreut noch jetzt den Liebhaber durch seine Gelehrsamkeit und Zähmbarkeit. Er wird wie die andern Falken unter dem Schlagnetze mit einer Taube gefangen.

3. **Der Baumfalke** (Falco subbuteo Linn.). Ist 13 bis 15 Z. lang und 31 bis 36 Z. breit, oben düster blauschwarz, unten weiß mit braunen Längsflecken, alt mit rostrothen Hosen, stets mit gelblichen Füßen. Er bewohnt die Feldhölzer, fängt Vögel, vorzüglich Rauchschwalben, auch Insekten, horstet auf Bäumen, auch er wurde ebenfalls abgerichtet, und zwar muß dies jung geschehen, wo er sehr zahm und zutraulich wird.

4. **Der Thurmfalke** (Falco tinnunculus Linn.). Hat mit vorigem fast gleiche Größe, ist jedoch wegen seines langen, stufenförmigen Schwanzes etwas länger und wegen seiner kürzeren Flügel etwas schmäler. Das alte Männchen ist ein schöner Vogel, hat einen schön aschgrauen Kopf, Nacken, Bürzel und Schwanz, röthelrothen, mit dreieckigen, schwärzlichen Flecken besetzten Mantel, eine breite, schwarze Querlinie vor der weißlichen Schwanzspitze und einen röthlichgelben, mit dunkelblauen Längeflecken besetzten Unterkörper. Das größere Weibchen und das junge Männchen unterscheidet sich von ihm vorzüglich durch einen röthlichen Kopf und Schwanz, von denen der erstere schwärzlich gestrichelt, der letztere so gebändert ist. Dieser Vogel bewohnt die Feldhölzer und alten Burgen. Er ist ein wahrer Mausejäger, der oft

über einer Stelle eines Ackers flatternd schwebt, um ein Mäus- chen, das aus seinem Loche hervorkommt, zu fangen. Er fängt auch kleine Vögel und Insekten und horstet auf Bäumen, alten Burgen und in Mauerlöchern. Jung aufgezogen wird er sehr zahm, läßt sich leicht mit Fleisch und Mäusen erhalten und so weit brin- gen, daß er ein- und ausfliegt und seinen Herrn sehr liebt. Zur Jagd taugt er wenig.

Die **Nachtraubvögel** oder **Eulen** erkennt man leicht an ihren großen, vorwärts gerichteten Augen, den vorwärts ge- stellten, den Schnabel größtentheils verbergenden, bei den meisten einen Kranz um das Auge bildenden Federn, an dem weichen Ge- fieder und Mangel eines Kropfes. Sie haben weniger geistige Fähigkeiten als die Tagraubvögel, doch hohen Werth in der großen Haushaltung Gottes, da ihnen die Vertilgung mehrerer schädlichen Thiere, die wie sie das Tageslicht scheuen, anvertraut ist. Für den eigentlichen Liebhaber der Stuben- und leicht zähmbaren Vö- gel haben sie wenig Werth, die folgenden etwa ausgenommen, welche theils ihrer Brauchbarkeit, theils ihrer Schönheit, theils ihres drolligen Wesens wegen eine Ausnahme machen möchten.

5. **Der Uhu, Schuhu, große Ohreule** (Strix bubo Linn.). Die größte deutsche Eule, 26—30 Z. lang und 60—76 Z. breit. Sie hat 2 schwarze, auf der innern Seite gelb eingefaßte Federohren, große Augen mit feuergelbem Sterne, mittellange, breite Flügel, auf dem Oberkörper ein gelb und schwarz geflecktes Gefieder, auf dem Unterkörper auf gelbem Grunde schwarze Längeflecken und braune Querbinden. Dieser Vogel bewohnt die mit Felsen untermischten Wälder, frißt junges Wild, Hasen, grö- ßere und kleinere Vögel, die ihn daher auch hassen und verfol- gen. Er ist auch, alt gefangen oder flügellahm geschossen, zähm- bar; jung aufgezogen wird er oft so zahm, daß er seinem Herrn antwortet, wenn derselbe ruft. Man füttert ihn mit Fleisch auf, doch muß er dann und wann Thiere mit Haaren und Federn bekommen, der bessern Verdauung wegen, indem er, wie die an-

dern Raubvögel, Gewölle wirft. Man benutzt ihn auf Krähenhütten zum Herbeilocken der Raubvögel, Krähenarten und Würger. (Die Zeichnung einer solchen Hütte siehe auf dem Titelkupfer des von uns schon öfters angeführten trefflichen Werkes von dem Prof. Fr. Naumann, Bd. IV.)

6. **Der Baumkauz, Waldeule** (Strix aluco Linn. Syrnium aluco Boje). Er zeichnet sich durch seinen breiten Kopf, seine plumpe Gestalt und seine sehr großen Augen mit braunen Augensternen hinlänglich aus. Hat er wenig rostroth, so ist er nach Boje der gewöhnliche Baumkauz (Syrnium aluco), mit viel rostroth, der Brandbaumkauz (Syrn. stridulum Br.). Die Länge beträgt 16—17 Z., die Breite 38—39 Z. Er lebt in Wäldern, kommt im Winter auch in die Gebäude, nistet in hohlen Bäumen und frißt Mäuse und kleine Vögel. Ob er gleich wenig Empfehlendes hat, ist er doch auch alt zähmbar und läßt sich in Ermangelung eines Uhus auf der Krähenhütte gebrauchen.

7. **Der Schleierkauz, Schleiereule** (Strix flammea Linn.). Er zeichnet sich durch seine gewölbten, fast schwarzen, mittelgroßen Augen, seine großen, wenig befiederten Füße und sein wunderschönes, oben aschgraues, mit Schnüren von weißen und schwarzen Fleckchen besetztes und unten rostgelbes, mit braunen Punkten gezeichnetes Gefieder aus. Die Länge beträgt 14 bis 15 Z. 9 Lin. und die Breite 39 bis 40 Z. 6 Lin. Er bewohnt die Thürme, alte Mauern und andere hohe Gebäude in Städten und Dörfern ebener Gegenden, nistet in Mauerlöchern und nährt sich von Mäusen und kleinen Vögeln. Jung aufgezogen wird er sehr zahm. Ich besaß einen solchen, der auf meinen Ruf hervorkam und seine Nahrung aus meiner Hand nahm. Dadurch und durch ihre Schönheit empfiehlt sich diese Eulenart.

8. **Der Steinkauz, Leichenhuhn, Todtenvogel** (Strix passerina. Athene pass. Boje). Ist nur 10 Z. lang und 24 Z. breit, hat dünn befiederte Füße, schwefelgelbe Augensterne und ein oben mäusegraues mit weißen, unten weißliches mit braunen Flecken besetztes Gefieder, lebt in hohlen Bäumen, auch auf

Kirchthürmen, und besucht besonders im Winter, wo es an Nahrung gebricht, die Dörfer, wo sein ominöser Ruf: **kuwitt, kuitt!** Abergläubische erschreckt. Seine Nahrung besteht vorzüglich in Mäusen, Käfern, kleinen Vögeln und Fledermäusen. Zu einer Mahlzeit braucht der kleine Fresser 5—6 Feldmäuse. Mit anbrechender Abenddämmerung beginnt seine Jagd und dauert, ist die Nacht hell, bis zur Morgendämmerung, wo das Morgenroth, das andere Schläfer weckt, ihn zur Ruhe leuchtet. Jung aufgezogen wird er sehr zahm und dient zur Anlockung und zum Fang der kleinen Vögel, wie wir schon oben angegeben. Uebrigens macht er sich noch durch seine sonderbaren Stellungen und sein ungemein drolliges Wesen sehr angenehm.

Vögel, die man aus besonderer Liebhaberei hält.

Demnach hätten wir nun unsern Lesern diejenigen Vögel vorgeführt, welche die Liebhaber der Stubenvögel zu verschiedenen Zwecken zu halten pflegen. Es giebt indessen doch auch noch mehrere, die man aus besonderer Liebhaberei und Curiosität auch wohl noch hält. Wir theilen auch hiervon einige mit, doch nur so kurz, als es der enge Raum unseres Heftes erlaubt.

1. **Der graue Kuckuck** (Cuculus canorus Linn.). Längst bekannt ist es, daß das Kuckucks-Weibchen das Ausbrüten und Erziehen seiner Jungen andern kleinen Vögeln überläßt. (Wer mehr davon zu wissen wünscht, findet es in meinem oben angeführten Werke S. 222.) Man zieht ihn, jung aus dem Neste genommen, mit Insekten, Würmern und zartem Fleische auf und gewöhnt ihn dann an das Universalfutter. Den Winter über muß man ihn warm halten. Doch hat man es bis jetzt noch nicht dahin gebracht, daß der Gefangene im Frühjahr sein Kuckuck hätte hören lassen.

2. **Die Steindohlendrossel** (Corvus graculus Linn.). Sie bewohnt die höchsten Alpen der Schweiz, lebt von Insekten, Würmern und Beeren, ist sehr scheu und nistet in unzugänglichen

Felsen. Man füttert die Jungen groß mit Allem, was auf den Tisch kommt. Sie werden sehr zahm. Farbe schwarz. (Am a. O. S. 201 Steindohle.) Mit ihr nahe verwandt ist die Alpendohlendrossel (Corvus pyrrhocorax Linn.). Sie wird als Stubenvogel sehr gerühmt, lernt auch Lieder pfeifen. Ihr wachsgelber Schnabel und die zinnoberrothen Füße, so wie das sammetschwarze Gefieder empfehlen sie sehr dem Beschauer.

3. **Der gefleckte Nußheher** (Corv. caryocatactes Linn.). Er hat die Größe des Eichelhehers, bewohnt die Alpen da, wo Zirbelbäume stehen, deren Nüsse er geschickt aufknackt und frißt; außer ihnen frißt er auch Haselnüsse und Insekten. Nur in manchen Jahren verirrt er sich in die Ebenen. Er hat einen knarrenden Ton. Man fängt ihn in Dohnen, wenn man Haselnüsse vorhängt, auch beim Kauze und auf der Tränke. Man hält ihn in großen Gitterbauern und nährt ihn mit Vögeln, Mäusen, Nüssen u. dgl.; thut man Vögel mit in den Bauer, so tödtet er sie. Er erfreut den Besitzer durch sein drolliges und zahmes Wesen (a. a. O. S. 189.).

4. **Der Grünspecht** (Picus viridis Linn.). Man zieht ihn jung auf, legt ihn an ein Kettchen und giebt ihm Ameisen, Nüsse und Fleisch. Er ist sehr unartig und wird selten recht zahm.

5. **Der gelbbäuchige Kleber** (Sitta europaea Linn.). Er bewohnt, wie der Vorhergehende, Laub- und Nadelhölzer, ist sehr unruhig und klettert an den Bäumen hinauf und herab. Ein niedliches Vögelchen: der Oberkörper bläulich, hat einen großen, schwarzen Streif durch die Augen und einen rostgelben Unterkörper; beim Männchen kastanienbraun. Er frißt Insekten, Hasel-, Linden- und Buchnüsse. Man fängt ihn mit Leimruthen, auch auf der Tränke und im Meisenkasten mit Hanfkörnern, sonst giebt man ihm auch Hafer, Linden- und Buchnüsse und verwahrt ihn in einem Eisendrahtkäfig, da er sonst den hölzernen zerbeißt (a. a. O. S. 193).

6. **Der große, graue Würger** (Lanius excubitor). Ist die größte Art unter den deutschen Würgern. Frißt Vögel,

Mäuse und Insekten. Man fängt ihn auf der Locke und auf dem Vogelheerde, wo dieser kleine Räuber nach den Lockvögeln stößt; am besten ist es, ihn jung aufzuziehen. Er hat übrigens gar keinen Gesang, ist wild und räuberisch und erfreut nur durch sein keckes und munteres Wesen (a. a. O. S. 53).

7. **Der Haus-** (Fringilla domestica Linn.) **und Feldsperling** (Fring. montana Linn.). Es sind zu bekannte Vögel, als daß sie näher bezeichnet zu werden brauchten. Sie sind leicht zu ernähren und nehmen das, was vom Tische kommt, lassen sich zum Ein- und Ausfliegen gewöhnen und sich im Vogelhause zur Fortpflanzung bringen (a. a. O. S. 157 u. 159).

8. **Der Schneebergfinke, Schneefinke** (Fring. nivalis Linn.). Er bewohnt die Alpen der Schweiz und Tyrols über dem Holzwuchse, kommt im Winter in die Thäler und ist wenig scheu. Er erhält Hanf, Hafer und Nachtigallenfutter, am liebsten Ameiseneier, verlangt auch viel Sand (a. a. O. S. 163).

9. **Das graue Feldhuhn, Rebhuhn** (Perdix cinerea. Tetrao perdix Linn.). Ein bekannter und für die Tafel so beliebter Vogel, daß er wohl als allgemein bekannt angenommen werden kann. Das Männchen hat auf der Brust einen großen, kastanienbraunen Fleck, welcher bei ihm nach der ersten Mauser stets, beim Weibchen aber nur zuweilen im hohen Alter vorhanden ist. Es sind Bewohner unserer Felder, die sich im Herbst in großen Gesellschaften (Völker) zusammenhalten. Sie fressen Getreide, Hülsenfrüchte oder Sämereien, grüne Kräuter und Insekten. Man fängt sie mit Schlingen und Netzen. Will man sie recht zahm haben, zieht man sie, jung eingefangen, mit Ameiseneiern und Getreide auf und läßt sie in der Stube mit abgeschnittenen Flügeln umherlaufen, wo sie Weizen und Brot, Salat und Kohl erhalten; Sand darf nicht fehlen. Man kann ihre Eier auch durch Hühner ausbrüten lassen (a. a. O. S. 257). Sie werden in der Stube und in Vogelhäusern gehalten.

10. **Das Steinhuhn** (Perdix saxatilis Meyer). Ein schöner Vogel (a. a. O. S. 259), der auf den Mittelgebirgen Ty-

rols, der südlichen Schweiz und Griechenland lebt, ist scheu und verbirgt sich sehr geschickt. Er lebt von Grassämereien, Beeren, Knospen, zarten Kräutern und Insekten. Man zieht diesen Vogel am besten jung und füttert ihn wie die Jungen des Rebhuhns auf. In Südtyrol findet man ihn nicht selten in den Bauerstuben umherlaufend.

11. **Der schreiende Dickfuß** (Oedicnemus crepitans Temm.). Er bewohnt die trocknen Lehden Norddeutschlands, ist sehr scheu, schnell in seinen Bewegungen, schreit stark und frißt Mäuse, Frösche, große Insekten und Würmer. Jung aufgezogen läßt man ihn im Zimmer mit verschnittenen Flügeln frei umherlaufen und füttert ihn mit Fleisch, Semmel in Milch und gewöhnt ihn nach und nach an Brot (a. a. O. S. 283).

12. **Der gehäubte Kiebitz** (Tringa vanellus Linn.). Er bewohnt die feuchten Wiesen, Lehden, Triften und Brüche unseres Vaterlandes, ist klug, schreit widrig seinen eignen Namen aus, macht possirliche Schwenkungen im Fluge und frißt Käfer, Larven, Schnecken und Würmer. Seine Eier werden als Delicatesse verspeist. Man fängt ihn in Schlingen bei dem Neste und läßt ihn mit verschnittenen Flügeln in gut eingeschlossenen Gärten zur Vertilgung der Insekten und Schnecken umherlaufen. Die Jungen werden aber viel zahmer und sind mit Semmel und Milch leicht aufzuziehen. Ich besaß einen solchen, der auf den Ruf „Hänschen“ kam und mir Regenwürmer aus der Hand fraß (a. a. O. S. 285).

13. **Der graue Kranich** (Grus cinerea Bechst. Ardea grus Linn.). Es ist ein ansehnlicher Vogel, 4 Fuß und drüber lang und 7 F. 6 Z. breit. Der ganze Oberkopf ist mit steifen, schwarzen Haaren besetzt, welche auf dem Hinterkopfe eine rothe, oft warzige Stelle dünn bedecken; der grauschwarze Oberhals an den Seiten weißgrau, die meisten Schwungfedern sind schwarz, die hintersten buschig und gekräuselt und, wie das übrige Gefieder, schön aschgrau; so sind die Alten. Dieser Vogel bewohnt die großen Sümpfe und Brüche Norddeutschlands, wandert unter knar-

rendem Geschrei in Schaaren, ist sehr scheu und klug, frißt Sumpfgräser, Getreide, Insekten, Würmer und Amphibien und legt gewöhnlich auf einer unzugänglichen Erhöhung in einem Sumpfe oder Bruche 2 grünlichgraue, braun und ölgrau gefleckte Eier. Man zieht ihn am besten jung auf und füttert ihn mit Getreide, Brot, Kartoffeln, Semmel, Zwieback, Fleisch u. dgl. Er wird außerordentlich zahm und zutraulich. Ich sahe einen bei einem Freunde in dem Hofe allein umherspazieren. Man hat mehrere dieser Vögel gezähmt, doch ist die Krone aller dieser der, den der Freiherr v. Seyffertitz zu Alsdorf bei Herberg mehrere Jahre besaß. Er zeigte menschliche Gefühle und menschlichen Verstand und hielt Ordnung unter allem Vieh auf dem Hofe, half das Rindvieh mit austreiben, ließ die angespannten Pferde nicht von der Stelle und wollte sich gar nicht zufrieden geben, als sein Gefährte gestorben war. Er schämte sich, wenn er ausgezankt wurde, rächte Beleidigungen mit Umsicht und zeigte in Allem eine bewundernswürdige Einsicht, die Jeden, der ihn sah, in Staunen setzte (s. Brehm Orias Heft 1. 2 u. 3, auch a. a. O. S. 289). Wer also einen großen gezähmten Vogel wünscht, der wähle einen Kranich.

14. **Der weiße Storch** (Ciconia alba Briss.). Ist nur 3 F. 6 Z. lang und 7 F. 3 Z. breit. Bei den Alten ist der Schnabel, Füße und hintere Theil des Kehlsackes zinnoberblutroth, das Gefieder weiß und schwarz. Die Störche bewohnen die Sumpf- und wasserreichen Ebenen Deutschlands, besonders die Ufer der großen Flüsse und die Küsten des Meeres, wandern in großen Flügen, fressen Amphibien, Käfer, Blutegel, Mäuse und junge Vögel und bauen ein großes Nest auf Gebäuden und Bäumen. Die Jungen zieht man mit Fleisch, Fröschen, Mäusen u. dgl. auf und beschneidet ihnen die Flügel, bis sie zahm geworden sind, wo man sie ihnen dann unbedenklich wachsen lassen kann. Sie fliegen dann weit weg und kommen wieder. Noch vor der Zugzeit sperrt man sie aber in einen Stall; allein sie wollen immer Fleisch haben und sind daher kostspielig zu erhalten, deshalb habe ich auch den meinigen abgeschafft.

15. **Der schwarze Storch** (Cic. nigra). Ist schlanker als voriger und eben so groß; Füße, Schnabel und die nackte Augenhaut hochroth, Brust und Bauch weiß, das übrige Gefieder schwarzbraun mit grünem Kupfer- und Purpurschiller. Er bewohnt die großen, an Sümpfen, Bächen, Teichen und Wiesen reichen Wälder Deutschlands, ist äußerst scheu, frißt wie der Vorige Frösche, Schlangen, Eidechsen, Fische, Käfer, Heuschrecken und Würmer und baut sein großes Nest auf hohe Bäume. Er wird übrigens eben so wie der vorige behandelt (a. a. O. S. 296 u. 97).

16. **Die Brachvögel** (Numenius Briss.). Sie zeichnen sich durch ihren großen, langen, bogenförmigen Schnabel und ihr befiedertes Gesicht aus. Ihre Füße sind lang und vierzehig und ihr Gefieder lerchenfarben. Sie leben auf Wiesen und feuchten Bergebenen des Nordens, wandern und fressen Insekten, Schaalthierchen und Beeren. Man fängt sie auf den Inseln der Ostsee, bisweilen auch bei uns an dem See bei Eisleben und gewöhnt sie mit Insekten und Ameiseneiern an ein Universalfutter, an Semmelkrumen u. dgl. (a. a. O. S. 302).

17. **Die Waldschnepfe** (Scolopax rusticola Linn.). Ein beliebter Vogel, der auf Tafeln nebst seinem Koth (Schnepfendreck) als Delicatesse gespeist wird. Er ist 15 Z. lang und 27 Z. breit; der Oberkörper ist schnepfenfarbig, d. h. rostfarben, rostgrau, rostgelbgrau, braungrau und schwarz durcheinander gefleckt. Man zieht die Jungen mit Ameiseneiern, Mehlwürmern und eingeweichter Semmel auf, gewöhnt sie an ein Universalfutter und läßt sie in einem gut umzäunten Garten frei umherlaufen, wo sie viele schädliche Insekten vertilgen und sehr zahm werden (a. a. O. S. 302).

18. **Die Wasserralle** (Rallus aquaticus Linn.). Wird 13 Z. lang und 17 Z. 6 Lin. breit, hat einen etwas langen, sanft bogenförmigen Schnabel, große Füße und kleine, unter den Bürzelfedern verborgene Steuerfedern. Das alte Männchen hat einen zinnoberrothen Schnabel, ist auf dem Rücken dunkelhornfarben,

der Augenstern hochroth, die Füße röthlichhorngrau, der Oberkörper schwarz mit ölgrauen Federrändern, der aschblaugraue Unterkörper am Bauche und After rostgelb, an den Seiten schwarz und weiß gebändert. Diese Vögel bewohnen die schilf- und grasreichen sumpfigen Orte Europas, leben von Schaalthieren, Insekten, Würmern und Grassämereien. Giebt man genau Achtung, wohin sie sich verkriechen, kann man sie oft mit der Hand erhaschen und in der Stube umherlaufen lassen. Mehl- und Regenwürmer, Ameiseneier und Insekten giebt man ihnen anfänglich und gewöhnt sie so an ein Universalfutter und an Semmelkrumen. Sie laufen recht artig mit vorgestrecktem Halse. Wasser und Sand darf ihnen, als Sumpfvögel, nicht fehlen (a. a. O. S. 311).

19. **Der Wachtelkönig, Wiesenknarrer** (Rall. crex Linn.). Seine Länge beträgt 11 Z. 9 Lin., die Breite 17 Z. 9 Lin. Er hat Aehnlichkeit mit der Wachtel, doch höhere Füße, und da man ihn bisweilen unter Wachtelzügen will getroffen haben, ist obiger Name entstanden. Er findet sich auf grasreichen Wiesen und Kleeäckern unseres Vaterlandes, macht sich Gänge im Grase, so daß er, ohne dieses zu bewegen, in ihnen unbemerkt umherlaufen kann, fliegt schlecht und ungern, daher man ihn so selten zu sehen bekommt, desto öfter aber den Ton des Männchens: errrrp, ärrrp! hört, den man, fest auf einem Kamm hinstreichend, nachmachen kann. Dieser Vogel lebt von Insekten, deren Larven, Würmern, Schnecken und Grassämereien. Man fängt ihn mit dem Wachtelgarne. Er gewöhnt sich leicht an die Gefangenschaft, besonders wenn man ihn frei umherlaufen läßt, wird sehr zahm und macht eigene Bewegungen. Man erhält ihn mit Semmel in Milch oder Wasser geweicht; auch frißt er Nudeln, Reiß, Hirse, Hanf, Rübsamen u. dgl. Er mausert sich jährlich 2 Mal (a. a. O. S. 311).

20. **Das grünfüßige Teichhuhn** (Ful. chloropus Linn.). Dieses Teichhuhn ist noch einmal so groß als der Wachtelkönig und zeichnet sich vor allen deutschen Vögeln durch seine sehr langen unbelappten Zehen und im Alter durch seine rothe

Stirnplatte aus. Es ist 15 Z. lang und 24 Z. breit, bewohnt die schilf-, rohr- oder grasreichen stehenden Gewässer unseres Vaterlandes, ziemlich hoch nördlich hinauf, taucht und schwimmt vortrefflich unter dem Wasser mit Hülfe der Flügel, weiß sich sehr geschickt zu verbergen, frißt Insekten, Würmer, Schnecken, Meerlinsen und andere zarte Wasserkräuter und baut ein schönes, oft auf dem Wasser schwimmendes Nest. Man fängt diesen Vogel im Herbst, wenn er recht fett, und im Winter, wenn er abgemagert ist, zuweilen mit den Händen; ein guter Jagdhund erhascht die Jungen leicht. Man steckt sie in einen großen Käfig oder besser noch läßt die Gefangenen frei umherlaufen und gewöhnt sie an Semmel in Milch geweicht, an Brot, Hirse u. dgl. Ein Freund dieser Thiere hatte einen solchen Vogel so zahm gemacht, daß er ihn wie ein Hund im ganzen Hause begleitete, ging sogar mit ihm ins Bette, um sich unter der warmen Decke gegen die Winterkälte zu schützen. Jung aufgezogen kann man dieses Huhn auch auf dem Hofe umherlaufen lassen. Mit bloßem Brote darf man es auch nicht erhalten wollen, denn ohne zuweilen Ameiseneier und Mehlwürmer zu bekommen, stirbt es bald.

21. **Die Silbermöve** (Larus argentatus Brünn). Diese schöne Möve mit ihrem blendend weißen und sanft aschgrauen Gefieder, dem gelben Schnabel und dem rothen Haken unter dem Schnabel, sowie dem gelben Augensterne, ist ein sehr angenehmer Vogel. Man kann ihn auf dem Hofe mit Kartoffeln füttern, doch bleiben Fische und Fleisch seine Lieblingsnahrung (a. a. O. S. 335).

22. **Die Lachmöve, Seekrähe** (Larus ridibundus Linn.). Diese ist die häufigste in Deutschland, 18 Z. lang und 24 Z. breit und gut zähmbar. Bei den Alten ist im Frühling Schnabel und Füße dunkelroth, Augenstern und Augenliedrand rothbraun, Kopf und Kehle brauner, unten wie abgeschnitten, der Mantel silbergrau, die Schwingenspitzen schwarz, das übrige Gefieder blendend weiß, an der Brust rosenroth überflogen. Im dritten Lebensjahre ist diese Möve ausgefärbt. Sie bewohnt schaa-

renweise die deutschen Seen und Moräste und kommt nicht selten von dem See bei Eisleben auf unsere Wiesen, wo sie Insekten aufsucht und, unter dem Namen Seekrähe bekannt, öfters geschossen wird; ist übrigens sehr scheu und frißt Insekten, Würmer und Fische. Jung zieht man sie mit Fleisch und Würmern auf, wo sie dann auch zahm werden (a. a. O. S. 335).

Anhang.

Nun noch Einiges über die ausländischen Vögel.

Nicht mit den inländischen Vögeln zufrieden, hat man sich auch an das Ausland gewandt und hat so manchen in die Wohnungen der Reichen verpflanzt. Es sind auch schon eigene Werke über Papageien und Pfefferfresser rc. mit herrlichen Abbildungen erschienen, so daß sich wohl ein Werkchen der ausländischen Stubenvögel zusammentragen ließ, wenn man auf einen hinlänglichen Absatz rechnen könnte. Indessen begnügen wir uns, hier nur Einiges darüber mitzutheilen.

I. Papageien.

Man hat diese oft so prächtigen Vögel mit Recht unter mehrere Abtheilungen gebracht:

1. Die größten sind **die Aras** (Ara, Boje). Sie haben nackte Backen, einen langen, abgestuften Schwanz und prächtige Farben; doch lernen sie nicht gut sprechen, erheben oft ihr unangenehmes Geschrei und sind dabei doch sehr theuer in Deutschland. Sie erhalten täglich frisch in Milch eingeweichte Semmel oder Zwieback, auch Früchte.

2. **Die Lorys** (Loris, Vaillant). Sie haben eine rothe Hauptfarbe, leben in Ostindien und lernen besonders „der geschwätzige Lory" (Psittacus garrula) sehr leicht sprechen.

3. **Wahre Papageien** (Psittacus Linn.). Sie haben starke Köpfe und Schnäbel, etwas kurze oder mittellange Schwänze und meist eine grünliche Hauptfarbe. Viele unter ihnen lernen gut sprechen. Sie werden wie die andern mit Semmel in Milch geweicht, mit Nüssen und andern Früchten ernährt.

4. **Kakadus** (Cacatua Vieill.). Sie haben einen Federbusch, kurzen abgestutzten Schwanz, sind meist weiß von Farbe und haben so bewegliche Federn an den Seiten des Kopfes, daß sie dieselben vorwärts richten und den Schnabel größtentheils darin verstecken können. Sie sind gelehrig, lernen aber schwer sprechen. Ihre Stimme hat ihren Namen veranlaßt. Ich sahe einen, der seine schöne röthliche Haube, so wie seine Flügel auf Befehl aufrichten und ausstrecken konnte.

5. **Sittiche** (Conurus, Kuhl. Perruches Vaill.). Der Schnabel mittelmäßig groß, der keilförmige Schwanz hat eine verschiedene Länge, das Gesicht befiedert. Sie lernen meist nicht gut sprechen, werden aber sehr zahm und bekommen das Futter der Vorhergehenden.

6. **Rüsselpapageien** (Probosciger Kuhl. Microglossus Vieill.). Ihr Schwanz ist kurz und abgestumpft, ihr Busch, wie die Kakadus, besteht aber aus schmalen Federn, nackte Backen, wie die Aras, dabei einen ungeheuer großen Ober- und kleinen Unterschnabel, eine lange walzenförmige, an der Spitze hohle und gespaltene Zunge, nackte Fersen und kurze Füße. Sie wohnen in Ostindien und erhalten das Futter der vorhergehenden Papageien.

7. **Erdpapageien** (Pezoporus Illig.). Ihr Schnabel ist etwas klein, ihre Füße mittellang mit großen Nägeln. Sie leben in Australien, suchen ihre Nahrung auf der Erde und werden wie die übrigen Papageien erhalten.

8. **Sperlingspapageien** (Psittacula Kuhl.). Ihre Größe ist gering, der Schnabel mittelmäßig, das Gesicht befiedert, der Schwanz klein und zugespitzt. Man findet welche in der alten und neuen Welt. Sie erhalten Canariensamen, Hanf und andere Sämereien.

9. **Turakos oder Trägvögel** (Corythaix Illig.). Es sind Uebergangsvögel, d. h. die uns zu andern Arten führen. Ihre Schnäbel sind gebogen, an den Schneiden gezähnelt, etwas hohe, aber immer noch durch gepaarte Zehen ausgezeichnete Füße, mittellange Schwung- und Steuerfedern; bei Corythaix (Cuculus Linn.) Persa ist der Schwanz etwas lang. Ihre Stimme ist wie die der Kuckucke. Man giebt ihnen die Kerne der Weintrauben, Obststückchen, Semmel, Brotkrumen u. dgl. Diese Nahrung erhalten auch die folgenden.

10. **Die Musafresser** (Musophaga Linn.). Sie zeichnet ein kurzer, dicker, die Stirn zum Theil bedeckender Schnabel aus, eine kurze, dicke Zunge und **Kletterfüße**, d. h. Füße mit gepaarten Zehen. Ihre Nahrung im Vaterlande besteht aus den Früchten der Bananen.

II. Ausländische Kernbeisser (Loxia Linn.).

Diese Vögel erhalten in der Gefangenschaft Hirse, Canarien- und Rübsamen, Hanf u. dgl. Die schönsten unter ihnen sind: 1. **Der Cardinalkernbeißer** (Loxia Cardinalis), mit rothem Gefieder und sehr schönem Gesange (s. den Bauer des Titelkupfers). 2. **Der Reißfresser** oder **Reißkernbeißer** (Lox. oryzivora). Hauptfarbe schön aschgrau, Kopf und Kehle schwarz, die weißen Backen schwarz eingefaßt. Sie erhalten Reiß und Hanf. 3. **Der Grenadierkernbeißer** (Lox. orix Linn.). Das Männchen ist so groß als ein Sperling, an Kopf, Kehle und Brust schwarz, übrigens an den kleinen Federn karminroth. 4. **Der lasurblaue Kernbeißer** (Lox. cyanea Linn.). Das kleine Gefieder ist dunkelhimmel- oder lasurblau. 5. **Der rothschnäbelige Kernbeißer** (Lox. sanguinirostris Linn.). Der Unterkörper ist hellbraun, der Schnabel dunkelblutroth, eine breite Binde rings um diesen schwarz. 6. **Der Perlkernbeißer** (Lox. Mozaba). Das braune Gefieder hat am Unterkörper weiße perlartige Flecken.

III. Ausländische Ammern, die sogenannten Paradiesammern oder Wittwen (Vidua Cuv.).

Diese Vögel zeichnen sich dadurch vor allen Samenfressern aus, daß die Oberschwanzdeckfedern bei den Männchen im Frühlingskleide ungemein verlängert sind, so daß sie über die Steuerfedern weit hinausreichen; im Herbst fallen diese aus, und die Stelle derselben nehmen unscheinbarere ein. Die vorzüglichste ist: **Die Paradieswittwe** (Vidua paradisea Cuv. Emberiza paradisea Linn.). Der Vorderkörper und der Vorderhals schwarz, ein breites Halsband und die Brust rostgelb; die Deckfedern des Schwanzes sind im Sommer sehr lang, zwei sehr breit, bogenförmig, mit 1 Z. weit vorstehenden Schäften und 3 Mal so lang als der Vogel.

IV. Ausländische Finken.

Die meisten hierher gehörigen Vögel kann man halten, doch bringt man in der Regel nur die schönsten zu uns, als: 1. **Der glänzende Finke** (Fringilla nitens Linn.). Etwas kleiner als ein Sperling, das Männchen blau- oder kohlschwarz mit Stahlglanz; aus Cayenne. 2. **Der Purpurfinke** (Fring. purpurea Linn.). Die Hauptfarbe dunkelpurpurroth mit Braun, der Bauch weiß, der Schwanz gabelförmig; Größe unseres Finken. 3. **Der amerikanische Stieglitz** (Fring. tristis Linn.). Größe des Hänflings; der Kopf, der mit einem weißen Bande gezierte Flügel und der Schwanz schwarz, das übrige Gefieder gelb; aus Nordamerika. 4. **Der blaubäuchige Finke** (Fring. Bengalus Linn.). Etwas größer als ein Zeisig, auf dem Oberkörper aschbraun, dem Bürzel, den Kopfseiten und dem Unterkörper von der Untergurgel an hell- oder himmelblau. Man füttert übrigens diese und ähnliche Arten mit Rüb- und Canariensamen.

V. Einige Merlen oder Tanagras (Tanagras Linn.).

Die hierher gehörigen Vögel haben einen starken, kegelförmigen, an der Wurzel dreieckigen, auf dem Rücken etwas gebogenen,

an der Spitze ausgeschweiften Schnabel, kurze Flügel und größtentheils prächtige Farben. Man theilt diese Vögel, welche in der Nahrung mit den Finken Aehnlichkeit haben und auch wie diese gehalten werden, in mehrere Unterabtheilungen ein. Sehr schön sind: 1. **Die dreifarbige Merle** (Calliste tricolor Boje. Tanag. tric. Linn.). Sie hat Schwarz, Gelb und Grün in schöner Vertheilung. 2. **Die Paradiesmerle** (Tan. Tatao). Der Oberkörper sammetschwarz, der Kopf grau, Brust und Schultern blau, Bürzel feuergelb. 3. **Die Mississipimerle** (Tan. Mississipensis). Roth, am Flügel und Schwanze etwas dunkler. Aus Nordamerika.

VI. Tukane oder Pfeffervögel (Rhamphastos Linn.).

Vögel mit ungeheuren Schnäbeln (es kommt jetzt eine Monographie mit sehr schönen Kupfern heraus), die länger als der Körper sind und bei allen scharfe, mehr oder weniger gezähnelte Schneiden haben. Ihre Füße haben gepaarte Zehen. Die Flügel sind ziemlich kurz, der Schwanz ist oft etwas lang. Sie leben von Früchten und fressen im Zimmer Alles, was man ihnen giebt. Das Gefieder ist prächtig gefärbt. Ich sah noch keinen lebend; dagegen hat aber das königl. Kabinet unserer Universität mehrere ausgestopfte Arten. Wir führen hier nur den **rothbrüstigen Pfeffervogel** (Rham. discolor Linn.) an. Von Körper etwas größer als eine Elster; der Schnabel, ein grauer Ring an der Wurzel ausgenommen, der ganze Oberkörper, Flügel und Schwanz dunkel-, die Unterbrust und der Bauch mattschwarz, der ganze Vorderhals prächtig orangen-, unten schwefelgelb eingefaßt, eine Binde auf der Oberbrust und dem Bürzel ist, wie die Unterschwanzdeckfedern herrlich ponceauroth.

Endlich hält man noch in Amerika die **Kolibris** (Trochilus), doch mit großen Schwierigkeiten. Bullock erzählt in der Beschreibung seines sechsmonatlichen Aufenthalts zu Mejiko, daß er dort viele Kolibris, die Edelsteine unter den Vögeln, in einem

großen, enggitterigen Käfig gehabt und sie mit Syrup, in welchen Blumen gestellt waren, ernährt habe. (In ihrem Vaterlande sollen sie besonders von den Insekten leben, die sich in den Blumen befinden.) Diese Prachtvögelchen setzen sich auf die Blumen und saugen Zuckersaft wie die Schmetterlinge aus den röhrenartigen Blumen, in die er von unten gedrungen war, begierig heraus. Doch ist es bis jetzt noch nicht geglückt, sie nach Europa zu bringen; denn selbst die glücklich eingeschifften starben immer auf der langen Ueberfahrt, gewöhnlich wenn sie die Linie passirten. Mag es indessen doch noch den Nachkommen glücken, die Europäer mit einem solchen Transport lebender Kolibris zu erfreuen, wozu gewiß alle Freunde der gefiederten Lieblinge ein freudiges Amen sagen werden.

Einige Schriften:

Naumann, And., Der Vogelsteller.

Naumann, Frd. Prof., Naturgesch. der Vögel Deutschl. nach eignen Erfahrungen, mit Kpfr.

Bechstein, J. M., Naturgesch. der Stubenvögel, 4te Aufl., mit 6 Kpfrt. 1840.

Brehm, Ch. B., Handbuch für den Liebhaber der Stuben- und Haus- und alle der Zähmung werthen Vögel, mit 8 Kpfr. 1832.

Andreä, Die Sing- und Stubenvögel Deutschlands.

Anmerk. Wer schöne und seltene, selbst ausländische Vögel zu besitzen wünscht, der kann sich an den Vogelhändler Thieme aus Waltershausen bei Gotha wenden. Dieser durchreist mit seinen Vögeln nicht nur fast ganz Europa, sondern hat auch in dieser Angelegenheit mehrere Reisen nach Amerika gemacht. Wir gedenken noch bei dieser Gelegenheit eines eben so unternehmenden Mannes für Taubenliebhaber, des Taubenhändlers Christ. Jahn, der auch jährlich mehrere Reisen nach Wien, Hamburg, Frankfurt ꝛc. macht, um Tauben ein- und zu verkaufen. Man kann immerfort 3—400 Paare der schönsten und verschiedensten Sorten Tauben bei demselben treffen, Darunter giebt es welche bis zu einem Preis von 4 Louisd'or.

Volièren oder **Vogelbehälter** sieht man in sehr verschiedener Weise angelegt, die jedoch meistens recht viel zu wünschen übrig läßt, bald in zu großem, bald in zu kleinem Maaßstabe, aber Ersteres verlangt viel Platz und viele Ausgaben, Letzteres erfüllt selten den Zweck, weil dabei häufig bloß auf äußere Zierlichkeit, aber nicht auf Bequemlichkeit und Gesundheit der geflügelten Bewohner Rücksicht genommen ist. Um recht viel hübsche Vögel für längere Zeit gesund und munter zu erhalten, muß Letzteres aber als Zweck vorangehen und darf jener Nebensache, der Zierde, nicht untergeordnet sein. Beides ist jedoch recht gut zu vereinigen. Wenn wir nun auf unserm Titelbilde eine Idee darstellten, bei welcher weniger auf Zierlichkeit, die ja doch Jeder nach eignem Geschmack anbringen wird, als auf Zweckmäßigkeit gesehen ist, wollen wir nur noch Einiges über Letztern hinzufügen. Ein solcher Behälter soll zwar die volle Sonne und freien Durchzug der Luft genießen, aber er darf nicht ringsum frei stehen, sondern sich auf seiner Nordseite mit einem Gebäude verbinden, das gleichsam seine zweite Abtheilung vorstellt, dessen Wände von Mauerwerk oder sonst luftdicht sind, während die andere aus Drahtgeflecht besteht, das ebenfalls eine Bedachung von Zinkblech hat. Ein paar Fensteröffnungen, die im Sommer offen, verbinden beide, so daß im Sommer die eingesperrten Vögel beliebig aus einer in die andere fliegen und so gegen rauhe Witterung und zur Nachtzeit Schutz in dem dicht verschlossenen Kämmerlein suchen können. In den Fensteröffnungen stehen die Geschirre mit dem Futter, damit dies weder Regen noch Sonnenschein treffen könne. Außerdem kann die Kammer noch ein paar, versteht sich, vergitterte Fensterchen nach außen haben, damit sie auch hell genug sei. Endlich führt der durch eine Thür verschlossene Eingang durch sie, und neben dieser ist außen ein kleines Kamin angebracht, dessen Ofen im Winter geheizt werden kann. Der Fußboden ist gepflastert mit Backsteinen (Mauerziegeln), in Gips eingegossen, damit das Eindringen feindlicher Thiere verhindert werde, und in der Mitte ist in gleicher Ebene versenkt ein großes flaches Geschirr für das Wasser

zum Trunk und Bade der Vögel, in welches man einige faustgroße Steine legt, zum Sitz für diese. Im Sommer benutzen also die Vögel beide Abtheilungen nach Belieben; im Winter treibt man sie dagegen in das Stübchen durch die beiden Fenster, welche es mit der Drahtgitterabtheilung verbinden, und setzt Glasfenster in selbige, damit die Vögel im Stübchen bleiben müssen, und dieses wird nur dann durch Ofenwärme etwas temperirter gemacht, wenn das Wasser der Trinkgeschirre einfriert; so lange dies nicht geschieht, ist Einheizen wo nicht nachtheilig, doch unnütz; auch darf man nicht zu stark heizen, nie mehr als 6—7 Gr. Reaum. über 0. Dies geschieht von außen; auch darf der Ofen nicht rauchen. Die Thür zur Volière darf nicht groß sein, oder es muß inwendig noch ein Vorhang angebracht werden, damit die Vögel dem, welcher jene öffnet, nicht über dem Kopfe heraus fliegen und sich in Freiheit setzen können. Wände und Bedachung des Häuschens dürfen nirgends eine Spalte haben und das Drahtgeflecht muß enge genug sein, damit nicht allein den Wieseln, sondern auch Mäusen das Einschlüpfen unmöglich werde. Ein solches Vogelhäuschen, in 2 Abtheilungen, für Sommer und Winter, in welchem man etwa 30 Stück Singvögel, von den kleinsten bis zu Drosselgröße zu halten gesonnen ist, mag diesen hinreichenden Platz gewähren, wenn es (viereckig) im Lichten 10 Fuß Länge und jede Abtheilung, ebenfalls im Lichten, 5 Fuß Breite hat, bei einer Höhe von 10 Fuß. Nachdem man mehr oder weniger Vögel halten will, kann es zwar größer oder kleiner sein, aber die Höhe muß dieselbe bleiben. Zu Sitzen für die Vögel muß es im Innern mit einer Menge dünner, horizontaler Stäbchen versehen werden; von Außen mag es dagegen ein Jeder nach seinem Geschmack verzieren, wie er will. — Bei dieser Gelegenheit dürfen wir vor den ganz frei stehenden, runden, lediglich aus Drahtgeflecht bestehenden, mit einem Blechdach versehenen, runden Thürmchen ähnelnden Volièren warnen; sie sind darum ganz unzweckmäßig, weil die Vögel in solchen zu sehr allem Ungemach der Witterung und der Stürme Preis gegeben sind, bei jeder An-

näherung von Menschen, Hunden oder Katzen, selbst vorbeifliegenden größern Vögeln heftig flattern, immer in Angst sind, nie ruhig und zahm werden, daher nicht singen und selbst, wenn sie schlafen wollen, noch von nächtlichen Raubthieren zu sehr beunruhigt werden können, nicht zu geschweigen, daß mancher, wenn er in der Bestürzung sich ans Gitter anklammert, von den Katzen erhäkelt wird. Man glaube ja nicht, daß der eingesperrte, auf engen Raum beschränkte Vogel die sengenden Sonnenstrahlen, die Stürme, Regengüsse, Hagelschauer und überhaupt den Wechsel der Witterung eben so gut vertragen könne, als sein die volle Freiheit genießender Bruder; denn dieser kann sich Schutz suchen, wie er ihn gerade für nöthig hält, er bewegt sich frei, wohin es ihm beliebt, die Abwechslung dient ihm zur Gesundheit, zur Unterhaltung u. s. w., kurz, was diesem ersprießlich ist, untergräbt die Gesundheit und tödtet meistens nur zu bald den Eingesperrten. — Uebrigens kann die obige zweitheilige Einrichtung auch für Gold- und Silberfasane, virginische Rebhühner, fremde Tauben u. dgl. eben so an ihrem Platze sein, wenn man sie mehr erweitert, zugleich aber auch schwächer besetzt; denn größere Vögel verlangen auch größern Raum.

Alphabetisches Register zu den Stubenvögeln.

In demselben Verlage sind ferner erschienen:

Bechstein, J. M., Naturgeschichte der Stubenvögel, oder Anleitung zur Kenntniß, Wartung, Zähmung, Fortpflanzung und zum Fang derjenigen in- und ausländischen Vögel, welche man in der Stube halten kann. 4te Aufl. mit 6 illum. und 1 schwarzen Kpfrtfl. gr. 8. 1840. gebund. 2 Thlr. 12 Gr.

— — Naturgeschichte der Stubenthiere, oder Anleitung zur Kenntniß und Wartung der Säugethiere, Amphibien, Fische, Insecten und Würmer, welche man in der Stube halten kann. 3te Aufl. mit 1 illum. Kpfrtfl. 8. 1807. 1 Thlr.

— — kurze aber gründliche Musterung aller bisher mit Recht oder Unrecht von dem Jäger als schädlich geachteten und getödteten Thiere, nebst Aufzählung einiger wirklich schädlichen, die er seinem Berufe nach nicht dafür erkennt 2c. 2te Aufl. mit 4 Kpfrtfl. 8. 1805. 20 Gr.

Lange, W., die Kanarienvögel uud deren Bastarde. Vollständige Anweisung zur Kenntniß, Zucht, Wartung u. Pflege derselben in und außer der Hecke. 1842. gr. 8. brosch. 6 Gr.

Hedwig, D. J., Belehrung die Pflanzen zu trocknen und zu ordnen, sie frisch nach dem Linnée zu untersuchen u. im System ausfindig zu machen; für junge Botaniker. Neue Auflge. 8. 1801. 14 Gr.

Fresenius, F. A., praktische Wetterkunde nach alten Bauererfahrungen. Ein Handbuch für Oekonomen u. Landwirthe. 8. 1799. 16 Gr.

Ramdohr, J. C., Magazin-Bienen-Behandlung. Herausg. v. J. Köllner. mit 2 Kpfr. 4te Aufl. 8. 1812. 12 Gr.

Fischer, H., gründliche Anweisung Glaspapier, auch Pergament- oder Leimpapier genannt, mit wenig Kosten selbst zu verfertigen u. mit Hülfe desselben jede Zeichnung zu kopiren 2c. 2c. (mit einer Probe des Papiers). 8. brosch. 1843. 6 Gr.

Zauberkünstler, der, oder Magie zum Unterricht u. geselligen Vergnügen. 4 Thle. Neue Aufl. 1824. br. 2 Thlr. Herabges. 16 Gr.

Galletti, J. G. A., Weltgeschichte. 27 Thle. in 28 Bdn. (1—12r Thl. Neue Aufl.) 8. 1801—19. 37 Thlr. Herabges. 6 Thlr.

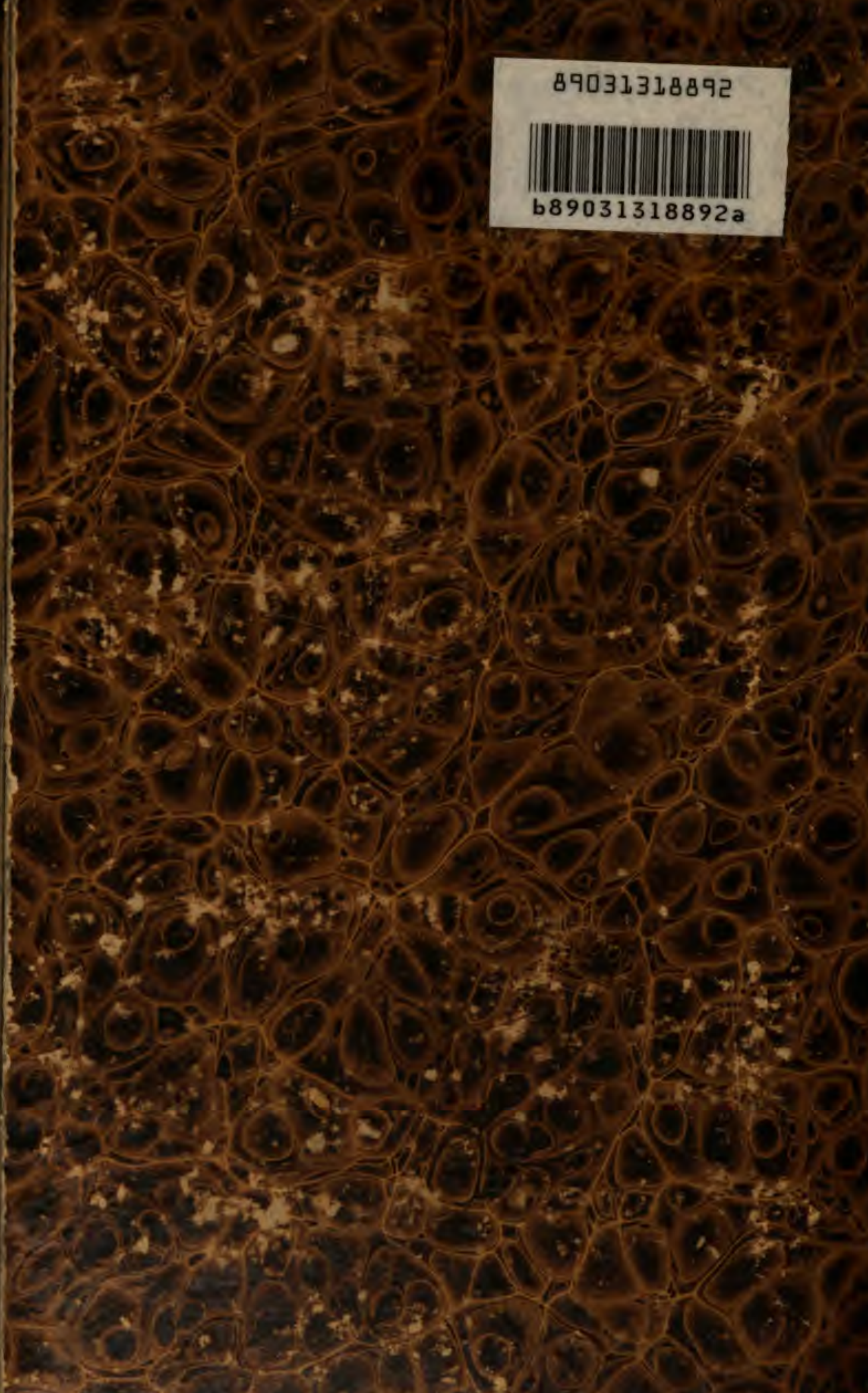
— — Geschichte des 30jährigen Krieges. 8. 1803. 1 Thlr. Herabges. 8 Gr.

— — Geschichte des 7jährigen Krieges. 8. 1806. 1 Thlr. 8 Gr. Herabges. 8 Gr.

— — Geschichte der französ. Revolution. 3 Bde. 8. 1808—11. 4 Thlr. Herabges. 1 Thlr.

Archiv denkwürdiger Begebenheiten, sonderbarer Ereignisse 2c. aus der Geschichte der Menschheit. 2 Bde. 8. 1805. 6. 2 Thlr. 16 Gr. Herabges. 6 Gr.




89031318892
b89031318892a